This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 814,624

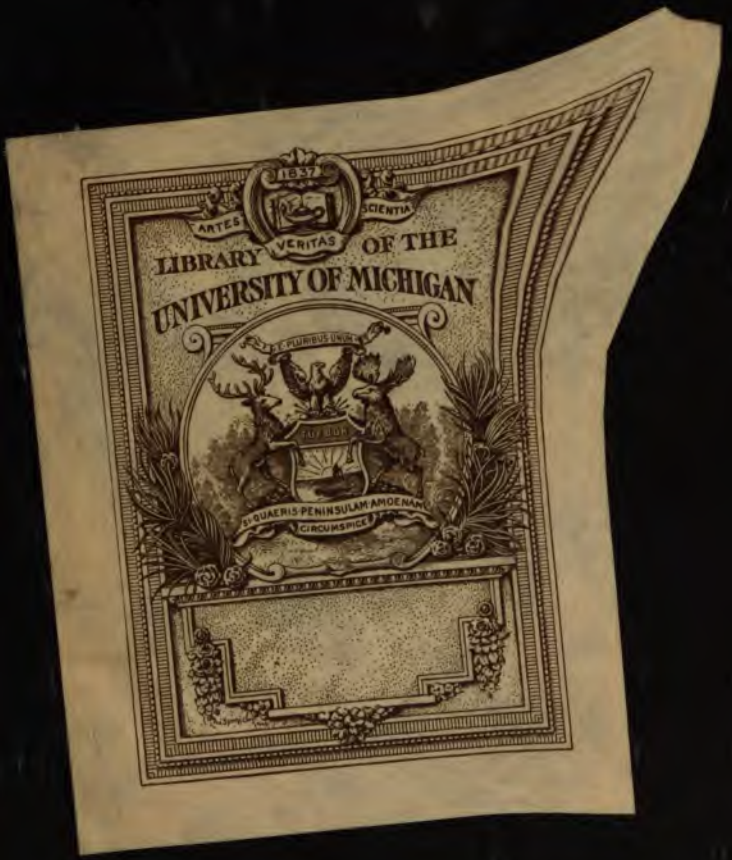
WISSENSCHAFT UND HYPOTHESE
XXI

TH. ZIEHEN

DIE GRUNDLAGEN DER PSYCHOLOGIE

II

B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

HF
123
.Z67
V.2

Wissenschaft und Hypothese

Sammlung von Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaften mit besonderer Berücksichtigung ihrer Grundlagen und Methoden, ihrer Endziele und Anwendungen

---

I. Band: **Wissenschaft und Hypothese.** Von Henri Poincaré-Paris. Deutsch von F. und L. Lindemann-München. 3. Aufl. 1914. Geb. ℳ 4.80.

Dies Buch behandelt in den Hauptstücken: Zahl und Größe, Raum, Kraft, Natur, Mathematik, Geometrie, Mechanik und einige Kapitel der Physik. Zahlreiche Anmerkungen des Herausgebers kommen dem allgemeinen Verständnis noch mehr entgegen und geben dem Leser wertvolle literarische Angaben zu weiterem Studium. Die dritte Auflage ist durch einige Bemerkungen des Verfassers über die nichtarchimedische Geometrie und über die neueren elektrodynamischen Theorien erweitert.

II. Band: **Der Wert der Wissenschaft.** Von Henri Poincaré-Paris. Deutsch von E. und H. Weber-Straßburg. Mit einem Bildnis des Verfassers. 2. Aufl. 1910. Geb. ℳ 3.60.

Der geistvolle Verfasser gibt einen Überblick über den heutigen Standpunkt der Wissenschaft und über ihre allmähliche Entwicklung, wie sie sowohl bis jetzt vor sich gegangen ist, als wie er sich ihre zukünftigen Fortschritte denkt. Das Werk ist für den Gelehrten zweifellos von größtem Interesse; durch seine zahlreichen Beispiele und Erläuterungen wird es aber auch jedem modernen Gebildeten zugänglich gemacht.

III. Band: **Mythenbildung und Erkenntnis.** Eine Abhandlung über die Grundlagen der Philosophie. Von G. F. Lipps-Leipzig. 1907. Geb. ℳ 5.—

Der Verfasser zeigt, daß erst durch die Widersprüche, die mit dem naiven, zur Mythenbildung führenden Verhalten unvermeidlich verknüpft sind, der Mensch auf die Tatsache aufmerksam wird, daß sein Denken die Quelle der Erkenntnis ist — er wird kritisch und gelangt zu der kritischen Weltbetrachtung. Die Entwicklung der kritischen Weltbetrachtung stellt die Geschichte der Philosophie dar.

IV. Band: **Die nichteuklidische Geometrie.** Historisch-kritische Darstellung ihrer Entwicklung. Von R. Bonola-Pavia. Deutsch von H. Liebmann-München. 1908. Geb. ℳ 5.—

Will in möglichst elementar gehaltener Darstellung Ziele und Methoden der nichteuklidischen Geometrie auch denen verständlich machen, die mit nur elementaren mathematischen Vorkenntnissen ausgestattet sind.

V. Band: **Ebbe und Flut sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem.** Von G. H. Darwin-Cambridge. Deutsch von A. Pockels. 2. Aufl. Mit einem Einführungswort von G. v. Neumayer und 52 Illustrationen. 1911. Geb. ℳ 8.—

Nach einer Übersicht über die Erscheinungen der Ebbe und Flut, der Seeschwankungen, der besonderen Flutphänomene sowie der Beobachtungsmethoden werden in sehr anschaulicher, durch Figuren erläuterter Weise die fluterzeugenden Kräfte, die Theorien der Gezeiten sowie die Herstellung von Gezeitentafeln erklärt. Die folgenden Kapitel sind geophysikalischen und astronomischen Fragen, die mit der Einwirkung der Gezeitenkräfte auf die Weltkörper zusammenhängen, gewidmet.

VI. Band: **Das Prinzip der Erhaltung der Energie.** Von Max Planck-Berlin. 3. Auflage. 1913. Geb. ℳ 6.—

Behandelt die historische Entwicklung des Prinzips von seinen Uranfängen bis zu seiner allgemeinen Durchführung in den Arbeiten von Mayer, Joule, Helmholtz, Clausius, Thomson; die allgemeine Definition des Energiebegriffs, die Formulierung des Erhaltungsprinzips nebst einer Übersicht und Kritik über die versuchten Beweise.

VII. Band: **Grundlagen der Geometrie.** Von D. Hilbert-Göttingen. 4. Auflage. 1913. Geb. ℳ 6.—

Ein Versuch, für die Geometrie ein vollständiges und möglichst einfaches System von Axiomen aufzustellen und aus denselben die wichtigsten geometrischen Sätze in der Weise abzuleiten, daß dabei die Bedeutung der verschiedenen Axiomgruppen und die Tragweite der aus den einzelnen Axiomen zu ziehenden Folgerungen möglichst klar zutage tritt.

VIII. Band: **Geschichte der Psychologie.** Von O. Klemm-Leipzig. 1911. Geb. ℳ 8.—

In der gegenwärtigen Zeit, wo die Psychologie als eine selbständige Erfahrungswissenschaft auftritt, dürfte ein geschichtlicher Ausweis geeignet sein, zahlreichen Mißverständnissen vorzubeugen. Daß dabei die Grenzfragen der Psychologie stärker in den Vordergrund treten, wird um so weniger als Fehler empfunden werden können, da sich ja nach einem Ausspruch Poincarés das Wachstum einer Wissenschaft gerade auf ihren Grenzgebieten vollzieht.

IX. Band: **Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften und ihre Beziehungen zum Geistesleben der Gegenwart.** Von P. Volkmann-Königsberg i. P. 2. Auflage. 1910. Geb. ℳ 6.—

Die sichtliche Zunahme der erkenntnistheoretischen Interessen auf allen Gebieten der Naturwissenschaften veranlaßt den Verfasser, seine späteren erkenntnistheoretischen Untersuchungen in die Grundzüge einzuarbeiten und damit eine weitere Durcharbeitung des gesamten für ihn in Betracht kommenden Gegenstandes zu versuchen.

X. Band: **Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit.** Von É. Boutroux-Paris. Deutsch von E. Weber-Straßburg i. E. 1910. Geb. ℳ 6.—

Boutroux zeigt uns in klarer und anschaulicher Weise die Ideen einiger der größten Denker über die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion. Er übt aber auch strenge Kritik und verhehlt uns nicht alle die Schwierigkeiten und Einwendungen, die sich gegen jedes dieser Systeme erheben lassen.

XI. Band: **Probleme d. Wissenschaft.** Von F. Enriques-Bologna. Deutsch von K. Grelling-München. 2 Teile. 1910.

I. Teil: **Wirklichkeit und Logik.** Geb. ℳ 4.—

II. — **Die Grundbegriffe der Wissenschaft.** Geb. ℳ 5.—

Der Verfasser entwickelt durch eine Analyse der Fragen der Logik und Psychologie eine neue Theorie der Erkenntnis, dabei die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, von der Mathematik bis zur Biologie, Wirtschaftslehre und Geschichte berührend.

XII. Band: **Die log. Grundlagen d. exakten Wissenschaften.** Von P. Natorp-Marburg. 1910. Geb. ℳ 6.60.

Das Buch, das gleichsam eine nach modernen Begriffen reformierte „Kritik der reinen Vernunft" darstellt, versucht eine in den Hauptzügen vollständige, geschlossene Philosophie der exakten Wissenschaften zu bieten, wobei ein strenger Systemzusammenhang angestrebt ist.

XIII. Band: **Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft.** Von H. Hausrath-Karlsruhe. 1911. Geb. ℳ 5.—

Das Aussehen der deutschen Landschaft hat im Laufe der Zeiten große Änderungen zum Teil unter dem Einfluß des Menschen erfahren. Ebenfalls bildet die künftige Gestaltung dieser Verhältnisse, die zweckmäßige Verteilung von Wald und Feld, die Nutzbarmachung der Heiden und Moore eine viel erörterte Frage. Ausgehend von den natürlichen Bedingungen der Vegetationsformen sucht der Verfasser diese Fragen aufzuklären, indem er vom Ende der Eiszeiten an dem Wechsel in der Verteilung und in dem Zustand von Wald, Feld, Wiese und Moor nachgeht und seine wahrscheinlichen Gründe feststellt.

XIV. Band: **Das Weltproblem vom Standpunkte des relativistischen Positivismus aus.** Historisch-kritisch dargestellt von J. Petzoldt-Charlottenburg. 2., vermehrte Aufl. 1911. Geb. ℳ 3.—

Vom Standpunkte des relativistischen Positivismus sucht der Verfasser auf neuen Wegen und zum Teil mit neuen Hilfsmitteln die Geschichte der Philosophie als eine sinnvolle Geschichte eines vorwissenschaftlichen, ursprünglich unvermeidlich gewesenen Irrtums des menschlichen Denkens verständlich zu machen. Auf Grund der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauungen wird dieser Irrtum Schritt für Schritt verfolgt und endlich vollständig aufgelöst.

XV. Band: **Wissenschaft und Wirklichkeit.** Von M. Frischeisen-Köhler-Berlin. 1912. Geb. ℳ 8.—

Das Buch, das aus umfassenderen Studien über die philosophischen Grundlagen der Natur- und Geisteswissenschaften hervorgegangen ist, gibt eine neue Grundlage des kritischen Realismus. Es zerfällt in zwei Teile. Der erste begründet in Auseinandersetzung mit dem transzendentalen Idealismus, insbesondere in seiner Durchbildung durch die Marburger Schule einerseits, die Freiburger Schule andererseits, das Recht, über die immanente Erkenntnisanalyse hinaus für die Neubestimmung des Begriffes von Wirklichkeit auf Erlebnisgrundlagen und hier vor allem auf unsere Willenserfahrungen zurückzugehen. Der zweite Teil entwickelt dann den so ableitbaren Begriff des Wirklichen und verfolgt, wie in den Erfahrungswissenschaften sich für uns der Aufbau einer Wirklichkeit als Natur und Geschichte vollzieht.

XVI. Band: **Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaft.** Von É. Picard-Paris. Deutsch von F. u. L. Lindemann-München. 1913. Geb. ℳ 6.—

Der Verfasser hat versucht, in diesem Buche eine zusammenfassende Übersicht über den Stand unseres Wissens in Mathematik, Physik und Naturwissenschaften in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zu geben. Man findet die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen man heute den Begriff der wissenschaftlichen Erklärung betrachtet, ebenso wie die Rolle, die hierbei die Theorien bilden, eingehend erörtert.

XVII. Band: **Wissenschaft und Methode.** Von H. Poincaré-Paris. Deutsch von F. und L. Lindemann-München. 1913. Geb. ℳ 5.—

Eine summarische und getreue Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften, ihrer Methoden und Tendenzen, der einige historische Bemerkungen vorangehen, läßt vielleicht besser als abstrakte Abhandlungen verstehen, was die Gelehrten suchen, welche Vorstellung man sich von der Wissenschaft machen soll, und was man füglich von ihr erwarten darf.

XVIII. Band: **Probleme der Sozialphilosophie.** Von R. Michels-Basel. 1913. Geb. ℳ 4.80.

Bezweckt eine eindringliche Untersuchung der im Mittelpunkt der soziologischen Forschung stehenden Probleme, wie: Cooperation, Solidarität, Kastenbildung. Der Verfasser bietet allenthalben nicht so sehr Lösungen als vielmehr neue Gesichtspunkte für die behandelten Probleme.

XIX. Band: **Ethik als Kritik der Weltgeschichte.** Von A. Görland-Hamburg. 1914. Geb. ℳ 7.—

Dieses Buch ist keine systematisierte Tugendlehre, sondern es baut unmittelbar auf den praktischen Konsequenzen auf, die sich aus der Kritik der Weltgeschichte und des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart ergeben. Eine starke unmittelbare Einwirkung auf die Gestaltung aller praktischen Lebensprobleme der Gegenwart wird ihm darum gesichert sein.

XX/XXI. Band: **Grundlagen der Psychologie.** Von Th. Ziehen-Wiesbaden. 1914. Geb.

Verf. behandelt im 1. Teil die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Psychologie, insbesondere also das Problem der Abgrenzung des Psychischen vom Materiellen und der Zusammenfassung des Psychischen im Begriff des Ichs oder der Seele (im Sinn des Subjekts). Im 2. Teil werden die psychischen Grundbegriffe dargestellt. Vor allem sei hier auf die vom Verfasser neu entwickelten Theorien der Introspektion, der Begriffsbildung, der Gefühle und Affekte und der Willensvorgänge hingewiesen.

In Vorbereitung befinden sich:

Die Erde als Wohnsitz des Menschen. Von K. Dove.

Moderne Probleme der Psychiatrie. Von K. Heilbronner.

Vererbungslehre. Von W. Johannsen.

Die moderne Eiweißchemie, ihre Errungenschaften und Ziele. Von P. Pfeiffer.

Meteorologische Zeit- u. Streitfragen. Von R. Süring.

Deszendenzlehre. Von S. Tschulok.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

WISSENSCHAFT UND HYPOTHESE

XXI

DIE GRUNDLAGEN DER PSYCHOLOGIE

VON

THEODOR ZIEHEN

II. BUCH

PRINZIPIELLE GRUNDLEGUNG DER PSYCHOLOGIE

(AUTOCHTHONE GRUNDLEGUNG)

LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1915

COPYRIGHT 1915
BY B. G. TEUBNER IN BERLIN UND LEIPZIG

ALLE RECHTE,
EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

Druckfehlerberichtigung zu Buch II

S. 71, Z. 19 v. o. muß es heißen „Einteilung“ statt „Einleitung“

S. 136, Z. 11 v. o. „2—8“ statt „1—8“

S. 179, Z. 11 v. o. „§ 32“ statt „§ 99“

S. 192, Z. 12 v. o. „§ 46“ statt „§ 45“

S. 203, Z. 6 v. o. „unter diesen“ statt „unter dieser“

S. 215, Z. 7 v. o. „C_q“ statt „C_a“

S. 219, Z. 10 v. u. fehlt „auch“ vor „nach Wundts neuester Lehre“

S. 222, Anm. vorletzte Zeile „Übereinstimmung“ statt „Überstimmung“

S. 296 unter Külpe „287“ statt „286“

S. 297 unter Meinong „135“ statt „134“

VORREDE.

Das Ziel dieser Grundlegung der Psychologie bedarf in diesem Vorwort keiner näheren Erörterung, da es in den einleitenden Paragraphen alsbald entwickelt und abgegrenzt wird. Nur dies eine möchte ich dem ganzen Werk vorausschicken: es kam mir **im 1. Buch** vor allem darauf an, die Psychologie auf eine einwandfreie erkenntnistheoretische Grundlage zu stellen, die nicht von irgendwelchen spekulativen Hypothesen abhängig ist und sich unmittelbar aus der Analyse des Gegebenen ergibt. Ich habe dabei meine Erkenntnistheorie zugrunde gelegt, wie ich sie vor kurzem ausführlich dargestellt habe, glaube aber, einerseits auch abweichende erkenntnistheoretische Standpunkte allenthalben berücksichtigt zu haben und andrerseits auch meinen eigenen erkenntnistheoretischen Standpunkt in einzelnen gerade mit der Grundlegung der Psychologie zusammenhängenden Punkten weiter entwickelt zu haben. Ich darf vielleicht in letzterer Beziehung auf die Lehre von den Differenzierungsfunktionen, auf die Lehre von der Beziehung zwischen Vorstellung und Empfindung (§ 7) und namentlich auf die Lehre von der Lokalität und Temporalität (§ 43) sowie die Erörterung des Verhältnisses der Assoziationspsychologie zur Lehre von den Differenzierungsfunktionen (§ 55) hinweisen. **Das 2. Buch** will auf dieser erkenntnistheoretischen Grundlage die

290785

wichtigsten allgemeinen Prinzipien der Psychologie entwickeln. Ich habe dabei geflissentlich die physiologischen Beziehungen der psychischen Prozesse nur beiläufig berücksichtigt, da ich diese in meinem Leitfaden der physiologischen Psychologie bereits ausführlich dargestellt habe, und mich auf diejenigen Grundlagen der Psychologie beschränkt, welche sich aus der isolierten Betrachtung der psychischen Prozesse ergeben.

Wiesbaden, im Juli 1914.

Th. Ziehen.

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

II. Buch. Prinzipielle Grundlegung der Psychologie (autochthone Grundlegung).

Kapitel 1. Die autochthone Methode.

§ 35. Die Vorbereitung für die autochthone Methode . . 1
§ 36. Die autochthone Methode selbst. Introspektive (subjektive) und objektive Methoden 5
§ 37. Das Wesen der Introspektion 10
§ 38. Die deduktive und die induktive Methode in der autochthonen Psychologie 27
§ 39. Die genetische Methode 31
§ 40. Die experimentelle Methode 35
§ 41. Die Methoden der autochthonen Psychologie im Hinblick auf die psychologischen Ziele 42
§ 42. Die Grenzen der autochthonen Psychologie auf Grund ihrer Methode und ihres Ziels 53

Kapitel 2. Die Ergebnisse der autochthonen Psychologie.

§ 43. Allgemeine Charakteristik des Psychischen . . . 58
a) Temporalität 59
b) Allgemeine Veränderlichkeit des Psychischen . . 68
§ 44. Haupteinteilung des Psychischen 71
§ 45. Übergänge zwischen Empfindungs- und Vorstellungsgignomenen 88
§ 46. Andere Haupteinteilungen 96
§ 47. Seelenvermögen. Apperzeption 118
§ 48. Beziehung zwischen Empfindung und Vorstellung . 126
§ 49. Vorstellungs- bzw. Begriffsbildung. Allgemeines . . 131
§ 50. Primäre und sekundäre Individualvorstellungen . . 136
§ 51. Allgemeinvorstellungen. Generalisation 146

Seite

§ 52. Vergleichungsvorstellungen 167
§ 53. Kombinationsvorstellungen. Schlußübersicht . . . 172
§ 54. Urteil 174
§ 55. Die Ideenassoziation und die Differenzierungsfunktionen 189
§ 56. Schlußverfahren 197
§ 57. Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte 198
a) Sensorielle Gefühlstöne 199
b) Intellektuelle Gefühlstöne 222
c) Stimmungen und Affekte 224
§ 58. Willensvorgänge 245
a) Allgemeine Übersicht 245
b) Kritik der voluntaristischen Theorien 249
c) Analyse der Willensvorgänge im Sinn der konformativen Theorie 251
d) Andere synkretistische Analysen und Theorien . 284
e) Endergebnis 292
§ 59. Rückblick 293

Autorenregister 295
Sachregister 299

II. Buch.

Prinzipielle Grundlegung der Psychologie (autochthone Grundlegung).

Kap. 1. Die autochthone Methode.

§ 35. Die Vorbereitung für die autochthone Methode. Als „prinzipielle" Grundlegung hatten wir die Feststellung der grundlegenden Sätze, der „Prinzipien", bezeichnet (S. 2). Soweit diese prinzipielle Grundlegung das Psychische (d. h. die Gignomene speziell im Hinblick auf ihre Parallelkomponenten, Buch I, S. 58) isoliert, d. h. ohne jede Rücksicht auf die Reduktionsbestandteile der Gignomene betrifft, wurde sie als „autochthone" Grundlegung bezeichnet (Buch I, S. 2). Die Prinzipien ergaben sich bei dieser autochthonen Grundlegung aus der isolierten, selbständigen Betrachtung des Psychischen gewissermaßen als Produkte seines „eigenen Bodens", während die bei der psychophysischen und psychophysiologischen Grundlegung sich ergebenden Prinzipien das Psychische in seinem Zusammenhang mit den Reduktionsbestandteilen betreffen.

Die Psychologie kann nun an ihre autochthonen Aufgaben nicht ohne jede Vorarbeit, gleichsam nicht ohne Vorbereitung herangehen (Buch I, S. 61). Sie findet die Gignomene nicht so gesammelt und geordnet vor, daß sie für die Untersuchung speziell im Hinblick auf die Parallelkomponenten, d. h. eben für die psychologische Untersuchung sofort zu verwerten wären. Sie muß also dies Sammeln und Ordnen selbst übernehmen. Wir bezeichne-

ten dies als die „gignomenologische Vorbereitung“[1] (Buch I, S. 61).

Die allgemeine Richtschnur für die letztere hat die erkenntnistheoretische Grundlegung im 1. Buch bereits gegeben. Wir müssen die Gignomene für den Zweck der Psychologie nach ihren Parallelkomponenten sammeln und ordnen. Der deskriptive Botaniker — um zunächst ein Beispiel aus den phänomenologischen Wissenschaften[2] (vgl. Buch I, S. 51ff.) zu wählen — sammelt z. B. die Erfahrungen über Blätter und ordnet diese zusammen. Dabei leitet ihn nicht nur die ähnliche Farbe und Form, sondern auch die Übereinstimmung in vielen kausalen Veränderungen (Welken, Abfallen usf.). Der Kausalwissenschaftler (vgl. Buch I, S. 56ff.), z. B. der Physiker sieht von der speziellen

[1] Husserl spricht in einem ganz anderen Sinn von „phänomenologischer Deskription“. Sie soll dadurch charakterisiert sein, daß sie das „reine Bewußtsein“ zum Gegenstand hat, daß sie auf das Erlebnis hinblickt, so wie es in sich selbst ist. Daher nennt er die Phänomenologie auch eine systematische, das Psychische immanent erforschende Bewußtseinswissenschaft und weist der Psychologie im Gegensatz hierzu das empirische Bewußtsein zu, d. h. die Erlebnisse, die individuellen Personen angehören und als daseiend im Zusammenhang der Natur gefaßt werden. Ich vermisse hier durchaus die erforderliche erkenntnistheoretische Vorarbeit. Bei einer solchen Grundwissenschaft, wie die Phänomenologie es ist, darf doch nicht zur Definition eine solche Fülle strittiger Begriffe („Psychisches“, „Bewußtsein“, „reines Bewußtsein“, „Personen“, „Dasein im Zusammenhang der Natur“, „in sich selbst“) verwendet werden, Begriffe, die sich günstigstenfalls erst aus der Arbeit der Phänomenologie ergeben könnten. Nur darin stimme ich mit Husserl vollkommen überein, daß eine Wissenschaft des unzerlegten Gegebenen, eine Gignomenologie in meinem Sinn, erforderlich ist. Vgl. Husserl, Logos 1910/11, Bd. 1, S. 289, Arch. f. system. Philos. 1903, Bd. 9, S. 399 u. Log. Unters., 2. Teil. Halle 1901, S. 18.

[2] Dabei vergesse man jedoch nicht, daß die Botanik und die anderen naturwissenschaftlichen phänomenologischen Disziplinen, wie dies Buch I, S. 55ff. ausdrücklich betont worden ist, in ihrer Weiterentwicklung sich von dem phänomenologischen Boden mehr und mehr ablösen und zu den Kausalwissenschaften hinstreben.

Farbe, Form usf. ganz ab und sucht sich die Objekte lediglich nach ihren kausalen Übereinstimmungen zusammen, etwa außer dem fallenden Blatt auch den fallenden Stein, den fallenden Tropfen und leitet so seine Fallgesetze ab. Umgekehrt muß der Psycholog bei seiner autochthonen Arbeit von allen kausalen Beziehungen absehen. Er stellt das Grün des Blattes mit dem Grün des Smaragd und anderer ganz entlegener Objekte zusammen und untersucht nun das Grün als Parallelkomponente. Ebenso stellt er die Formveränderungen des Blattbildes bei wechselndem Standpunkt des Beobachters, die für den Botaniker und Physiker gleichgültig oder geradezu störend sind, mit ähnlichen Formveränderungen anderer Objekte zusammen und sucht so die räumlichen Eigenschaften der Empfindungen psychologisch zu erforschen usf. Die phänomenologischen Wissenschaften, die Kausalwissenschaften und die Psychologie sammeln und ordnen die Gignomene eben von ganz verschiedenen Standpunkten. Die phänomenologischen Wissenschaften lassen die Gignomene unzerlegt und sammeln und ordnen sie auf Grund der Ähnlichkeiten, welche sie in ihrer Totalität, als Reduktionsbestandteile plus Parallelkomponenten, darbieten. Die Kausalwissenschaften entnehmen der Erkenntnistheorie die Zerlegung der Gignomene und stellen sie mit Bezug auf ihre Reduktionsbestandteile zusammen. Die Psychologie legt dieselbe Zerlegung zugrunde, sammelt und ordnet aber die Gignomene mit Bezug auf die Parallelkomponenten.

Bei diesem vorbereitenden Sammeln und Ordnen nach den Parallelkomponenten ergibt sich nun für die Psychologie sofort eine erhebliche Schwierigkeit. Wenn auch die Erkenntnistheorie die Zerlegung der Gignomene in Reduktionsbestandteile und Parallelkomponenten prinzipiell mit Erfolg ausgeführt und auch bestimmte Merkmale zur allgemeinen Unterscheidung dieser von jenen

angegeben hat, so reichen diese Merkmale doch nicht aus, um für jedes Einzelgignomen und für jede Gruppe von Einzelgignomenen die Zerlegung sicher und vollständig auszuführen. Unsere Reduktionen versagen noch oft (Buch I, S. 34 u. 97ff.). Oft ist noch zweifelhaft, ob bzw. wie weit eine gegebene Eigenschaft der Gignomene (z. B. die Lokalität) den Reduktionsbestandteilen oder den Parallelkomponenten oder beiden zukommt. Soll die Psychologie in solchem Fall abwarten, bis die Erkenntnistheorie und die Kausalwissenschaften zu absolut vollständigen und absolut sicheren Reduktionen gelangt sind? Offenbar läge ein solches Zuwarten weder in ihrem eigenen Interesse noch in demjenigen der Erkenntnistheorie und Kausalwissenschaften. Einerseits ist nämlich ein definitiver Abschluß jener Reduktionen überhaupt nicht, geschweige denn in absehbarer Zeit zu erwarten, so daß jenes Zuwarten gleichbedeutend mit einem völligen Verzicht wäre, und anderseits darf die Psychologie sogar hoffen, auch wenn sie ihrer Arbeit nur provisorische Reduktionen zugrunde legt, durch dieselbe die progressive Reduktionsarbeit der Erkenntnistheorie und Kausalwissenschaften zu fördern.

Die Psychologie legt also bei ihrem Sammeln und Ordnen der Gignomene nach ihren Parallelkomponenten die provisorischen Reduktionen zugrunde, welche sie schon vorfindet, und kontrolliert sie nur an den allgemeinen Reduktionsprinzipien, welche sich in der erkenntnistheoretischen Grundlegung ergeben haben, und an ihren eigenen Ergebnissen. Oft war sie sogar gezwungen, zunächst von den ganz naiven Reduktionen auszugehen, welche jeder Mensch im täglichen Leben ausführt. Zu Beginn ihrer Arbeit ist sie z. B. geneigt, nur alles dasjenige in den Gignomenen, wofür schon die allgemeine, alltägliche Erfahrung eine Abhängigkeit von unseren Sinnesorganen ergibt, wie die sog. scheinbare Gestalt, die schein-

bare Größe usf., als Parallelkomponenten aufzufassen. Dann lernt sie mit Locke, daß auch Farbe, Tonhöhe usf. von den Sinnesorganen abhängen, und substituiert den Sinnesorganen das Gehirn. Schließlich werden ihr mit Kant[1] auch Raum und Zeit bezüglich ihrer unbedingten Zugehörigkeit zu den Reduktionsbestandteilen zweifelhaft. Durch alle diese Ungewißheiten läßt sie sich nicht beirren. Sie überläßt die endgültige Lösung dieser Probleme der Zukunft und verweist den Ungeduldigen auf die psychophysische Grundlegung der Psychologie, die in näherer Beziehung zu den Reduktionsproblemen steht. Sie selbst sammelt und ordnet die Gignomene nach ihren Parallelkomponenten, soweit durch unsere Reduktionen letztere bereits mit Sicherheit oder mit einiger Wahrscheinlichkeit ermittelt sind. Dabei ist es für sie selbstverständlich zweckmäßiger, das Netz zunächst eher zu weit als zu eng zu spannen. Daher wird sie z. B. die räumlichen Eigenschaften der Gignomene, obwohl ihre Zugehörigkeit, wie schon hervorgehoben, strittig ist, in weitem Umfang mit in den Kreis ihrer Untersuchungen ziehen, während sie beispielsweise die Massenbeziehungen der Reduktionsbestandteile ganz ignoriert.

§ 36. Die autochthone Methode selbst. Introspektive (subjektive) und objektive Methoden. Die autochthone Methode selbst, d. h. die Methode für die autochthone Hauptarbeit der Psychologie, kann, eben weil es sich um autochthone Arbeit handelt, keinerlei Anknüpfung an die Physik oder Physiologie verwerten. Sie ist ganz auf sich selbst angewiesen. Gewöhnlich bezeichnet man das Verfahren, welches sie unter diesen Umständen einzuschlagen gezwungen ist, als „Introspektion" oder „Selbstwahrnehmung". Im folgenden sollen diese Bezeichnungen beibehalten werden,

[1] Freilich für Kant und seine Anhänger in einem ganz anderen Sinne.

jedoch unter der ausdrücklichen Verwahrung[1], daß sie nicht in dem wörtlichen Sinn des „In-sich-Hineinsehens" oder des „Ein-Selbst-Wahrnehmens" oder des „Seine-eigenen-psychischen-Vorgänge-Wahrnehmens" verstanden werden. Im ganzen scheint mir der Ausdruck „Introspektion" sogar noch zweckmäßiger, weil die durch den Wortsinn nahegelegte Bedeutung so offenkundig sinnlos ist, daß sie wohl nicht so leicht zu falschen Deutungen verführt. Oft spricht man auch von Selbst-„beobachtung". Auch dieser Ausdruck[2] ist irreführend, wenn er im wörtlichen Sinn verstanden wird. Hütet man sich vor einer solchen wörtlichen Auffassung, so ist er gleichfalls unbedenklich. G. E. Müller[3] hat vorgeschlagen, lediglich die beabsichtigte Selbstwahrnehmung als Selbstbeobachtung zu bezeichnen. Dieser Vorschlag ist offenbar zweckmäßig und auch sprachlich gut begründet.

Die Introspektion zerfällt in eine direkte und eine indirekte, je nachdem der Psycholog bei seiner Untersuchung nur seine eigenen Selbstwahrnehmungen oder auch diejenigen der von ihm beobachteten Personen (Versuchspersonen) verwertet. Im letzteren Fall kann er von den Selbstwahrnehmungen der beobachteten Personen nur durch irgendwelche „Äußerungen" dieser Personen Kenntnis erlangen, und zwar kommen durchweg nur sprachliche — mündliche oder schriftliche — Äußerungen in Frage, weil nur diese die ungeheuer mannigfaltigen psychischen Vorgänge einigermaßen adäquat wiedergeben können. Ausnahmsweise können allerdings, wenn es sich um sehr einfache psychische Vorgänge handelt, auch verabredete

[1] Wenn man das „Selbst" in „Selbstwahrnehmung" nicht in akkusativischem Sinn auffaßt, fallen alle Bedenken und Verwahrungen weg.

[2] Vgl. auch Ebbinghaus, Grundzüge d. Psych., 1. Band. Leipzig 1902, S. 57 (2. Aufl. 1905, S. 66).

[3] Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufes Teil 1, Leipzig 1911, § 8, S. 64.

Zeichen uns das Ergebnis der Selbstwahrnehmung einer Versuchsperson zur Kenntnis bringen. So kann ich mit einer Versuchsperson verabreden, daß sie den linken Zeigefinger erhebt, wenn ihr von zwei dargebotenen Reizen der erste, den rechten, wenn der zweite ihr stärker erscheint. Die Fingerhebung ersetzt dann bis zu einem gewissen Grade teilweise die sprachliche Mitteilung der Selbstwahrnehmung der Versuchsperson.

Die indirekte Methode hat selbstverständlich den Nachteil, daß sie sich mit der Einschiebung eines Zwischenglieds einer Fehlerquelle aussetzt, da die Sprache sicher die Selbstbeobachtung der Versuchsperson nicht immer adäquat wiedergibt. Bedenkt man aber, daß die direkte Methode schließlich doch auch zu einer sprachlichen Formulierung greifen muß, um die Selbstbeobachtung für den Forscher selbst und für andere zu fixieren, so wird man den erwähnten Nachteil der indirekten Methode nicht zu hoch einschätzen dürfen. Dafür hat sie den sehr viel größeren Vorteil, daß sie gestattet, das an einem Individuum gewonnene Ergebnis an vielen zu kontrollieren und individuelle Einflüsse zu eliminieren.

Über die erkenntnistheoretische Bedeutung und Zulässigkeit der für die indirekte Methode charakteristischen Verwertung von „Mit-Ichs" ist § 20 zu vergleichen. Offenbar ist nach den dort gegebenen Erörterungen die Verwertung für die Psychologie unbedenklich.

Außer der Introspektion in ihren beiden Formen steht der autochthonen Psychologie noch eine Methode zur Verfügung, die man, um den Gegensatz gegen den „subjektiven" Charakter der Introspektion auszudrücken, als „objektive" bezeichnen kann. Die objektive Methode der Psychologie ist ganz allgemein diejenige psychologische Methode, welche die Lehre von den psychischen Prozessen durch Untersuchung ihrer physiologischen (objektiven) Begleit- und Folgeerscheinungen zu

fördern sucht.[1] Ihr Hauptgebiet gehört daher der Psychophysiologie an. Ganz ohne Bedeutung ist sie aber auch für die autochthone Psychologie nicht. Ihre Stellung in der letzteren ergibt sich aus folgender Überlegung. Wenn ich einen Reiz auf eine Versuchsperson einwirken lasse und die darauf erfolgende Reaktion der Versuchsperson feststelle, so ist eine solche Untersuchung im allgemeinen psychophysisch und psychophysiologisch, aber nicht „autochthon" in dem von uns definierten Sinn. Nur wenn ich die zwischen Reiz und Reaktion sich einschiebenden psychischen Vorgänge als solche, unabhängig von Reiz und Reaktion, einer Untersuchung unterziehe, treibe ich autochthone Psychologie. Am einfachsten kann ich dies, wenn ich mir die Selbstwahrnehmungen der Versuchsperson mitteilen lasse. Ich wende dann die Hauptmethode der autochthonen Psychologie, die introspektive (und zwar in diesem Falle die indirekt-introspektive) an.[2] Ich kann aber auch auf die Selbstbeobachtung der Versuchsperson ganz verzichten und mich darauf beschränken, aus der Reaktion selbst einen Rückschluß auf die psychischen Vorgänge der Versuchsperson zu ziehen, z. B. aus Lachen auf Heiterkeit, aus Fluchtbewegungen auf Angst, aus Grußbewegungen und entsprechenden Äußerungen auf Wiedererkennen usf. Während bei der indirekten introspektiven Methode die Versuchsperson Bewegungen, namentlich Sprechbewegungen, mit dem bewußten Zweck, mir ihre Selbstwahrnehmungen mitzuteilen, ausführt, führt die Versuchsperson bei der objektiven Methode lediglich

[1] Sie deckt sich in dieser Bedeutung fast ganz mit der „Ausdrucksmethode" Wundts (Grundz. d. phys. Psych. Leipzig, 6. Aufl., Bd. 1, 1908, S. 31 u. Bd. 2, 1910, S. 274), nur bezieht Wundt seine Ausdrucksmethode s. str. zu einseitig auf die Untersuchung der Gefühle (vgl. aber S. 33).

[2] Die sprachliche Mitteilung ist dann oft gewissermaßen nur eine Nebenreaktion.

Reaktionsbewegungen (mimische Bewegungen, sprachliche Äußerungen, komplizierte Handlungen) auf Reize aus, bei denen jeder bewußte Zweck der Mitteilung etwaiger Selbstwahrnehmungen fehlt.

Die objektive Methode hat den Nachteil, daß sie noch viel unsicherer und weniger treu ist als die indirekte introspektive Methode. Die zweckbewußte sprachliche Äußerung, welche von der letzteren verwertet wird, kann noch als ein relativ direkter und relativ vollständiger Ausdruck der Selbstbeobachtung und damit der stattgehabten psychischen Vorgänge gelten, während die keinem Mitteilungszweck zugeordnete Reaktionsbewegung, wie sie von der objektiven Methode verwertet wird, die psychischen Vorgänge nur lückenhaft wiedergibt und nur auf Grund unsicherer Analogien zu erschließen gestattet. Sie ist uns vor allem ein Notbehelf in allen denjenigen Fällen, in welchen die Introspektion versagt, wie z. B. in der ganzen Tierpsychologie.

Es liegt übrigens auf der Hand, daß es nicht immer ganz leicht ist, eine absolut scharfe Grenze zwischen der indirekten introspektiven und der objektiven Methode zu ziehen. Wenn ich beispielsweise bei der chronoskopischen Untersuchung der sog. Erkennungsreaktion der Versuchsperson aufgebe, dann durch Fingerabziehen zu reagieren, wenn sie den Reiz als solchen erkannt oder von anderen unterschieden hat, so ist die Methode objektiv, insofern die Versuchsperson bei ihrer Reaktionsbewegung nicht eigentlich den Zweck verfolgt, mir ihre Selbstbeobachtung mitzuteilen, daß sie den Reiz erkannt habe; sie nähert sich aber doch der indirekten introspektiven insofern etwas, als man das Fingerabziehen als ein verabredetes Zeichen (vgl. Buch II, S. 7) zur Mitteilung des subjektiven Tatbestandes: „ich habe den Reiz erkannt" betrachten kann, welch letztere der Versuchsperson im gewissen Sinn auch als Nebenzweck vorschwebt. Nur

die Tatsache, daß der Hauptzweck der Versuchsperson die größtmögliche Schnelligkeit des Fingerabziehens ist, zeigt, daß die Methode ihrem Wesen nach objektiv ist.

Im ganzen kann man wohl sagen, daß die objektive Methode in der hier festgestellten Bedeutung[1] nur in der Psychophysiologie Nutzen stiftet, insofern sie uns die physiologischen Folge- und Begleiterscheinungen der psychischen Prozesse kennen lehrt und insofern sie damit zuweilen auch ein Licht auf die Auffassung der letzteren selbst zurückwirft, dagegen bei der autochthonen Psychologie und auch, wie ich vorgreifend bemerke, bei den psychophysischen Aufgaben der Psychologie, nur eine sekundäre Rolle spielt. Namentlich wird sich oft eine Verbindung der objektiven mit der subjektiven Methode in dem Sinn in der autochthonen Psychologie empfehlen, daß die Selbstbeobachtungen zur richtigen und vervollständigenden Deutung der Reaktionsbewegungen verwendet und an den letzteren kontrolliert werden. Das Wesentliche bleiben doch aber immer die Selbstbeobachtungen als solche (für die autochthone Psychologie!).

Schließlich vergesse man nicht, daß im Ernstfall der psychologischen Einzelforschung sehr oft autochthone, psychophysische und psychophysiologische Untersuchungen eng miteinander verschlungen sind, so daß schon hierdurch die Notwendigkeit der Verbindung subjektiver und objektiver Methoden gegeben ist.

§ 37. Das Wesen der Introspektion. Früher wurde meistens die Introspektion als die Tätigkeit eines

[1] Man bezeichnet nämlich zuweilen im Gegensatz zu der hier gegebenen Definition als objektive Methoden diejenigen, welche sich mit der Frage beschäftigen, welche Objekte einen gewissen psychischen Zustand, z. B. ästhetisches Wohlgefallen, hervorrufen, und als subjektive diejenigen, welche sich mit dem hervorgerufenen psychischen Zustand selbst beschäftigen. Namentlich in der Ästhetik ist diese Unterscheidung vielfach gebräuchlich (vgl. hierzu Ziehen, Ztschr. f. Ästh. u. allg. Kunstwiss. 1914, Bd. 9, S. 24).

besonderen „inneren Sinnes" aufgefaßt, und auch heute ist diese Ansicht mit einigen Modifikationen noch immer verbreitet. Man betrachtet den inneren Sinn zwar nicht mehr als ein „Seelenvermögen", nimmt aber immer noch an, wir könnten nicht nur empfinden, vorstellen, urteilen usf., sondern auch auf irgendeinem Wege dies Empfinden, Vorstellen, Urteilen oder auch die Empfindungen, Vorstellungen, Urteile nochmals empfinden oder vorstellen. Dies „nochmals Empfinden oder Vorstellen" bezeichnet man dann auch als „Sich bewußt werden". Jedenfalls ist also nach dieser Annahme die Bewußtheit, welche wir unseren Empfindungen, Vorstellungen, Urteilen usf. zuschreiben, keine Eigenschaft derselben und auch kein Vorgang, der mit den sonstigen Vorstellungsverknüpfungen gleichartig ist, sondern eine ganz besondere Tätigkeit, bei der in einer nicht näher zu beschreibenden reflexiven Weise unsere psychischen Prozesse einem Subjekt (einem Ich, einer Seele) erst zum Bewußtsein kommen.

Ausführliche Erörterungen haben uns nun bereits gezeigt (§ 28, Buch I, S. 196ff.), daß der innere Sinn, die „reflection" Lockes, die Selbstwahrnehmung Kants oder wie man sonst dies Seelenvermögen bezeichnet hat, gar nicht existiert, und daß auch eine Tätigkeit im Sinn der Selbstwahrnehmung, die gewissermaßen wie ein Schatten unsere psychischen Prozesse begleitet[1], nirgends nachzuweisen ist. Ebenso hat sich gezeigt, daß es unbewußte Empfindungen, Vorstellungen usf. gar nicht gibt (vgl. § 30, Buch I, S. 206ff.), daß „bewußt" und „psychisch" dasselbe bedeuten und beide Attribute, so wie sie gewöhnlich gebraucht werden, keinen klaren widerspruchsfreien Sinn haben, sondern nur in dem Sinn zulässig sind, daß sie die Gignomene speziell mit Bezug auf ihre Parallelkomponenten bezeichnen. Bei dieser Sachlage müssen wir um so dringender

[1] „ἐν παρέργῳ" sagt Aristoteles (Ak. Ausg. 1074 B).

fragen: was bedeutet dann überhaupt noch die sogenannte Introspektion oder Selbstwahrnehmung? Hat sie überhaupt noch einen Sinn, gibt es überhaupt noch eine solche Introspektion, wenn wir die Existenz einer besonderen reflexiven Tätigkeit ganz leugnen?

Ich bejahe diese Frage und behaupte, daß eine solche Introspektion — allerdings in einem ganz anderen Sinn — in der Tat existiert und eine wichtige Rolle spielt. Der Nachweis muß im folgenden für die Empfindungen und für die Vorstellungen — unter denen ich der Kürze halber wieder auch Urteile, Schlüsse usf. einbegreifen will — getrennt geführt werden, da die Introspektion für beide durchaus nicht denselben Sinn hat.

a) Ich beginne mit den Empfindungen. Was bedeutet die Selbstwahrnehmung oder Introspektion einer Empfindung? Offenbar nur, daß an die Empfindung irgendeine Vorstellung oder Vorstellungsreihe angeknüpft worden ist[1], durch welche das Erinnerungsbild der Empfindung im Gedächtnis schärfer fixiert wird, so daß seine Reproduktion erleichtert wird. Die Anknüpfung von Vorstellungen an eine Empfindung im allgemeinen ist identisch mit dem, was wir als Aufmerken bezeichnen.[2] Auch das Wort „bewußt" bedeutet zuweilen, wenn es mit Bezug auf Empfindungen gebraucht wird, nichts anderes als eine solche Anknüpfung von Vorstellungen an die Empfindung (vgl. Buch I, S. 212, Anm. 2). Nun haben

[1] Der Gedanke, daß die Selbstwahrnehmung überhaupt als eine Vorstellungsanknüpfung aufzufassen sei, ist klar zuerst von Herbart ausgesprochen worden, der einen inneren Sinn gleichfalls nicht anerkennt (Sämtl. Werke Hart. Ausg., Bd. 5, S. 55 u. Bd. 6, S. 190; die Ausführungen Bd. 5, S. 205 sind weniger klar). Die spezifischen Merkmale, welche die introspektive Vorstellungsanknüpfung vor anderen Vorstellungsanknüpfungen auszeichnen, gibt Herbart nicht richtig an.

[2] Vgl. Ziehen, Mon.schr. f. Psychiatrie u. Neurol. 1908, Bd. 24, S. 173.

solche angeknüpfte Vorstellungen durchaus nicht immer einen wesentlich befestigenden Einfluß auf das Erinnerungsbild der Empfindung E, an welche die Anknüpfung erfolgt ist. Meistens reihen sich vielmehr an die erstangeknüpfte Vorstellung V_1 alsbald weitere Vorstellungen V_2, V_3 usf. an, die sehr rasch ihre Beziehung auf die Empfindung E verlieren. Die Introspektion bezeichnet im Gegensatz hierzu den selteneren Spezialfall derjenigen Vorstellungsanknüpfung, welche in dem Vorstellungsablauf $V_1V_2V_3\ldots$ zu einer sich öfter wiederholenden Reproduktion des Erinnerungsbildes von E, das ich als V_e bezeichnen will,[1] führt und dadurch das Erinnerungsbild V_e in besonderem Maß befestigt, d. h. seine Reproduzierbarkeit (z. B. am Schluß des ganzen Versuchs[2]) erleichtert. Oft kommt es geradezu zu einem Oszillieren zwischen den angeknüpften Vorstellungen $V_1V_2V_3\ldots$ und V_e etwa im Sinn des Symbols $V_1V_2V_eV_3V_eV_4V_5V_6V_e$ V_7 usf. Hält der zu E gehörige Reiz länger an, so tritt auch E intermittierend immer wieder zwischen den Gliedern der Reihe auf oder begleitet die ganze Reihe. Die charakteristische und allgemeinste Formel der Introspektion für eine Empfindung kann daher etwa folgendermaßen geschrieben werden

$$E\underset{\longrightarrow}{V_1V_2V_eV_3V_4V_5V_eV_6\ldots},$$

wobei der Pfeil das dauernde oder gelegentliche Wiederauftreten der Empfindung selbst versinnbildlicht.

[1] Die Bedeutung dieses Erinnerungsbildes V_e hat einigermaßen schon Waitz erkannt (Lehrb. d. Psych. als Naturwissenschaft. Braunschweig 1849, S. 672). Man vergleiche auch die Erörterungen Achs über „perseverierende" Reproduktionstendenzen (Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905, S. 8ff.).

[2] Durch vorsichtige Unterbrechungen der zu untersuchenden Prozesse kann man diese Reproduktion noch weiter erleichtern. Vgl. Baade, Ztschr. f. Psych. 1913, Bd. 64, S. 258. Der Deutung Baade's kann ich mich nicht anschließen.

Handelt es sich nicht um eine einzelne Empfindung, sondern um eine Empfindungsreihe, also etwa E_1, E_2, E_3 usf., so gestaltet sich dieselbe Formel, wie nicht näher ausgeführt zu werden braucht, etwa folgendermaßen:

$$\underrightarrow{E_1 V_1 V_2} V_{e_1} V_3 \underrightarrow{E_2 V_4 V_5} V_{e_1} V_{e_2} V_6 E_3 V_7 V_{e_1} V_8 V_{e_3} V_{e_2} \ldots$$

(Introspektionsformel)

Von der Richtigkeit dieser Darlegung kann man sich jederzeit durch den Versuch mit voller Sicherheit überzeugen. Man richte etwa bei dem Betrachten einer Bilderreihe zuerst nur seine Aufmerksamkeit in gewöhnlicher Weise auf die fortlaufenden Bilder und wiederhole dann denselben Versuch mit einer zweiten Bilderreihe im Sinn der Introspektion. Man wird dann regelmäßig im ersten Fall den Ablauf $E_1V_1V_2 \ldots E_3V_3V_4V_5 \ldots E_3V_6V_7 \ldots$ usf. finden, bei welchem V_{e_1}, V_{e_2} nur ausnahmsweise (infolge zufälliger assoziativer Verwandtschaften) weiterhin noch auftreten, und im zweiten Fall den durch die obige Introspektionsformel dargestellten Ablauf.[1]

Mit dieser eigentümlichen Einstellung meiner Ideenassoziation ist jedoch die spezielle Vorstellungsanknüpfung, welche für die Introspektion charakteristisch ist, noch nicht für alle Fälle ausreichend bezeichnet. Es kommt in der Regel noch ein zweites Merkmal hinzu: die Ausdehnung des eben geschilderten Anknüpfungs- und Einprägungsprozesses auf die körperlichen Begleitempfindungen der Empfindungen E_1, E_2 usf. Es handelt sich

[1] Beiläufig bemerkt ergibt sich hieraus, daß die Introspektion zwar die Einprägung einer einzelnen Empfindung und auch einzelner Empfindungen einer Reihe erleichtert, nicht aber die Einprägung einer Empfindungsreihe in ihrer Reihenfolge, da bei der wiederholten Reproduktion die einzelnen V_e's auseinandergerissen oder sogar in falscher Reihenfolge aneinander geschlossen werden. Dazu kommt als weiterer störender Faktor die Vorstellung selbst: „du sollst dich beobachten, du willst dich beobachten", welche zu den E's als solchen in gar keiner inhaltlichen Beziehung steht, nicht einmal in einer entfernten wie V_3, V_4, V_5, V_6 usf.

dabei namentlich um die sog. Intentionsempfindungen der speziellen Psychologie, die für die Aufmerksamkeitsvorgänge zwar nicht unerläßlich sind, aber doch selten bei ihnen fehlen. Beobachte ich mich z. B. selbst bei Versuchen über die Berührungsempfindungen meines Vorderarmes, so gesellt sich zu der Berührungsempfindung und der eben charakterisierten Vorstellungsreihe oft noch eine eigentümliche Spannungsempfindung im Arm hinzu, die ich nun ganz ebenso wie die Berührungsempfindung selbst durch öfteres Wiederholen ihres Erinnerungsbildes innerhalb der Reihe fixiere. Wenn wir von Introspektion mit Bezug auf eine Empfindung sprechen, so begreifen wir in der Regel diese Begleitempfindungen mit ein. Nicht nur die Empfindung selbst, sondern unser ganzer gleichzeitiger psychischer Inhalt wird demselben Fixationsprozeß unterzogen. Dies bezieht sich dann weiterhin auch auf die angeknüpften Vorstellungen V_1, V_2 usw., womit der Übergang zu der Introspektion mit Bezug auf Vorstellungen gegeben ist. Gerade bei der Introspektion als psychologischer Methode ist das zweite Merkmal, wie wir es jetzt geschildert haben, so wesentlich, daß wir es mit in die Definition der Introspektion aufnehmen können. Diese Definition lautet dann kurz folgendermaßen: die Introspektion mit Bezug auf eine Empfindung E ist die Anknüpfung einer Vorstellungsreihe an E, in der das Erinnerungsbild von E selbst und von seinen Begleitempfindungen (und Begleitvorstellungen) öfter wiederkehrt und so fixiert wird. Mit anderen Worten: wir beziehen die Introspektion in der Regel nicht auf einzelne Empfindungen oder Empfindungsreihen, sondern auf ganze psychische Zustandskomplexe.

Da es sich fast niemals um eine einzige Empfindung und eine einzige Begleitvorstellung handelt, so findet bei dieser Introspektion fast stets eine Auswahl statt, die ganz der Auswahl der Aufmerksamkeit entspricht.

Diese Auswahl kann dann von sprachlichen Glossen oder Ähnlichem begleitet sein, wodurch der bezügliche Sachverhalt ausdrücklich innerlich irgendwie konstatiert wird. G. E. Müller hat hierfür interessante Belege gebracht und spricht von einer „bewußten psychologischen Apperzeption". Bei der Vieldeutigkeit des letzteren Ausdrucks ziehe ich es vor, einfach von „interkurrenten Konstatierungen" zu sprechen.

Schließlich wäre noch der Grenzfall zu betrachten, daß ich eine Empfindung während ihrer Fortdauer, also nicht retrospektiv zu beschreiben versuche. Dieser Fall wird im allgemeinen nur bei der beabsichtigten Selbstwahrnehmung, also der Selbstbeobachtung vorkommen. Der Tatbestand in einem solchen Fall ist wiederum der, daß ich allerhand Vorstellungen oder auch Urteile anknüpfe, z. B. die gegebene Empfindung mit Erinnerungsbildern vergleiche und danach als größer, kleiner, heller, dunkler usf. bezeichne als eine frühere Empfindung. Statt bestimmter Erinnerungsbilder können auch unbestimmte als Grundlage eines solchen Vergleichs dienen, so daß es zu dem sog. „absoluten" Eindruck „groß", „klein" usf. kommt. Eine Selbstwahrnehmung liegt bei einer solchen Beurteilung nicht vor. Ist die Empfindung zusammengesetzt oder hat sie auch nur mehrere Merkmale, so kann die Selbstbeobachtung auch darin bestehen, daß im Sinn der später zu besprechenden „Isolation und Akzentuation" (vgl. § 48) Teile oder Merkmale der Empfindung besonders beachtet und zum Gegenstand von Urteilen gemacht werden. Von einer eigentlichen Selbstwahrnehmung kann man auch hier nicht sprechen. Es handelt sich nur um Vorstellungsanknüpfungen, die eine Zerlegung und Aufzählung von Teilen und Merkmalen involvieren und dadurch die Erinnerung fixieren.

b) Wesentlich verschieden ist die Introspektion mit Bezug auf Vorstellungen. Erinnerungsbilder von

Vorstellungen oder Vorstellungen von Vorstellungen[1] existieren nicht. Für diese Tatsache läßt sich selbstverständlich kein logischer oder apriorischer Beweis geben, sie kann nur durch Beobachtung festgestellt werden. Diese letztere aber ist ganz eindeutig. Wenn ich ein Bild ansehe und dann die Augen schließe, so kann ich ohne Schwierigkeit ein Erinnerungsbild (eine Vorstellung nach unserer Terminologie) des Bildes reproduzieren. Wenn ich nun aber sofort oder später versuche, mir nochmals ein Erinnerungsbild oder eine Vorstellung meines ersten Erinnerungsbildes (meiner ersten Vorstellung) zu machen, so gelingt das absolut nicht. Ich bringe überhaupt nichts Neues zustande; es taucht nur immer wieder das erste Erinnerungsbild, die erste Vorstellung vor mir auf. Jenseits der ersten Vorstellung existiert nichts mehr. Der Progressus in infinitum, von dem man früher oft sprach, mit seinen Vorstellungen von Vorstellungen von Vorstellungen usf. existiert gar nicht. Er ist schon auf der ersten Stufe abgeschnitten.

Um die Existenz von Vorstellungen der Vorstellungen doch aufrecht zu erhalten, kann man gegen unsere Argumentation, die sich auf die einfache Beobachtung stützt, eine Reihe von Einwänden erheben, die im folgenden einzeln widerlegt werden sollen.

Der erste Einwand kann etwa folgendermaßen formuliert werden: wir können uns eine Vorstellung von den Fehlern eines Erinnerungsbildes machen, desgl. von den Fehlern eines Urteils usf., was unmöglich wäre, wenn wir nicht irgendwie eine Vorstellung von unserem

[1] Das Problem solcher Vorstellungen von Vorstellungen hat übrigens Plato bereits in seiner Bedeutung erkannt und ausführlich behandelt (Charmides 167Aff.). In der Diskussion über die Deutung dieser Stelle zwischen Uphues (Psych. d. Erkennens. Leipzig 1893, S. 248 u. 255) und Siebeck (Ztschr. f. Philos. u. phil. Krit., 1882 Bd. 80, S. 213, spez. S. 218) scheint mir der letztere im Recht zu sein.

falschen Erinnerungsbild, unserem falschen Urteil hätten oder haben könnten. Darauf ist zu erwidern, daß auch hier über den Tatbestand nur der Versuch entscheiden kann. Man betrachte also wieder etwa ein Bild, und zwar, um Gelegenheit zur Bildung eines falschen Erinnerungsbildes zu geben, nur kurze Zeit. Nach einer längeren Pause versuche man das Erinnerungsbild zu reproduzieren. Dies wird wieder ohne Schwierigkeit gelingen, nur wird das Erinnerungsbild mit Fehlern behaftet sein. Um nun die von dem Einwand geforderte Situation herbeizuführen, betrachte ich das Bild zum zweiten Male, und zwar sehr lange. Dann schließe ich die Augen und kann nun ein im wesentlichen richtiges Erinnerungsbild reproduzieren. Zugleich bin ich aber auch imstande — und das ist die Pointe des Einwandes —, mir jetzt die Fehler des ersten Erinnerungsbildes vorzustellen.[1] Ich bestreite demgegenüber, daß dieses Vorstellen der Fehler irgendwie eine Vorstellung des alten Erinnerungsbildes involviert. Die Beobachtung lehrt vielmehr in unserem Exemplum fictum folgendes. Wenn ich mir die Fehler vorstelle, reproduziere ich nochmals das erste falsche Erinnerungsbild und vergleiche es mit dem zweiten richtigen. Das Ergebnis des Vergleichs ist dann ein Urteil, z. B. im ganzen: „das erste Erinnerungsbild war falsch" oder im einzelnen: „das Rot in meinem ersten Erinnerungsbild war falsch" („muß durch Gelb ersetzt werden" usf.). Dabei erlebe ich in keiner Weise ein neues psychisches Etwas, die „Vorstellung einer Vorstellung" oder dgl. Das Subjekt der beiden angeführten Urteile ist das erste Erinnerungsbild selbst bzw. ein Teil desselben.

Der zweite Einwand kann unmittelbar an den ersten angeknüpft werden, insofern er eine Lücke in der Widerlegung desselben zu entdecken behauptet, oder auch selbständig begründet werden. Er behauptet, daß jeder

[1] Vgl. auch Plato, Theätet 200B.

Vergleich eine Vorstellung von Vorstellungen involviere. Wenn ich das falsche Erinnerungsbild des Bildes mit dem richtigen vergleiche, oder ganz allgemein, wenn ich a mit b vergleiche und zum Ergebnis gelange: „b ist von a verschieden", so involviere dieses Vergleichsurteil, sofern mir nicht gerade a und b als Empfindungen gegeben sind, mein Vergleich also unmittelbar an Empfindungen anknüpft, stets eine Vorstellung der beiden Vorstellungen a und b. Auf diesen Einwand ist folgendes zu erwidern. Die Tatsache, daß zwei Vorstellungen verglichen werden, muß, obwohl sie nicht gerade häufig ist, zugegeben werden. Dagegen bestreite ich durchaus, daß der Vergleichungsakt als solcher oder sein Ergebnis, das Vergleichsurteil, irgendwie eine Vorstellung der Vorstellungen a und b enthält. Das Objekt des Vergleichs sind die Vorstellungen a und b, das Subjekt des Vergleichsurteils sind dieselben Vorstellungen a und b, das Prädikat ist ihre Verschiedenheit. Wo in aller Welt ist hier eine Vorstellung der Vorstellungen a und b zu finden? Der Vergleich bezieht sich auf die beiden Vorstellungen; was berechtigt mich aber, diese eigentümliche Beziehung, welche für die Kategorialfunktion (vgl. z. B. Buch I, S. 226) charakteristisch ist, als eine Vorstellung der Vorstellungen a und b zu bezeichnen. Im Gegenteil handelt es sich bei dem Vergleich und bei jeder anderen Bezeihung weder um eine Vorstellung der einzelnen Vorstellung a noch um eine Vorstellung der einzelnen Vorstellung b noch um eine Vorstellung der Summe der Vorstellungen a und b, sondern um eine neue eigenartige Vorstellung, eine sog. Beziehungsvorstellung. Der zu leistende Nachweis einer Vorstellung der Vorstellung a, bzw. b, bzw. a und b wird also auch durch diesen Einwand nicht erbracht.

Der dritte Einwand hängt mit dem eben widerlegten eng zusammen. Er behauptet, daß nicht nur das primitive Vergleichsurteil und analoge primitive Beziehungs-

urteile, sondern überhaupt jedes Urteil eine Vorstellung von einer Vorstellung bedeute. In dem Urteil s = p werde von der Vorstellung s die Vorstellung p gebildet, p sei eine Vorstellung der Vorstellung s, oder auch das Urteil sei eine Vorstellung von den beiden Vorstellungen p und s oder erfordere eine solche. Schon Kant hat behauptet: Das Urteil ist die mittelbare Erkenntnis eines Gegenstandes, mithin die Vorstellung einer Vorstellung desselben."[1] Indessen meinte er mit dem Genitiv „einer Vorstellung", wie aus den weiteren Erläuterungen[2] hervorgeht, offenbar nur eine Beziehung auf die Subjektvorstellung. Ob Kant damit die Meinung verbunden hat, daß die Subjektvorstellung s nochmals als solche im Sinn der hier in Rede stehenden Lehre vorgestellt werde, ist mir sehr zweifelhaft. Dagegen ist in neuerer Zeit eine solche Auffassung des Urteils nicht selten aufgetreten. Namentlich tritt offen oder versteckt immer wieder die Ansicht auf, daß wir im Urteil uns die Vorstellungen s und p nochmals vorstellen müssen, um zu ihrer Verknüpfung zu gelangen.[3] Um die Unzulässigkeit dieser Ansicht und damit die Nichtigkeit des dritten Einwands einzusehen, erwäge man folgendes. Das Urteil „das Blatt ist grün" kann zweierlei bedeuten, erstens: „das Empfindungsgignomen (der Gegenstand), das man als Blatt bezeichnet und von dem ich eine Vorstellung habe, ist grün" und zweitens: „das Vorstellungsgignomen,

[1] Krit. d. rein. Vern. Hart. Ausg., Bd. 3, S. 93. Der Umstand, daß Kant unter den Vorstellungen auch die Empfindungen mit einbegreift, spielt hier wohl keine Rolle.

[2] Vgl. auch Mellin, Enzyklop. Wörterb. d. krit. Philos. 1803, V, 2, Art. Urteil, S. 663. Es ist übrigens auch wohl kein Zufall, daß Kant — soviel ich sehe — nirgends auf diese Charakteristik des Urteils ausführlicher zurückgekommen ist.

[3] Streng genommen muß jede Logik und Psychologie, welche die Urteilsbildung auf die Tätigkeit eines Ich zurückführt, sich auf diesen Standpunkt einer Kenntnisnahme von a und b stellen.

das man als Blatt bezeichnet und das ich habe, hat als Teilinhalt die Grün-Vorstellung". Bei der ersten Bedeutung, die man auch als synthetische bezeichnen kann, bezieht sich das Urteil auf Empfindungsgignomene; es ist eine mittelbare Erkenntnis eines Gegenstands im Sinn des oben angeführten Kantschen Satzes. Bei der zweiten Bedeutung, die man als analytische[1] bezeichnen kann, liegt überhaupt keine Erkenntnis eines Gegenstandes vor, sondern es wird lediglich das Verhältnis zweier Vorstellungen bestimmt; die Beziehung auf Empfindungsgignomene fehlt ganz. Das gewöhnliche Urteilen ist meist durchaus ein Urteilen in der ersteren Bedeutung.[2] Wie verhält es sich nun mit den Vorstellungen von Vorstellungen in beiden Fällen? Nimmt man ein Urteil in der ersten Bedeutung, so beziehen sich offenbar sowohl p als s auf die bez. Empfindungsgignomene. Es kann also von der Vorstellung einer Vorstellung keine Rede sein. Die Urteilsverknüpfung der beiden Vorstellungen setzt lediglich eine Beziehung auf Empfindungsgignomene und vergleichende Erfahrungen bezüglich der letzteren voraus und bringt diese zum Ausdruck. Eine „Vorstellung einer Vorstellung" kommt nicht in Betracht. Nimmt man das Urteil aber in der zweiten Bedeutung, so fällt zwar die Beziehung auf die Empfindung — die von mir sog. Radikalbeziehung[3] — weg, aber trotzdem kann nicht die Rede davon sein, daß wir eine Vorstellung p von der Vorstellung s bildeten oder von den Vorstellungen p und s eine nochmalige Vorstellung bildeten, um auf

[1] Ich wähle diese Namen mit gutem Grund. Die Unterscheidung der synthetischen und analytischen Urteile, die logisch und erkenntnistheoretisch so viel Interesse und Schwierigkeit bietet, beruht in letzter Linie auf der oben hervorgehobenen Doppeldeutigkeit des Urteils.

[2] Immerhin glaube ich, daß J. Stuart Mill, Lotze, Erdmann (Logik, Bd. 1, Halle 1907, 2. Aufl., S. 341) der zweiten Bedeutung doch nicht ganz gerecht geworden sind.

[3] Vgl. Erk.theorie 1913, S. 288, 302, 335, 415 usf. (namentl. S. 417).

Grund dieser Vorstellungsvorstellungen das Urteil zu fällen. Vielmehr handelt es sich ausschließlich um eine Vergleichung des Vorstellungsinhalts von p und s, welche den vergleichenden Erfahrungen, wie sie dem Urteil in seiner ersten Bedeutung zugrunde liegen, ganz analog ist.[1] In beiden Fällen wirkt die Kategorialfunktion, die Funktion der primären Vergleichung, mit der von mir sog. synthetischen und analytischen Funktion zusammen, insofern Teile zusammengesetzt und aus Zusammengesetztem isoliert werden. Es läßt sich in keiner Weise absehen, weshalb diese Vergleichungen, Zusammensetzungen und Isolierungen nicht an den Vorstellungen p und s selbst sich vollziehen sollten, weshalb die Vorstellungen p und s erst nochmals vorgestellt werden müßten. Nur wenn man ein substanzielles Ich als Regisseur des Urteils einführt — eine Einführung, die wir ganz und gar ablehnen mußten (vgl. § 13ff.) —, wird man zu der unhaltbaren Annahme verführt, daß das Ich die Vorstellungen p und s irgendwie erst „haben", „apperzipieren", nochmals „vorstellen" müsse, um urteilen zu können.

Ein vierter Einwand beruft sich auf die zusammengesetzten und allgemeinen Vorstellungen oder Begriffe. Er behauptet, nur wenn ein Ich die Vorstellungen m, n, o ... nochmals vorstelle, könne die zusammengesetzte Vorstellung $\overline{m + n + o \ldots}$ oder die allgemeine

[1] Ich befinde mich damit zum Teil in Übereinstimmung mit Erdmann (Logik, S. 358 u. 194), der die Beziehung zwischen den Inhalten der beiden Urteilsglieder im allgemeinen als „eine Beziehung unvollständiger Gleichheit" auffaßt. Die „logische Immanenz oder Einordnung" des Prädikatsinhalts in den Subjektsinhalt, welche Erdmann außer der Gleichheitsbeziehung zur Charakteristik des Wesens des prädikativen Zusammenhanges für notwendig hält, ist nur ein Ausdruck der synthetischen und analytischen Funktion. Bei dem Urteil in synthetischer Bedeutung läßt sie sich auf räumlich-zeitliche Beziehungen zurückführen (vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 346).

Vorstellung $\overline{m + n + o \ldots}$ zustande kommen.[1] Zuweilen wird dieser Einwand auch mit Weglassung der Ich-Hypothese dahin formuliert, daß die zusammengesetzte bzw. die allgemeine Vorstellung Z bzw. A nur gedacht werden könne als eine Vorstellung von den Vorstellungen m, n, o usf. Hier wird die repräsentative Bedeutung, welche den zusammengesetzten und den allgemeinen Vorstellungen mit Bezug auf die partialen bzw. untergeordneten Vorstellungen zukommt, mißbraucht, um ein Vorstellen der Vorstellungen zu konstruieren. Dabei spielt auch die Vieldeutigkeit, welche der Genetiv „der Vorstellungen" und der präpositionale Ausdruck „von Vorstellungen" hat, eine große Rolle. Für die zusammengesetzten Vorstellungen hätte ich, um auch diesen Einwand zu widerlegen, die Auseinandersetzung, die oben für das Urteil gegeben worden ist, einfach zu wiederholen. Es handelt sich um ganz gleichartige Vorgänge; nur herrscht dort die Isolation, hier die Synthese vor. Bei den Allgemeinvorstellungen handelt es sich um eine eigenartige Verbindung von Isolation und Synthese, die uns in einem besonderen Abschnitt noch näher beschäftigen wird. Es leuchtet aber schon jetzt ein, daß das Wesentliche der Allgemeinvorstellung A darin besteht, daß die untergeordneten Individual- bzw. Artvorstellungen m, n, o ... auf Grund gemeinsamer Merkmale oder Ähnlichkeit ihres Inhalts in dem Allgemeinbegriff mitgedacht werden. Dieses Mitdenken bedeutet nur die Tatsache, daß zugleich mit dem Denken von A oder unmittelbar im Anschluß an das Denken von A die Vorstellungen m, n, o ... sämtlich oder teilweise auftreten. A existiert überhaupt nur in diesem Mitdenken und Mitdenkenkönnen.[2] Es

[1] Die verschieden gestellten geschweiften Klammern sollen symbolisch den Unterschied der beiden Vorstellungskategorien andeuten.

[2] Die ausdrückliche Bestimmung der gemeinsamen Merkmale ist eine Ausarbeitung der Allgemeinvorstellung, die nicht wesent-

bleibt also, wie wir auch den Allgemeinbegriff fassen, kein Anhalt für ein „Nochmals-Vorstellen" im Sinn eines „Vorstellens des Vorstellens". Sowohl bei der Entstehung der Allgemeinvorstellung A aus m, n, o ... wie bei meinem jetzigen Denken der Allgemeinvorstellung[1] A treten immer nur m, n, o ... selbst in mannigfachen Verknüpfungen und Beziehungen auf, aber nirgends und niemals als Vorstellungen von Vorstellungen.[2]

Der fünfte und letzte Einwand beruft sich darauf, daß wir imstande sind, über Vorstellungen und über Urteile Aussagen zu machen, Urteile abzugeben. Ich kann z. B. sagen: „Die Vorstellung von Marsbewohnern ist falsch." Liegt hier und in ähnlichen Beispielen nicht doch etwa die Vorstellung einer Vorstellung oder einer Vorstellungsverknüpfung vor? Keineswegs. Vielmehr ist im angeführten Beispiel nur die Vorstellung der Bewohner des Mars lediglich als solche ohne ihre Radikalbeziehung das Subjekt der Aussage, während in dem Urteil „Bewohner des Mars existieren nicht" das Subjekt dieselbe Vorstellung der Marsbewohner mit ihrer Radikalbe-

lich für sie ist und bei dem Ungebildeten oft ganz unterbleibt. Die Existenz gemeinsamer Merkmale ist für die Bildung der Allgemeinvorstellung unerläßlich, ihr isoliertes Mitdenken ist für das Denken einer Allgemeinvorstellung entbehrlich.

[1] Wenn ich hier und öfter davon spreche, daß ich „die Allgemeinvorstellung denke", so ist dies natürlich kein Accusativus affectivus im Sinn der Grammatik, sondern ein Accusativus effectivus oder auch des Inhalts (nach Analogie von ἔπεσε τοιοῦτον πτῶμα), d. h. das Verbum „denken" bedeutet nicht, daß an dem Objekt „Allgemeinvorstellung" durch das Denken noch irgend etwas Neues geschieht. Ganz ebenso ist auch die Genetivverbindung „Denken der Allgemeinvorstellung" zu verstehen. Der Genetivus objectivus „der Allgemeinvorstellung" ist logisch mehrdeutig, insofern er diesen oder jenen der genannten Akkusative vertreten kann. Ich möchte ihn stets im Sinn eines Accusativus effectivus oder des Inhalts verstanden wissen.

[2] Vgl. die ausführliche Darstellung in meiner Erk.theorie 1913, S. 437.

ziehung ist. Der Unterschied läuft also ganz auf den Unterschied zwischen dem Urteil in analytischer und synthetischer Bedeutung hinaus, den wir oben schon erledigt haben. Vgl. Buch II, S. 20ff.

Nachdem sich alle Einwände zugunsten einer Annahme von Vorstellungsvorstellungen (vgl. Buch II, S. 17) als nichtig erwiesen haben, kehren wir zu der Frage zurück, was denn überhaupt die Introspektion mit Bezug auf Vorstellungen, z. B. eine Reihe V_I, V_{II}, V_{III} ... bedeutet. Meines Erachtens nichts anderes, als daß meine Ideenassoziation — ganz nach Analogie der Empfindungsintrospektion (vgl. Buch II, S. 15) — so eingestellt ist, daß unter den angeknüpften Vorstellungen V_1, V_2, V_3 usf. V_I, V_{II}, V_{III} ... noch öfter wiederkehren und so in dem oben festgestellten Sinn fixiert werden. Man könnte den Sachverhalt also etwa durch folgende Formel ausdrücken:

$$V_I V_1 V_2 V_{II} V_{III} V_I V_3 V_4 V_I V_{II} V_5 V_{III} V_{II} V_6 \ldots$$

Dazu kommt dann noch in der Regel, namentlich bei der Anwendung der Introspektion als psychologischer Methode die analoge Fixation der begleitenden psychischen Prozesse, der begleitenden Intentionsempfindungen (vgl. Buch II, S. 14) und vor allem auch der angeknüpften Vorstellungen V_1, V_2, V_3 ... Auch diese werden dank der Einstellung unserer Ideenassoziation im Verlauf der Reihe öfters gewissermaßen rekapituliert. Auch hier ist für die Introspektion schließlich die Fixation des psychischen Gesamtzustandes in seinem ganzen Ablauf maßgebend.

Als Spezialfall käme schließlich auch für die Vorstellungen die Selbstwahrnehmung einer Vorstellung während ihrer Fortdauer in Betracht. G. E. Müller[1] meint in der Tat, daß es eine solche gebe. Er meint, wenn man aufgefordert werde zuzusehen, inwieweit man sich eine rote Rose innerlich mit ihrer Farbe vorstellen könne, und dann die infolge dieser Aufforderung erzeugte Vorstellung

[1] a. a. O. S. 71.

sofort bei ihrem Auftreten eine ihr entsprechende kurze sprachliche Charakterisierung zur Folge habe, so werde ein psychisches Erlebnis auf Grund gegenwärtigen Gegebenseins und Apperzipiertwerdens beschrieben. Ich halte diese Deutung zum mindesten für mißverständlich. Erstens ist das „gegenwärtige" Gegebensein doch niemals ein gleichzeitiges Gegebensein, die Sukzession bleibt doch immer gewahrt: erst die Vorstellung A und dann ihr „Apperzipiertwerden". Zweitens aber ist letzteres wieder nichts anderes als die Anknüpfung einer neuen Vorstellung oder eines Urteils. Meistens handelt es sich — wie bei den analogen Empfindungsvorgängen (Buch II, S. 12ff.) — um die Isolation oder Akzentuation eines Teils oder eines Merkmals der Vorstellung und seine Wortvorstellung. Ich behaupte also, daß auch in diesem Fall nur eine Vorstellungsanknüpfung vorliegt, welche die Fixation einer gegebenen Vorstellung V_I zum Zweck oder wenigstens zur Folge hat.

Das Zustandekommen der eigentümlichen assoziativen Einstellung, welche sowohl für die Introspektion mit Bezug auf Empfindungen wie für die Introspektion mit Bezug auf Vorstellungen charakteristisch ist, ist sehr verschiedenartig. Bei unseren experimentellen Untersuchungen beruht es auf der Instruktion des Versuchsleiters und eventuell dem psychologischen Interesse der beteiligten Versuchspersonen. Im gewöhnlichen Leben ist Introspektion überhaupt selten; wenn sie auftritt, ist die charakteristische Einstellung auf dieselbe meist durch den Wunsch bedingt, einzelne psychische Prozesse in ihren Einzelheiten zu fixieren. Für die Theorie der Introspektion sind diese variablen Motive derselben gleichgültig.

Das Gesamtergebnis[1] unserer Erörterungen über die

[1] Man vergleiche hiermit beispielsweise die weit abweichenden Darstellungen von Dodge, Amer. Journ. of Psych. 1912, Bd. 23, S. 214 u. Titchener, ebenda S. 427 u. 485.

Introspektion läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Introspektion kein spezifischer psychischer Vorgang ist, sondern eine auf assoziativer (konstellativer) Einstellung beruhende Verlaufsweise der psychischen Vorgänge, welche bestimmten psychischen Einzelprozessen samt ihren fortlaufenden Begleitzuständen besonders günstige Reproduktionsbedingungen verschafft. Es bleibt nur noch übrig hinzuzufügen, daß für diese Verlaufsweise auch die sprachliche Fixierung eine erhebliche Hilfe an die Hand gibt. An Stelle oder an die Seite der V_{e_1}, V_{e_2}..., V_I, V_{II}... unserer Formeln treten nicht selten die entsprechenden Wortvorstellungen W_I, W_{II} usf. Wer öfters bei psychologischen Experimenten selbst tätig gewesen ist, weiß, wie gern sich diese sprachliche „Registrierung" eindrängt. Sie kann sogar so sehr in den Vordergrund treten, daß die Sachvorstellungen V_{e_1}, V_{e_2}..., V_I, V_{II}... geradezu zurückgedrängt werden und der Zweck der Introspektion beeinträchtigt wird.

§ 38. Die deduktive und die induktive Methode in der autochthonen Psychologie. Während die Psychophysiologie und die Psychophysik gar nicht anders als induktiv arbeiten können, scheint der autochthonen Psychologie noch ein anderer Weg, nämlich der deduktive offen zu stehen. Wir können fragen, ob die subjektiven (introspektiven) und objektiven Methoden, die wir jetzt kennen gelernt haben, nicht ganz überflüssig sind oder nicht wenigstens ergänzt werden müssen und können durch eine Methode, die lediglich einige allgemeine Sätze oder einige allgemeine Begriffe zugrunde legt und aus diesen deduktiv die speziellen psychologischen Hauptsätze entwickelt.

Diese deduktive Psychologie hat in der Tat in der Geschichte der Psychologie bekanntlich eine große Rolle gespielt. Bis in das 18. Jahrhundert hinein war sie fast absolute Herrscherin. Bei Chr. Wolff tritt die induktive

oder, wie er sie nannte, die „empirische" Psychologie zwar schon neben die deduktive oder „rationale"[1] Psychologie, wird ihr aber noch allenthalben untergeordnet. Auch bei Herbart streiten sich die induktive und die deduktive Methode noch um den Vorrang. Erst bei Herbarts Schülern, namentlich mit Waitz gelangt die induktive Methode zur entschiedenen Vorherrschaft. Waitz[2] bezeichnet sein Hauptwerk ausdrücklich als „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft". Anderseits hat es auch bis in die neueste Zeit an deduktiven Rückfällen nicht gefehlt. Beispielsweise spielt in der sog. „allgemeinen" Psychologie Rehmkes das deduktive Element wieder eine unverhältnismäßig große Rolle.[3]

Worin besteht nun der wesentliche Unterschied der beiden Methoden, und ist die deduktive Methode überhaupt noch irgendwie zulässig?

Den Unterschied der beiden Methoden können wir nicht etwa kurz dahin formulieren, daß die induktive Methode von der Erfahrung[4] ausgehe, die deduktive hingegen nicht. Auch die deduktive Methode kann nicht von der Inspiration leben. Die wenigen allgemeinen Sätze und allgemeinen Begriffe, von welchen sie aus-

[1] Über den Begriff des Rationalismus vgl. Ziehen, Zum gegenwärt. Stand d. Erk.theorie. Wiesbaden 1914, S. 33ff., über den Begriff des Empirismus ebenda S. 30.

[2] Dabei ist Waitz selbst durchaus noch nicht frei von deduktiven Tendenzen. Er behauptet, daß „auf Beobachtung allein eine wissenschaftliche Psychologie sich nie werde gründen lassen" (Lehrb. d. Psych. als Naturw. Braunschweig 1849, S. 22).

[3] Man vergleiche z. B. auch Diltheys Unterscheidung einer „deskriptiven" und einer „erklärenden" Psychologie, welch letztere, „ihrer Natur nach hypothetisch, einfachen Annahmen die Tatsachen des geistigen Lebens zu unterwerfen unternimmt" (Einleit. i. d. Geisteswiss., Bd. 1, Leipzig 1883, S. 41).

[4] Oft versteht man unter Erfahrung nur die Empfindungsgignomene; dann würde die Bezeichnung „empirische" Methode für das, was hier gemeint ist, unzutreffend sein. Vgl. Anm. 1.

gehen muß, um überhaupt zu irgendeinem Inhalt zu gelangen, muß sie schließlich doch den Gignomenen, der Erfahrung, entlehnen. Der Unterschied von dem induktiven Verfahren besteht nur darin, daß sie unter den Gignomenen einige wenige auswählt und logisch ausarbeitet, dagegen die anderen ganz oder fast ganz ignoriert, höchstens hier und da zur Bestätigung heranzieht. Die Auswahl jener bevorzugten Sätze und Begriffe erfolgt nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten. Bald sind sie irgendeinem philosophischen System oder einer Religion entlehnt, bald handelt es sich um allgemeinste vermeintliche Erfahrungssätze wie z. B. die Existenz einer Seele, eines Ich, von „Grundbestimmtheiten" der Seele usf. Jedenfalls kommen alle diese ausgewählten Sätze darin überein, daß sie durchweg nicht Empfindungsgignomene, sondern Vorstellungsgignomene, teils Vorstellungen, teils Urteile sind, und zwar solche von sehr allgemeinem Charakter. Demgegenüber verlangt die induktive Methode gleichmäßige Berücksichtigung aller Gignomene, der Empfindungs- wie der Vorstellungsgignomene, der individuellen wie der allgemeinen. Sie kann, wenn man alle Gignomene als Erfahrung zusammenfaßt, daher auch als die „empirische" Methode bezeichnet werden. Sie ist allerdings nicht imstande, buchstäblich „alle" Gignomene für ihre Arbeit zu verwerten, aber diese Auswahl, zu der auch sie gezwungen ist, ist lediglich quantitativ. Wenn der induktive Forscher n Gignomene von der Beschaffenheit m untersucht hat, so verzichtet er auf die Untersuchung weiterer Gignomene von derselben Beschaffenheit m und nimmt an, daß die Sätze über die Beschaffenheit m, die er an den n Gignomenen ermittelt hat, allgemein gelten.[1] Er ignoriert also nicht, wie der deduktive Forscher, unzählige Gignomene von verschiedener Be-

[1] Hier tritt der oft verkannte Zusammenhang des Empirischen und des Induktiven klar hervor.

schaffenheit, sondern nur solche Gignomene, die denselben Tatbestand einfach wiederholen.

Mit dieser Unterscheidung ist auch das Urteil über die beiden Methoden gefällt. Die Deduktion ist offenbar unzulässig. Sie kann für ihre Auswahl keinerlei ausreichenden Grund anführen. Die allgemeinsten Sätze und Begriffe, von welchen sie ausgeht, sind ein willkürlich herausgegriffener Teil des Gegebenen. Selbst wenn — was übrigens durchaus nicht der Fall ist — diese Sätze und Begriffe von allen Menschen anerkannt wären, läge kein Grund vor, anderes Gegebenes zu vernachlässigen, sondern wir hätten nur das Recht und die Pflicht, auch diese Tatsache der allgemeinen Anerkennung neben und mit den andern Gignomenen zu verwerten. Dazu kommt weiter, daß die deduktive Methode überdies die einseitig und willkürlich von ihr ausgewählten Sätze und Begriffe der Kritik entziehen will. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß ein solcher antizipierender Dogmatismus ganz unzulässig ist.

In der Tat sind denn auch die Leistungen der deduktiven Psychologie minimal. Wolff sagt im § 1 seiner Psychologia rationalis ganz richtig: „psychologia rationalis est scientia eorum, quae per animam humanam possibilia sunt". Günstigstenfalls leitet die deduktive Psychologie aus dem Grundbegriff der Seele und einigen anderen Allgemeinbegriffen „Möglichkeiten" des psychischen Geschehens ab. Diese sind dann doppelt fragwürdig: erstens, insofern die ihnen zugrunde liegenden Begriffe sehr zweifelhaft sind, und zweitens, weil die Ableitung von neuen Willkürlichkeiten strotzt. Bei der Inhaltsarmut jener Allgemeinbegriffe wäre nämlich überhaupt kaum etwas aus ihnen abzuleiten, wenn nicht allerhand neue ebenso hypothetische Begriffe fortgesetzt in die Deduktion eingewebt würden. Vor totaler Stagnierung und völligem Verlust des Zusammenhangs mit

dem Gegebenen bleiben diese deduktiven Psychologien nur dadurch zuweilen bewahrt, daß sie nicht konsequent bleiben und doch mit einem Auge nach der Gesamtheit der Gignomene hinüberschielen. Nur solches uneingestandene Schielen und eine halbbewußte Erinnerung an die ignorierten Gignomene gibt den deduktiven Psychologien zuweilen auch hier und da einen brauchbaren Inhalt.

§ 39. Die genetische Methode. Mit der Wahl der induktiven Methode ist das Verfahren der autochthonen Psychologie noch nicht eindeutig bestimmt. Die Psychologie hat von der Erkenntnistheorie die Unterscheidung der Empfindungs- und Vorstellungsgignomene schon bei ihrer ersten — erkenntnistheoretischen — Grundlegung übernommen. Es ergibt sich daher für die prinzipielle methodologische Grundlegung der autochthonen Psychologie die Frage, ob die Psychologie besser von den Empfindungsgignomenen oder besser von den Vorstellungsgignomenen ausgeht.

Bei der Beantwortung dieser Frage wird man die jetzt wohl allgemein anerkannte Tatsache berücksichtigen müssen, daß den Empfindungen stets die zeitliche Priorität vor den Vorstellungen (im weitesten Sinn) zukommt. Allerdings bedarf diese Tatsache schon selbst einer Feststellung durch die autochthone Psychologie; sie wird daher erst unten unter den prinzipiellen Ergebnissen der autochthonen Psychologie ausführlich zu erörtern sein und wird hier nur vorweggenommen. Vom Standpunkt dieses Satzes, den ich auch kurz als „protästhetisches" Prinzip[1] bezeichnet habe (vgl. Buch I, S. 23), wird man nun sagen müssen, daß die Psychologie zweckmäßiger verfährt, wenn sie von den Empfindungen aus-

[1] Vgl. Ziehen, Zum gegenwärt. Stand d. Erk.theorie. Wiesbaden 1914, S. 25ff. Daselbst wird auch die Spaltung der protästhetischen Lehre in die transformistische und die extrem sensualistische vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus erörtert.

geht und erst nach gründlicher Untersuchung der letzteren zur Untersuchung der Vorstellungen übergeht. Sie ahmt damit in ihrem Forschungsweg den Entwicklungsgang der psychischen Prozesse und zwar — wie sich noch ergeben wird — sowohl den ontogenetischen wie den phylogenetischen nach. Die Empfindungsuntersuchung ist unerläßlich zur Erforschung der Vorstellungen, während wir die Empfindungen bis zu einer gewissen Grenze sehr wohl auch ohne vorhergehende Untersuchung der Vorstellungen erforschen können. Zudem unterliegt es keinem Zweifel, daß die Empfindungen der Untersuchung leichter zugänglich sind. Sie sind im allgemeinen weniger zusammengesetzt[1] als die Vorstellungen, sie sind erheblich stabiler und können jederzeit fast unbeschränkt mit größter Bestimmtheit durch äußere Reize hervorgerufen werden. Insbesondere ermöglicht das letzte Moment der autochthonen Psychologie eine unmittelbare Anlehnung an Physik und Physiologie sowie auch an den psychophysischen und psychophysiologischen Teil der Psychologie selbst, auf die wir bei der autochthonen Psychologie der Vorstellungen noch fast ganz verzichten müssen. Aus allen diesen Zweckmäßigkeitsgründen ziehen wir also in der autochthonen Psychologie den „genetischen" Weg, d. h. die Reihenfolge: erst Empfindungs-, dann Vorstellungsuntersuchung vor. Wir machen dabei nur zwei Vorbehalte. Erstens erkennen wir von Anfang an unumwunden an, daß auch die Empfindungen uns niemals — abgesehen vielleicht von den ersten Kindheitstagen — isoliert, sondern immer mit Vorstellungen verknüpft gegeben sind, und daß erst recht bei ihrer wissenschaftlichen Erforschung überall Vorstellungen beteiligt sind; wir fordern daher geradezu, daß auch die Vorstellungslehre auf die Empfindungslehre

[1] Den Gesichtspunkt der Einfachheit hat schon Waitz betont (Lehrb. d. Psych. als Naturwiss. Braunschweig 1849, S. 26).

zurückwirkt. Zweitens verwahren wir uns ausdrücklich schon jetzt gegen die extrem sensualistische Auffassung, nach der die Vorstellungen lediglich schwächere Wiederholungen der Empfindungen sein sollen und also gar nichts Neues zu letzteren hinzufügen würden, und stellen uns auf den transformistischen Standpunkt, der kurz gefaßt besagt, daß die Vorstellungen eigentümliche Transformationen unserer Empfindungen sind, und später eingehend begründet werden wird (§ 48).

Das genetische methodologische Prinzip,[1] welches wir somit als das zweckmäßigste für die autochthone Psychologie betrachten, hat sich auch in der geschichtlichen Entwicklung der Psychologie mehr und mehr Bahn gebrochen. Im Grunde genommen, hat es mit wenigen Aus-

[1] Die Bezeichnung „genetische Methode" finde ich u. a. schon bei C. G. Carus, Vorles. über Psych. Leipzig 1831, S. 13 u. 23. Freilich ist die Begriffsbestimmung hier noch unklar. Carus faßte die genetische Methode noch vorzugsweise im ontogenetischen und phylogenetischen Sinn auf. So erklärt sich auch die übrigens sehr oberflächliche Kritik, die Fortlage in seinem System der Psychologie an der genetischen Methode übt (Teil 1, Leipzig 1855, S. 7). Es kommt hinzu, daß die genetische Methode sich bei Carus, Steffens (Anthropologie, Breslau 1822), v. Schubert (Lehrb. d. Menschen- u. Seelenkunde, Erlangen 1838), Eschenmayer (Psych., 2. Aufl. 1822, S. 4) in eigentümlicher Weise mit naturphilosophischen Lehren verband (vgl. Carus, Zur Entwicklungsgeschichte der Seele, Pforzheim 1846, z. B. S. 96ff.). Waitz (a. a. O. S. 26) spricht von der genetischen Methode ganz in meinem Sinn und bezeichnet sie auch als „synthetisch". Drobisch (Empir. Psych. nach naturw. Methode, Leipzig 1842, S. 22) betont dagegen den ontogenetischen Standpunkt. Jedenfalls ist der Terminus dann fast außer Gebrauch gekommen. In neuerer Zeit hat Windelband (Präludien, 4. Aufl., Bd. 2. Tübingen 1911, S. 109) die Bezeichnung „genetische Methode" speziell für diejenige Auffassung der Axiome gebraucht, nach der diese „sich in der Entwicklung der menschlichen Vorstellungen, Gefühle und Willensentscheidungen gebildet haben und darin zur Geltung gekommen sind", und die genetische Methode der kritischen gegenübergestellt. Dieser engere Sinn kommt bei den oben gegebenen Darlegungen nicht in Betracht.

nahmen die empirische (induktive) Psychologie immer beherrscht — so sehr, daß man oft geradezu empirische Psychologie und genetische Psychologie identifiziert hat (vgl. Buch II, S. 28, Anm. 4).[1] Immerhin hat selbst Herbart noch die genetische Methode vernachlässigt. Die für seine Psychologie in vielen Beziehungen grundlegende Mechanik der „Vorstellungen" begreift unter der letzteren Bezeichnung Empfindungen und Vorstellungen (in unserem Sinn) unter sich und berücksichtigt in der Ausführung letztere sogar weit mehr als erstere. Bei Herbarts Schülern wird es schon zum festen Gebrauch, der Vorstellungslehre eine Empfindungslehre vorauszuschicken und erstere in manchen Beziehungen auf letztere zu gründen. Ganz besonders entschieden hat auch — schon zu Herbarts Zeiten — Destutt de Tracy[2] den genetischen Weg gefordert. Die moderne Psychologie hat dann — zum Teil begreiflicherweise auch unter dem Einfluß ihrer psychophysiologischen Grundlage — ganz geflissentlich und systematisch zuerst das Empfindungsgebiet eingehend untersucht und erst, nachdem sie hier festen Fuß gefaßt hatte, auch das Vorstellungsgebiet mit gleicher Ausführlichkeit behandelt oder wenigstens zu behandeln begonnen. Unverständige Gegner haben aus dieser sog. „Vernachlässigung" des Vorstellungsgebiets sogar der modernen Psychologie Vorwürfe gemacht und ihre

[1] Auch die Bezeichnung „sensualistische" Psychologie wird für die genetische Methode gelegentlich gebraucht; sie ist jedoch unzweckmäßig, weil man sonst gewöhnlich das protästhetische Prinzip als sensualistisches Prinzip bezeichnet und außerdem nicht selten, wenn man von Sensualismus schlechthin redet, an den extremen Sensualismus denkt, wie wir ihn oben S. 33 gekennzeichnet haben. Vgl. Zum gegenwärt. Stand d. Erk.theorie 1914, S. 26.

[2] Cours d'idéologie, Paris 1801—1815. Auch muß man selbstverständlich anerkennen, daß den extrem sensualistischen Theorien von Condillac u. a. gewissermaßen als „vertu de leur défauts" das Verdienst zukommt, der genetischen Methode sowohl in der Erkenntnistheorie wie in der Psychologie Eingang verschafft zu haben.

Insuffizienz gegenüber der alten Psychologie gefolgert. Dies ist selbstverständlich eine äußerst naive Verkennung der genetischen Methode. Diese ist eben nur so verständig, den Bau ihres Hauses nicht mit dem zweiten Stock zu beginnen, und zugleich noch so jung und auch so gründlich, daß sie mit dem ersten Stock in der kurzen Zeit ihrer Arbeit noch nicht fertig geworden ist bzw. ihn erst seit kurzem so weit abgeschlossen hat, daß sie mit dem zweiten Stock beginnen konnte.

Es ist ein fast selbstverständliches Corollar des genetischen Prinzips, daß, soweit es möglich ist, nicht nur die allgemeine Priorität der Empfindung gegenüber der Vorstellung, sondern auch die phylogenetische, historische bzw. kulturhistorische und ontogenetische Entwicklung der psychischen Prozesse bei dem Forschungsgang der Psychologie berücksichtigt wird. Der phylogenetischen Untersuchung ist allerdings, da sie, wie oben (Buch II, S. 9) erörtert, ganz auf objektive Methoden angewiesen ist, nur ein bescheidenes Wirkungsfeld beschieden. Immerhin ist die Tierpsychologie nicht nur als Teil der Zoologie und als Ergänzung der menschlichen Physiologie, sondern auch im Sinn der genetischen Methode als Hilfswissenschaft der menschlichen Psychologie von nicht unerheblicher Bedeutung. Die enorme Bedeutung, welche die Untersuchung von Individuen auf tieferer Kulturstufe für die Psychologie im genetischen Sinn hat, ist allgemein anerkannt. Da ältere Zeiten solche Untersuchungen versäumt haben, müssen wir die fehlende historisch-anthropologische Psychologie durch eine ethnographisch-anthropologische ersetzen. Endlich ist ohne Kinderpsychologie — schon vom Standpunkt des genetischen Prinzips aus — die moderne Psychologie kaum denkbar.

§ 40. Die experimentelle Methode. Einerlei ob man die genetische Methode wählt oder nicht, also bei jeder induktiven Methode bleibt noch ein doppelter Weg

offen. Man kann gelegentliche psychologische Beobachtungen sammeln oder psychologische Beobachtungen sich geflissentlich durch geeignete Maßnahmen verschaffen. Ich will die erstere Methode als die „zerstreute" Methode bezeichnen, die letztere wird allgemein als die „experimentelle" bezeichnet. Die zerstreute Methode schließt natürlich nicht aus, daß die gelegentlichen Beobachtungen mit besonderer Aufmerksamkeit und Geflissentlichkeit und auch mit Bezug auf eine besondere Frage gesammelt werden. Charakteristisch ist für sie nur, daß sie die Gelegenheiten abwartet oder höchstens aufsucht, nicht aber prinzipiell und systematisch provoziert. Das letztere ist die wesentliche Eigentümlichkeit der experimentellen Methode.

Die ältere induktive Psychologie arbeitete fast stets nach der zerstreuten Methode. Herbart hat noch ausdrücklich erklärt[1]: „Die Psychologie darf mit den Menschen nicht experimentieren; und künstliche Werkzeuge gibt es für sie nicht." Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schroff, hat sich Kant ausgesprochen.[2] Beide Äußerungen sind um so auffallender, als in der zeitgenössischen Literatur bereits die Bedeutung des psychologischen Experiments wiederholt hervorgehoben worden war und sich — allerdings in bescheidenem Maß — schon bewährt hatte. Joh. Gottlieb Krüger hatte bereits im Jahre 1756 den Versuch einer Experimentalseelenlehre verfaßt.[3] Die Schüler Herbarts haben wie ihr Meister

[1] Lehrb. z. Psych. § 4. Auf dem Gebiet der Tonlehre hat übrigens Herbart selbst experimentiert (vgl. meine Abhandlung „Das Verhältnis der Herbartschen Psych. z. phys. exp. Psych. 2. Aufl. Berlin 1911, S. 15).

[2] Metaphys. Anfangsgr. d. Naturw., Vorrede (Hart. Ausg. 1867, Bd. 4, S. 361).

[3] Weitere Literatur findet man in meiner oben zitierten Schrift, S. 14. Einzelne Experimente reichen noch etwas weiter zurück; ich nenne beispielsweise nur die Versuche Chladens über die Ge-

die Bedeutung des Experiments noch nicht richtig gewürdigt. So ist es beispielsweise geradezu befremdend, daß Drobisch[1] zwar fordert, daß die Psychologie „sich zur physiologischen Methode erhebe", dann aber unter den physiologischen Methoden die experimentelle — von ihm als „physikalisch" bezeichnete — Methode mit der dürftigen Bemerkung abfertigt, „geistige Experimente ließen sich nicht anstellen (wenigstens keinesfalls in dem Umfange wie in der Körperwelt)". In der Tat ist denn auch die Einführung der experimentellen Methode von ganz anderer Seite, nämlich durch die Sinnesphysiologen erfolgt. Die schon lange in der Physiologie eingebürgerte Methode der experimentellen Beobachtung wurde auf die Sinnesphysiologie übertragen. Die letztere leitet, wie wir gesehen haben, unmittelbar zum psychophysischen und psychophysiologischen Teil der Psychologie hinüber. So bürgerte sich wenigstens zunächst in der Empfindungslehre die Experimentaluntersuchung ein. Es entsprach dieser Verlauf ja auch ganz dem natürlichen Forschungsweg der genetischen Methode. Ernst Heinrich Weber, Fechner, Volkmann und Vierordt kommt das Hauptverdienst bei diesem Fortschritt zu. Etwas später, erst etwa von 1870 ab, wurde dann die experimentelle Methode auch in die autochthone Psychologie eingeführt und damit auf alle psychischen Prozesse ausgedehnt. Dieser letzte und entscheidende methodologische Fortschritt knüpft sich namentlich an den Namen von Wundt. Seitdem ist die experimentelle Methode in ganz ungeahnter Weise zur Herrschaft gelangt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie diese Herrschaft behalten wird.

---

schwindigkeit des Denkens (De celeritate imprimis cogitandi, Erlangen 1750) und diejenigen Castels über die Sensibilität der Sehnen, Gelenke usf. (Experimenta quibus varias corporis humani partes sentiendi facultate carere constitit. Gött. 1753).

[1] a. a. O. S. 21 u. 24.

Die großen Erfolge der experimentellen Methode erklären sich nur zum Teil aus ihrer oben an erster Stelle angeführten wesentlichen Eigentümlichkeit, der künstlichen Beschaffung der Beobachtungen. Allerdings hatte die experimentelle Psychologie schon damit vor der nicht-experimentellen einen enormen Vorsprung. Sie konnte das zur Lösung eines psychologischen Problems erforderliche Beobachtungsmaterial sehr viel rascher und vor allem in sehr viel größerer Zahl zusammenbringen. Für fast jede auftauchende Frage konnte gewissermaßen sofort die empirische Grundlage herbeigeschafft werden. Dazu kam aber noch ein weiteres Moment. Die nicht-experimentelle Psychologie stellt ihre Beobachtungen durchweg unter äußerst komplizierten und wechselnden und unbestimmten Bedingungen an. Nur in extrem seltenen Fällen führt ein glücklicher Zufall ihr eine einfache, klare Beobachtung zu. Demgegenüber ist die experimentelle Psychologie, da sie ihre Beobachtungen selbst herbeiführt, imstande, fast ganz nach Belieben die Bedingungen künstlich zu vereinfachen, von Versuch zu Versuch konstant zu machen und eindeutig zu bestimmen. Allerdings wird auch der nicht-experimentelle Psycholog beispielsweise manche interessante Beobachtung über die Aufeinanderfolge der Vorstellungen sammeln können, aber diese Beobachtungen erfolgen, ganz abgesehen von ihrer Zufälligkeit und daher Spärlichkeit und Unvollständigkeit, unter den verwickelten, wechselnden, größtenteils gar nicht bekannten Umständen des täglichen Lebens und sind daher durchweg äußerst vieldeutig. Der experimentelle Psycholog entrückt die Versuchsperson diesen zahllosen, unbeständigen, unkontrollierbaren Einflüssen und prüft die Assoziationen unter den von ihm selbst ausgewählten einfachen, konstanten, bekannten Bedingungen des Versuchs. Erst damit wird die Anwendung der genetischen Methode fruchtbar.

Die Empfindungen, von denen die genetische Methode wegen ihrer zeitlichen Priorität, wegen ihrer Einfachheit und Stabilität (vgl. Buch II, S. 32) ausgehen will, sind einigermaßen isoliert im täglichen Leben überhaupt nicht anzutreffen. Gerade ihre für den Psychologen wertvollen Eigenschaften, die Einfachheit und Stabilität, kommen im täglichen Leben gar nicht zur Geltung. Die genetische Methode wird also geradezu auf den experimentellen Weg hingewiesen. Ebenso ist ohne die Konstanz der Bedingungen, welche nur im Experiment einigermaßen verwirklicht werden kann, ein erfolgreiches induktives Verfahren eigentlich gar nicht möglich. Jede Induktion hat nur dann einen Sinn, wenn die Glieder der Induktion im wesentlichen übereinstimmen. Die wechselnden Bedingungen des täglichen Lebens lassen eine solche Übereinstimmung immer zweifelhaft. Endlich ist die Unbekanntschaft mit den Bedingungen der Beobachtung — ihre Unbestimmbarkeit — kaum mit irgendeiner wissenschaftlichen Methode verträglich.

Und auch damit sind die Vorteile der experimentellen Methode noch nicht erschöpft. Die Psychologie verlangt nicht nur einwandfreie, sondern auch systematische Beobachtungen. Mit der Feststellung, daß ein Ton von 128 Schwingungen die Empfindung c auslöst, ist ihr noch wenig geholfen. Sie verlangt eine systematische Feststellung, wie sich mit der Schwingungszahl die Empfindung ändert. Dazu ist eine systematische Variation der Bedingungen unerläßlich. Es ist extrem unwahrscheinlich, daß der Zufall der Gelegenheiten, auf welche der nicht-experimentelle Beobachter angewiesen ist, eine solche systematische ausreichende Beobachtungsreihe zusammenbringt. Im Experiment können die Bedingungen nach Belieben systematisch variiert werden, daher ist nur hier die Grundlage für exakte systematische Beobachtungen gegeben.

Alle diese Momente erklären die Erfolge der experimentellen Psychologie und rechtfertigen ihre Bevorzugung. Nicht eine kostspielige Laboratoriumseinrichtung ist charakteristisch für die experimentelle Methode, sondern die Untersuchung der psychischen Vorgänge unter künstlich hergestellten, vereinfachten, konstanten und doch nach Bedürfnis systematisch variierbaren und bekannten Bedingungen. In Anlehnung an G. E. Müller kann man auch sehr zweckmäßig von einer „Durchsichtigkeit" der Bedingungen sprechen.

Wenn sonach heute das Vorrecht der experimentellen Methode auch in der Psychologie außer Zweifel steht, so wird damit den nicht-experimentellen Beobachtungen doch keineswegs jeder Wert abgestritten. Sie behalten namentlich noch in zweierlei Richtung Bedeutung. Erstens kommen einige ausnahmsweise Zustände, namentlich auf dem Gebiet des Affektlebens, vor, die experimentell nur sehr schwierig und unvollkommen hergestellt werden können. Hier behält die zerstreute, d. h. nicht-experimentelle Methode nach wie vor eine sehr große Bedeutung. Zweitens haben zerstreute Beobachtungen auch heute noch einen erheblichen heuristischen Wert. Eine interessante Beobachtung im täglichen Leben regt uns oft zu bedeutsamen Fragestellungen an, deren definitive Beantwortung dann der experimentellen Methode zufällt. Auch ist zu bedenken, daß die experimentelle Methode infolge ihres genetischen Verfahrens, speziell auch infolge ihres Aufsteigens vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vorläufig die komplizierteren psychischen Geschehnisse zu vernachlässigen gezwungen ist. Hier handelt es sich also nicht um ein definitives Versagen, sondern um ein vorläufiges Verzichten der experimentellen Methode. Die Psychologie aber verlangt — vor allem um ihrer praktischen Anwendungen willen — schon jetzt einige Auskunft über solche komplizierte Prozesse.

Auch hierfür bietet die nicht-experimentelle Psychologie eine provisorische Aushilfe.[1] Sie gibt uns einstweilen schon manchen wertvollen Hinweis, wie dieser oder jener zusammengesetzte psychische Prozeß voraussichtlich aufzufassen sein wird, und gibt dadurch der pädagogischen, psychiatrischen usf. Praxis unmißbare Direktive. Wie außerordentlich viel ein genialer Kopf dadurch leisten kann, zeigt gerade auch das Beispiel der mehrfach erwähnten Herbartschen Psychologie.

Ein Zerrbild der experimentellen Methode ist die sog. Fragebogenmethode. Sie scheint experimentell, insofern sie dieselben, relativ einfach formulierten Fragen von vielen Individuen beantworten läßt. Sie verstößt jedoch durchaus gegen das experimentelle Prinzip, insofern die Beantwortung der Fragen unter den inkonstantesten, ganz unkontrollierbaren, unbekannten Bedingungen erfolgt. Die Resultate dieser Methode, die nur dazu angetan ist, die experimentelle Psychologie in Mißkredit zu bringen, und höchstens für Feuilletonartikel zulässig ist, sind denn auch äußerst kläglich. Nur in ganz ausnahmsweisen Fällen, wenn die Fragestellung äußerst einfach und eine Konstanz der Bedingungen bei der Beant-

[1] J. Stuart Mill (A system of logic, ratiocinative and inductive, 3. Aufl. London 1851, Bd. 2, S. 441) erwartet diese Aushilfe von einer besonderen Wissenschaft, welche er als Ethologie bezeichnet. Diese soll aus den einfachen allgemeinen psychologischen Gesetzen, welche die Psychologie induktiv und experimentell festgestellt hat, deduktiv Sätze für die komplizierten individuellen psychischen Prozesse ableiten, welche dem Experiment nicht in ausreichendem Maße zugänglich sind und für welche die empirische Beobachtung nur approximative Sätze liefert. Diese deduktiven Sätze entsprechen also etwa den sog. Axiomata media der Logik. Hierzu ist nur zu bemerken, daß von einer besonderen „Wissenschaft" nicht die Rede sein kann. Es ist nur selbstverständlich, daß wir nach Möglichkeit die experimentell gewonnenen Sätze auch auf kompliziertere Probleme mit Vorbehalt unter Vernachlässigung der Komplikation anzuwenden suchen, um zu vorläufigen Sätzen zu gelangen.

wortung einigermaßen wahrscheinlich ist, dürfte vielleicht einmal das Fragebogenverfahren nebenher und vorläufig und unter den größten Vorbehalten in Betracht gezogen werden können. Fechners bekannte ästhetische Fragebogen-Untersuchungen sind, obwohl sie noch relativ vorsichtig angestellt wurden, durchaus nicht geeignet, diese Bedenken zu entkräften.

Zum Schluß mag erwähnt werden, daß die Bezeichnung „physiologische Psychologie"[1], welche sich seit Wundt für die neuere Psychologie eingebürgert hat, sich zum Teil auf die experimentelle Methodik der letzteren gründet. Diese ist der Physiologie entlehnt worden; die Psychologie kann daher, insofern sie experimentell verfährt, physiologisch heißen. Zum anderen Teil soll der Name allerdings namentlich auch ausdrücken, daß die moderne Psychologie sich nicht auf die autochthone Untersuchung des Psychischen beschränkt, sondern es auch im Zusammenhang mit den physiologischen Prozessen betrachtet: bei ihren psychophysischen Untersuchungen im Zusammenhang mit den von dem physikalischen Reiz ausgelösten sinnesphysiologischen Prozessen, bei ihren psychophysiologischen Untersuchungen s. str. im Zusammenhang mit den die psychischen Prozesse begleitenden (ihnen im Sinn von ν-Komplexen zugeordneten) hirnphysiologischen Prozessen (vgl. auch Buch I, S. 3).

§ 41. Die Methoden der autochthonen Psychologie im Hinblick auf die psychologischen Ziele.

[1] Einzelne Angaben zur Geschichte dieses Terminus findet man in meinem Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 2, Anm. 1. Ich erinnere außerdem daran, daß eine These der Doktordissertation von Joh. Müller lautet: Nemo psychologus nisi physiologus. Auch möchte ich nachtragen, daß schon K. Vierordt in seinem Grundriß der Physiologie (2. Aufl. 1862, S. 395) einem Abschnitt die Überschrift „Psychophysiologie" gibt. Alle diese älteren Bezeichnungen haben jedoch nicht denselben Sinn wie unser heutiger Terminus „physiologische Psychologie".

Das Hauptziel der Psychologie ist, wie in § 8 erörtert wurde, die Feststellung allgemeiner psychologischer Gesetze (vgl. Buch I, S. 59). Die Psychologie ist ihrem Wesen nach vorzugsweise Allgemeinwissenschaft. Wir wollen sie daher, insoweit sie dies Hauptziel verfolgt, auch als generelle Psychologie[1] bezeichnen und sie dadurch der Individualpsychologie oder individuellen Psychologie gegenüberstellen, welche nebensächlichen Zwecken der Psychologie dient und unten noch spezieller besprochen werden wird. Sie stimmt in dieser Beziehung also ganz mit den Kausalwissenschaften wie Physik und Chemie überein. Sie muß daher bei ihren Untersuchungen von den individuellen Eigentümlichkeiten des einzelnen Menschen abstrahieren, um zu ihren allgemeinen Gesetzen zu gelangen. Diese Abstraktion besteht selbstverständlich nicht etwa darin, daß sie diese individuellen Eigentümlichkeiten ignoriert. Sie wird dieselben im Gegenteil möglichst genau beobachten müssen, um sie mit Sicherheit bei der Fixierung ihrer allgemeinen Ergebnisse in Rechnung stellen und eliminieren zu können. Zudem verstecken sich oft genug hinter vermeintlichen individuellen Eigentümlichkeiten neue interessante allgemeine Gesetze. Für die autochthone Psychologie ergibt sich also als erste methodische Grundregel der scheinbar paradoxe Satz: sorgfältigste individuelle Beobachtung behufs Ermittlung allgemeiner Gesetze.

Mit dieser Feststellung ergibt sich aber sofort ein neues Bedenken: was bedeutet diese „Allgemeinheit" der Gesetze? Welche Individuen sollen zu dieser Allgemeinheit gerechnet werden? Zunächst bedarf es wohl kaum einer

[1] Die Bezeichnung „allgemeine Psychologie" wäre natürlich gleichfalls zulässig. Sie ist jedoch weniger geeignet, weil man sie gelegentlich auch für die deduktive Psychologie gebraucht hat, und zwar jede deduktive Psychologie generell, aber keineswegs jede generelle Psychologie deduktiv ist, vielmehr insbesondere die von uns vertretene generelle Psychologie induktiv ist.

weiteren Darlegung, daß wir nicht etwa nur eine Psychologie des Europäers im 19. und 20. Jahrhundert zu schreiben haben. Die Kausalgesetze haben — wenigstens wahrscheinlich — eine absolute Konstanz. Sie machen keine Entwicklung durch, sie sind von der Zeit unabhängig. Es mögen neue chemische Körper entstehen, aber die Veränderungen auch dieser neuen Körper folgen denselben Gesetzen wie diejenigen der alten. Es mögen die Kräfte bzw. Energien sich in neuen Kombinationen verbinden, aber innerhalb derselben gehorchen sie den früheren Gesetzen. Es mag sogar nicht ganz absolut ausgeschlossen sein, daß neue Energien im Anschluß an die Bildung neuer chemischer Körper auftreten könnten,[1] aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, würden die neuen Energien mit den alten in bestimmter Weise durch Äquivalente verknüpft sein. Es würde sich nicht um eine vollständige Neuschöpfung handeln. Anders in der Psychologie. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß mit der Zeit fortgesetzt Neuschöpfungen zustande kommen. Die Parallelkomponenten der niedrigsten Amöbe und des Menschen zeigen einen enormen Entwicklungsunterschied. Die Parallelkomponenten sind entwicklungsfähig. Das einzelne Parallelgesetz bleibt dabei allerdings dasselbe. Einem bestimmten ρE^{v} (also Gehirnprozeß) bleibt immer dieselbe Parallelkomponente (z. B. dieselbe spezifische Sinnesenergie) zugeordnet. Aber Hand in Hand mit der Bildung neuer chemischer Komplexe und damit neuer Kräftekombinationen im Nervensystem entwickeln sich ganz neue Parallelkomponenten, und während die

[1] Vom Standpunkt der auch von mir vertretenen mechanistischen Auffassung der Physik würde auch dies Auftreten ausgeschlossen sein; das Auftreten einer „neuen Kraft" könnte von diesem Standpunkt aus nur in dem Sinne erfolgen, daß mechanische Vorgänge sich in einer besonderen neuen Anordnung verbinden und in dieser Kombination eine neue Empfindungsqualität in einem entsprechend angepaßten Gehirn als Parallelwirkung bedingen.

neuen chemischen Komplexe und Kräftekombinationen noch den alten Kausalgesetzen gehorchen, treten für die neuen Parallelkomponenten ganz neue Parallelgesetze in Kraft.

Daraus ergibt sich nun, daß auf psychologischem Gebiet nur eine relative Allgemeinheit in Frage kommt. Die allgemeinen Gesetze, welche die generelle Psychologie sucht, sind auf den verschiedenen Entwicklungsstufen nicht gleich, insofern die letzteren und daher auch die ersteren ungleich differenziert sind. Von Individuum zu Individuum macht sich dies nur in sehr unbedeutendem Maß geltend. Die individuellen Differenzen beschränken sich wenigstens im wesentlichen auf das Quantitative bzw. Intensive der Leistungen und auf die Verteilung dieser quantitativen und intensiven Differenzen auf die verschiedenen Leistungsgebiete. Immerhin zeigen uns die sog. anomalen Farbensysteme — insbesondere die sog. anomalen trichromatischen — auch auf individuellem Gebiet innerhalb derselben Rasse eine erhebliche Abweichung der Differenzierung.[1] Sehr viel bedeutsamer werden die Differenzierungsunterschiede, sobald wir verschiedene menschliche Rassen oder gar verschiedene Entwicklungsstufen[2] der Menschheit vergleichen. Die Parallelgesetze, welche für den Entwicklungsstandpunkt des Europäers gelten, kommen mangels entsprechender Differenzierung

[1] Mit der Bezeichnung und Auffassung solcher gar nicht durch äußere Einwirkungen bedingten, sondern in der Entwicklung begründeter Abweichungen als „pathologisch" ist vom allgemeinwissenschaftlichen Standpunkt gar keine Einsicht gewonnen. Der Begriff „Krankheit" involviert eine Wertdifferenz, und eine solche kommt selbstverständlich bei unseren Erörterungen gar nicht in Frage. Virchow hat daher ganz mit Recht das Pathologische einer Abweichung in der mit ihr verbundenen „Gefahr" gesehen.

[2] Ich könnte auch den Ausdruck „Kulturstufen" brauchen, insofern im allgemeinen der Kulturgrad ungefähr der phylogenetischen Entwicklungsstufe entspricht.

des Gehirns für den Papua oder Aino zum Teil gar nicht in Betracht. Da nun die Psychologie nicht den geringsten Grund hat — wenn man von praktischen Gesichtspunkten absieht und sie lediglich als Wissenschaft im theoretischen Sinn betrachtet —, irgendeine Entwicklungsstufe von ihren Untersuchungen auszuschließen, und sogar durch ihre genetische Methode unmittelbar dazu gedrängt wird, auch tiefer stehende Völkerschaften in ihr Untersuchungsbereich einzubeziehen, so hat sie dem relativen Charakter der Allgemeinheit der psychologischen Gesetze Rechnung zu tragen und die psychologischen Gesetze auf allen Stadien ihrer Differenzierung festzustellen. Damit wird die Psychologie auch im Hinblick auf ihr Ziel — nicht nur wegen der Vorteile der genetischen Methodik — zur vergleichenden Psychologie.

Diese vergleichende Psychologie ist also vorwiegend eine phyletische und phylogenetische Psychologie. Auch die Bezeichnung „anthropologische Psychologie" scheint mir zweckmäßig.[1] Sie untersucht, wie sich die psychologischen Gesetze im Sinn der Differenzierung mit der Entwicklung des Menschengeschlechts und bei den verschiedenen bis jetzt zur Entwicklung gelangten Rassen gestaltet haben. Dabei ist aber nochmals zu betonen, daß die vergleichende Psychologie nicht bei dem Menschen Halt macht und sich zur Tierpsychologie erweitert, soweit die methodologischen Schwierigkeiten (vgl. Buch II, S. 9 u. 35) uns hier überhaupt Forschungen gestatten.

Man muß sich hüten, diese vergleichende Psychologie, speziell die anthropologische Psychologie etwa mit der vergleichenden Anatomie, vergleichenden Physiologie oder vergleichenden Kristallographie in eine zu nahe Parallele zu setzen. Allen diesen vergleichenden Wissenschaften einschließlich der vergleichenden Psychologie ist aller-

[1] Früher teilte man die Anthropologie oft in Physiologie und Psychologie ein. Von dieser veralteten Einteilung sehe ich hier ab.

dings gemeinsam, daß sie es mit fortschreitenden Differenzierungen zu tun haben. Bei den vergleichenden Naturwissenschaften (Anatomie, Physiologie, Kristallographie) beschränken sich jedoch diese Differenzierungen auf eine Zunahme der Kombinationen derselben chemisch-physikalischen Kräfte bei Gleichbleiben der allgemeinen Gesetze (vgl. Buch II, S. 44), während bei der vergleichenden Psychologie die Differenzierung sich auch auf die allgemeinen Gesetze erstreckt.

Ausdrücklich muß ferner gewarnt werden vor der Verwechslung der jetzt von uns definierten anthropologischen Psychologie mit der sog. Völkerpsychologie. Die letztere steht in einem ganz anderen Gegensatz zur Individualpsychologie. Sie sieht ihre Aufgabe, wie Wundt dies in ausgezeichneter Weise auseinandergesetzt hat[1], in der „ergänzenden Untersuchung der an das Zusammenleben der Menschen gebundenen psychischen Vorgänge". Sie ist eine teils individuelle, teils generelle Kollektivpsychologie; sie beschäftigt sich nicht mit einzelnen, isoliert gedachten Individuen, sondern mit Individuengruppen, d. h. individuellen Gemeinschaften. Nur insofern die einzelne phyletische Gruppe sich nicht selten zu einer Gemeinschaft zusammenschließt und dann das Merkmal des „Zusammenlebens" für eine solche phyletische Gruppe zutrifft, können sich hier und da die anthropologische Psychologie und die Völkerpsychologie (im Sinne Wundts) äußerlich decken. So könnten z. B. die psychischen Prozesse der Ainos ein abgegrenzter Gegenstand sowohl der anthropologischen Psychologie wie der Völkerpsychologie sein, da sie sowohl phyletisch wie durch ein Zusammenleben in einer relativ engen Gemeinschaft abgegrenzt sind. Demgegenüber würde eine Untersuchung der charakteristischen psychischen Prozesse der finnisch-ugrischen Rasse nur einer Abgren-

[1] Völkerpsychologie, Bd. 1, Leipzig 1900, S. 1ff.

zung im Sinn der anthropologischen Psychologie entsprechen.

Bei dem Sammeln von Beobachtungen, also heuristisch, wird also die Völkerpsychologie sich allenthalben mit der anthropologischen Psychologie zusammenfinden. Daher muß es auch fast stets zu einer Personalunion beider Wissenschaften kommen. Aber eine solche Verknüpfung zweier Wissenschaften in den Personen der Forscher beweist keineswegs immer eine enge theoretische Verwandtschaft der Wissenschaften selbst. Wir werden also trotz dieser Personalunionen an unserer Scheidung festhalten. Aus diesen sekundären Beziehungen erklärt es sich aber ausreichend, daß die Völkerpsychologie die ihr von der Wundtschen, theoretisch durchaus gerechtfertigten Definition gezogenen Grenzen meistens überschritten und die anthropologische Psychologie gewissermaßen annektiert hat. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Völkerpsychologie gerade auch nach der Wundtschen Definition, die hier das Individuelle und Generelle nicht scharf genug trennt (vgl. auch unten S. 50, Anm. 1), nicht nur die individuellen Massen (Völker usf.) als solche untersucht[1], sondern auch die allgemeinen aus dem Zusammenleben — der Massenbildung — sich ergebenden Gesetze erforscht und damit wieder direkt in die generelle Psychologie übergeht (als sog. generelle Massenpsychologie, vgl. unten S. 50).

Mit dem prinzipiellen Unterschied der beiden Psychologien hängt es zusammen, daß die Völkerpsychologie weit mehr als die anthropologische Psychologie auch an dem Individuellen im Sinn individueller Gemeinschaften Interesse nimmt und daher eine historisch[2]-geographische Richtung nimmt, die der anthropologischen Psychologie

[1] Von „charakterologischer" Völkerpsychologie könnte man auch in Wundts Terminologie sprechen (vgl. Buch II, S. 50, Anm. 1).

[2] „Historisch" verstehe ich hier im Gegensatz zu „phylogenetisch".

ganz fern liegt. Sprache, Mythus, Religion und Sitten haben für die anthropologische Psychologie nur insofern Interesse, als sie Bausteine für die Erkenntnis der psychologischen Gesetze einer Rasse oder einer menschlichen Entwicklungsstufe liefern.[1] Die spezielle Gestaltung in dem einzelnen Lande oder zu der einzelnen Zeitepoche ist ihr gleichgültig.

Wenn nun auch die Psychologie und speziell auch die autochthone Psychologie allgemeine, wenigstens relativ allgemeine Gesetze sucht, so ist doch selbstverständlich, daß sie mit der sog. Individualpsychologie wie mit der individuellen Massenpsychologie, d. i. der individuellen Völkerpsychologie, in engstem Zusammenhang bleibt. Die Psychologie ist infolge ihrer induktiven Methode gezwungen, mit der Untersuchung von Individuen zu beginnen und gelangt zu ihren allgemeinen Gesetzen nur auf Grund solcher Individualuntersuchungen. Psychologische Beobachtungen an einzelnen durch besondere Merkmale ausgezeichneten Individuen (hervorragenden Dichtern, Malern usf., Rechenkünstlern usf.) können ihr zuweilen wertvolle heuristische Hinweise geben. Sie baut sich also auf der individualpsychologischen Untersuchung auf. Erst dann trennen sich die Wege. Während die Individualpsychologie ihre Aufgabe in der scharfen psychologischen Charakteristik einzelner Individuen erblickt und daher, wie dies eben speziell für die Völkerpsychologie erörtert wurde, in den Dienst dieser oder jener Individualwissenschaft, z. B. der Geschichte, tritt (vgl. Buch I, S. 54), abstrahiert die Psychologie im engeren Sinn als selbständige theoretische Wissenschaft von dem Individuellen und sucht allgemeine Gesetze. Die Ziele sind verschieden, der Weg aber ist auf

[1] Im Gegensatz hierzu kann die Völkerpsychologie, wie Wundt treffend hervorhebt (a. a. O. S. 2), mit gewissem Recht eine angewandte Psychologie genannt werden.

eine lange Strecke beiden gemeinsam. Auch kehrt sowohl die individuelle Völkerpsychologie (die Psychologie individueller Massen) wie die Individualpsychologie[1] (die Psychologie einzelner Individuen) schließlich gewissermaßen nachträglich wieder zur Psychologie s. str. zurück, indem sie auf Grund ihrer Ergebnisse schließlich allgemeine Gesetze für die psychischen Prozesse von Massen und für die individuellen Differenzierungen aufsucht. Die allgemeine Massen- oder Kollektiv-

[1] Bezüglich der Terminologie besteht übrigens noch erhebliche Verwirrung. Die Bezeichnung „Individualpsychologie", wie ich sie oben im Text gebrauche für die Wissenschaft von den psychischen Besonderheiten des einzelnen Individuums, ist von J. Stuart Mill zwar nicht wörtlich ebenso, aber doch ganz ähnlich angewendet worden. Er stellt nicht nur die „science of individual man" der „science of man in society" gegenüber (System of logic, Bd. 2, S. 448), sondern unterscheidet auch bereits die Feststellung allgemeiner Gesetze und die Feststellung komplexer individueller Eigentümlichkeiten. Ribot hat die Individualpsychologie dann in ähnlichem Sinn auch als „caractérologie" bezeichnet — offenbar wenig zweckmäßig, da diese Bezeichnung zu stark auf das ethische Moment hinweist. Erst Kraepelin hat der Bezeichnung „Individualpsychologie" allgemeinen Eingang verschafft (Psych. Arbeiten 1896, Bd. 1, S. 1, schon 1895 erschienen). Leider hat nun aber Wundt (Logik, 2. Aufl. Stuttgart 1895, Bd. 2, Abt. 2, S. 19, 39 u. 168) ihr eine gerade entgegengesetzte Bedeutung gegeben. Er versteht unter „Individualpsychologie" „die Untersuchungen, deren Gegenstand die psychischen Vorgänge des individuellen menschlichen Bewußtseins sind, insofern diese eine typische, für das normale Bewußtsein allgemeingültige Bedeutung besitzen". Für die Individualpsychologie Kraepelins (also in dem Sinn, den ich auch oben im Text zugrunde gelegt habe) adoptierte er die Bezeichnung „Charakterologie" (S. 64 u. 169), beschränkte ihr Untersuchungsgebiet aber auf die „Grundformen des individuellen Charakters". Seine Charakterologie deckt sich also mit dem, was ich oben als „Typenpsychologie" oder „allgemeine Differentialpsychologie" bezeichnet habe, zum Teil wohl auch mit der Ethologie von J. St. Mill (siehe oben S. 41, Anm. 1). Die Unzweckmäßigkeit der Wundtschen Bezeichnung liegt auf der Hand. Wundt wollte die Feststellung der allgemeinen psychologischen Gesetze, welche für das isolierte In-

psychologie und die Typenpsychologie (allgemeine Differentialpsychologie) gehören hierher. In diesen beiden Teilwissenschaften fallen die Völkerpsychologie und die Individualpsychologie wieder ganz mit der Psychologie s. str. zusammen. Die erstere, die allgemeine Massenpsychologie, auch schlechthin Massenpsychologie oder Kollektivpsychologie genannt, wendet die generellen Gesetze der generellen Psychologie, wie sie an einzelnen Individuen festgestellt sind, auf die Massen im allgemeinen[1] an und formuliert sie für diese oder abstrahiert allgemeine massenpsychologische Gesetze aus der individuellen Völkerpsychologie, die man geradezu als eine individuelle Massenpsychologie (Individualmassenpsychologie) bezeichnen kann. Die letztere, die Typenpsychologie, die man auch als allgemeine differentielle Psycho-

dividuum gelten, der Feststellung derjenigen allgemeinen psychologischen Gesetze, welche sich aus dem Zusammenleben der Individuen ergeben, gegenüberstellen (vgl. auch Völkerpsychologie. Leipzig 1900, Bd. 1, Teil 1, S. 1), übersah aber bei seiner Nomenklatur, daß es sich in beiden Fällen um allgemeine Gesetze für Individuen bzw. Individuengruppen (Völker) handelt. Wollte er in seinem Sinn den Gegensatz zum Ausdruck bringen, so mußten die Bezeichnungen etwa lauten: „Singular"- und „Kollektiv"- oder ev. „Volks"psychologie. Schließlich hat dann L. W. Stern (Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1900, Bd. 22, S. 13; vgl. auch Über Psychologie der individuellen Differenzen, Leipzig 1900, 2. Aufl.: Die differentielle Psychologie usf. 1911) die Bezeichnung „differentielle Psychologie" für die Individualpsychologie im Sinne Kraepelins und meinem vorgeschlagen. Er bezeichnet als ihren Zweck ganz richtig die Feststellung der „Variationsformen" der seelischen Funktionen bei verschiedenen Individuen. Ich vermisse in seinen Darlegungen nur eine präzise Abgrenzung der „Typenpsychologie" als allgemeiner differentieller Psychologie gegenüber der speziellen differentiellen Psychologie. Im übrigen scheint es mir, daß die Bezeichnung „differentielle Psychologie" ganz überflüssig ist, wenn man zu der alten Bedeutung der Bezeichnung „Individualpsychologie" zurückkehrt, also die Wundtsche Umdeutung aufgibt.

[1] Die erkenntnistheoretische Bedeutung solcher „Massen" ist bereits in § 19 (Buch I, S. 143) besprochen worden.

logie bezeichnen kann (im Gegensatz zur Individualpsychologie als der speziellen differentiellen Psychologie, vgl. Buch II, S. 50, Anm. 1), wendet in ähnlicher Weise die generellen Gesetze der generellen Psychologie auf die Klassifikation der Individuen an und gelangt so zur Aufstellung von Typen und allgemeinen Gesetzen der individuellen Differenzierung oder abstrahiert die letzteren aus ihren speziellen differentiell-psychologischen Beobachtungen.[1]

Die folgende Gesamtübersicht mag diese Erörterungen nochmals zusammenfassen: A. Generelle Psychologie: stellt die allgemeinen psychologischen Gesetze fest. Integrierende Teile: a) anthropologische Psychologie (Rassenpsychologie, phylogenetische Psychologie): stellt vergleichend die allgemeinen psychologischen Gesetze auf den verschiedenen phyletischen und phylogenetischen Stufen des Menschengeschlechts fest. b) Tierpsychologie. Spezielle Untersuchungsgebiete: α) allgemeine Massenpsychologie (allgemeine Kollektivpsychologie, allgemeine Volkspsychologie): stellt die bei dem Zusammenleben der Menschen sich ergebenden allgemeinen psychologischen Gesetze fest. β) Typenpsychologie (allgemeine differentielle Psychologie): stellt die allgemeinen Gesetze der individuellen psychologischen Differenzierung fest.

B. Individualpsychologie (spezielle differentielle Psychologie): stellt die psychischen Eigentümlichkeiten

[1] Leider ist die Typenpsychologie noch sehr rückständig. Die Schriften von Ribot, Paulhan, A. Lévy, L. W. Stern enthalten einige Vorarbeiten. Auch die Literatur über die Zusammensetzung der Erinnerungsbilder (Charcot), über die Tendenzen zu muskulärer und sensorieller Reaktionszeit, über die wirksamen Faktoren bei Intensitätsvergleichungen (G. E. Müller) usf. birgt schätzbares Material. In das Bereich der Typenpsychologie fällt auch die Frage der Vererbung psychischer Eigenschaften (vgl. Galton, Hereditary genius, Übers. v. Neurath. Leipzig 1910; Ribot, L'hérédité psychologique. Paris 1887; Heymans u. Wiersma, Ztschr. f. Psych. 1906—7. Bd. 42—46 u. a. m.).

einzelner Individuen oder Individuengruppen fest. Integrierender Teil: spezielle Massenpsychologie (spezielle Völkerpsychologie): stellt die psychischen Eigentümlichkeiten individueller Massen (Völker usw.) fest.

§ 42. Die Grenzen der autochthonen Psychologie auf Grund ihrer Methode und ihres Ziels. Da die autochthone Psychologie die psychischen Vorgänge zwar oft im Anschluß an physische Reize und gelegentlich auch auf Grund physischer Reaktionen untersucht, im Verlauf ihrer Untersuchung aber entsprechend ihrem autochthonen Charakter (vgl. Buch I, S. 2 u. Buch II, S. 1 ff.) von allen physischen (physikalischen und speziell auch physiologischen) Prozessen abstrahieren will, so ist sie bei allen ihren Methoden auf das isolierte Psychische angewiesen. Durch diese Beschränkung sind ihren Ergebnissen enge Grenzen gesteckt. Sie kann wohl die psychischen Prozesse auf Grund ihrer Ähnlichkeiten klassifizieren, dagegen ist sie nicht imstande, exakte Gesetze für die Veränderungen der psychischen Prozesse zu finden, wie dies schon Buch I, S. 64 kurz angedeutet wurde.

Die Ursache dieser Beschränkung ergibt sich unmittelbar aus unserer erkenntnistheoretischen Grundlegung. Bezeichnet man die sukzessiven Reduktionsbestandteile der Reizprozesse mit R_1, R_2, R_3 . . ., die sukzessiven Empfindungen und Vorstellungen, also die sukzessiven Gignomene mit G_1, G_2, G_3 . . ., die zugehörigen Parallelkomponenten mit P_1, P_2, P_3 . . . und die Reduktionsbestandteile der Hirnrindenprozesse mit H_1, H_2, H_3 . . ., so ist nach unserer erkenntnistheoretischen Grundlegung ganz allgemein: $G = R \# P$, wo das Zeichen # irgendwelche Zusammensetzung, keine einfache Addition bezeichnen soll.

Ferner ist, wenn man mit dem Zeichen $\frown$ eindeutigen gesetzlichen Zusammenhang bezeichnet,

$$R_1 \frown R_2,\ R_2 \frown R_3,\ R_3 \frown R_4 \ldots$$

im Sinn der Kausalgesetzlichkeit. Streng genommen ist der gesetzliche Zusammenhang nur dann eindeutig bestimmt, wenn R_1 die Gesamtheit aller im Augenblick 1, R_2 die Gesamtheit aller im Augenblick 2 gegebenen Reduktionsbestandteile usw. bezeichnet, oder wenn es sich um ein sog. abgeschlossenes System handelt.

Desgleichen ist, gleichfalls im Sinn der Kausalgesetzlichkeit und mit demselben Vorbehalt:

$$R_1 \frown H_1,\ R_2 \frown H_2,\ R_3 \frown H_3 \ldots$$

Dabei ist der Vorbehalt hier ganz besonders in dem Sinn zu machen, daß streng genommen für jeden Augenblick die Gesamtheit der Reduktionsbestandteile einschließlich derjenigen des Gehirns, also etwa $R_1 + H_1$ als Ursache für die im nächsten Augenblick erfolgende Veränderung in $R_2 + H_2$ zu betrachten ist. Indem wir in der Formel $R_1 \frown H_1$ schreiben, greifen wir die für unseren Fall wichtigste Ursache, den gerade wirksamen Reiz, und die für unseren Fall wichtigste Wirkung, die Gehirnerregung, zur Abkürzung heraus und bezeichnen beide mit demselben Index, obwohl sie sukzessiv sind. Es kommt uns eben bei dieser Betrachtung nur darauf an, daß überhaupt ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen R und H besteht.

Endlich ist im Sinn der Parallelgesetzlichkeit:

$$P_1 \frown H_1,\ P_2 \frown H_2,\ P_3 \frown H_3 \ldots$$

Ich will die drei Gesetzmäßigkeiten jetzt auch kurz als die RR-Gesetzmäßigkeit, die RH-Gesetzmäßigkeit und die PH-Gesetzmäßigkeit bezeichnen. Die beiden ersten entsprechen der Kausalgesetzlichkeit und werden von der Naturwissenschaft, soweit es die vorbehaltenen Komplikationen gestatten, mit Erfolg erforscht, die RR-Gesetzmäßigkeit von der Physik und Chemie, die RH-Gesetzmäßigkeit, die offenbar nur einen Spezialfall der RR-Gesetzmäßigkeit darstellt[1], von der Sinnes- und Hirn-

[1] Dies bestreitet nur — mit unzureichenden Gründen — der sog. Vitalismus.

physiologie. Die dritte Gesetzmäßigkeit — die PH-Gesetzmäßigkeit — wird von der Parallelwissenschaft erforscht (vgl. Buch I, S. 60). Da die H-Prozesse unserer Forschung nur in sehr geringem Maß zugänglich sind, sind die positiven Ergebnisse dieser parallelwissenschaftlichen Forschungen bis jetzt nur äußerst dürftig. Theoretisch aber ist diese Gesetzmäßigkeit ebenso klar und eindeutig wie die beiden ersten.

Was erforscht nun die autochthone Psychologie? Nach unserer Definition derselben und nach dem tatsächlichen Forschungsverfahren der Disziplin, welche wir bei dieser Bezeichnung im Auge haben, beschäftigt sie sich ausschließlich mit der P-Reihe und abstrahiert, soweit irgend möglich, von der R-Reihe und der H-Reihe. Diese P-Reihe P_1, P_2, P_3, P_4... aber läßt, isoliert betrachtet, gar keine Gesetzmäßigkeit erkennen. Sie ist eindeutig bestimmt, aber nur durch die Glieder der R- und H-Reihe. Ihre Gesetzmäßigkeit kann nur auf dem Umweg über die R- und H-Reihe vollständig festgestellt werden. Da die autochthone Psychologie prinzipiell diesen Umweg aus ihren Forschungsmethoden ausschließt und sich die isolierte Betrachtung der P-Reihe als ihr Ziel steckt, so ist sie gar nicht in der Lage, eindeutige Gesetzmäßigkeiten festzustellen. Eine Formel

$$P_1 \frown P_2,\ P_2 \frown P_3,\ P_3 \frown P_4 \ldots$$

existiert nicht und kann nicht existieren. Die autochthone Psychologie als solche kann rein deskriptiv die P's bzw. die G's mit Bezug auf die P's klassifizieren, aber keine eindeutigen Gesetze für die Veränderungen der P's finden. Sie vermag dies ebensowenig wie etwa die Hirnphysiologie die Veränderungen der H-Reihe ohne die Berücksichtigung der R-Reihe auf eindeutige Gesetze zurückführen kann. Es existiert eben auch keine Formel $H_1 \frown H_2$, $H_2 \frown H_3$ usf. Schließlich leuchtet ein, daß dieser ganze Gedankengang durch die Vorbehalte,

welche wir oben bei unseren Formeln machen mußten, gar nicht beeinflußt wird, also unbedingt gilt.

Trotzdem ist die autochthone Psychologie nicht gezwungen, ganz auf die Feststellung von Gesetzen zu verzichten. Sie muß sich nur mit nicht-eindeutigen, approximativen, spärlichen Gesetzen begnügen. Ebenso wie die Pflanzenvegetation in ihrem Jahresverlauf auch bei isolierter Betrachtung, also bei Vernachlässigung der Temperatur-, Feuchtigkeitsverhältnisse usf., gewisse grobe Gesetzmäßigkeiten erkennen läßt, in denen die exakte Gesetzmäßigkeit der Natur zum teilweisen Ausdruck kommt, zeigt auch die P-Reihe selbst bei isolierter — autochthoner — Untersuchung einige oberflächliche Regelmäßigkeiten. Dahin gehören beispielsweise die sog. Assoziationsgesetze, die Aufmerksamkeitsgesetze usw. In allen diesen Fällen können wir gewisse Faktoren, die den Ablauf der P-Reihe regelmäßig beeinflussen, feststellen, ohne aber imstande zu sein, diesen Ablauf nach eindeutigen Gesetzen aus seinen Faktoren gesetzmäßig abzuleiten[1], wie etwa den Fall einer Kugel aus der Fallzeit usf.

Wenn wir also die Beschränkung der autochthonen Psychologie auf deskriptive Klassifikationen und grobe Gesetzmäßigkeiten unumwunden zugestehen, so muß doch entschieden gegen die Folgerungen, welche Husserl[2] u. a. aus dieser Begrenzung gezogen haben, Einspruch erhoben werden. Diese Logizisten (vgl. § 32) versuchen nämlich diese Beschränkung, die für die autochthone Psychologie gilt, auf die gesamte Psychologie auszudeh-

[1] Also beschränkt nicht nur die Kompliziertheit der zusammenwirkenden Faktoren, sondern vor allem auch die Abstraktion von den beteiligten H-Faktoren, welche für die autochthone Psychologie charakteristisch ist und überdies oft durch die Unzugänglichkeit der H-Prozesse erzwungen wird, unsere Einsicht in den Ablauf der psychischen Prozesse. Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl. S. 451.

[2] Logische Untersuchungen, Teil 1, Halle 1900, S. 60ff.

nen. Sie übersehen ganz, daß die Psychologie gar nicht gezwungen ist, autochthon zu bleiben. Die moderne Psychologie ist zugleich psychophysisch und psychophysiologisch, d. h. sie berücksichtigt auch die R- und H-Prozesse. Damit aber gelangt sie zu einer Gesetzlichkeit, die genau ebenso exakt ist wie die Kausalgesetzlichkeit der Naturwissenschaften. Sie muß eben nur auf die künstliche Isolierung der P-Reihe verzichten und die P-Reihe auch in ihrer Abhängigkeit von der R- und H-Reihe untersuchen. Dann erweist sich auch die P-Reihe eindeutig gesetzlich bestimmt. Die Gesetzmäßigkeit der Psychologie liegt mit anderen Worten in der Kausal- und der Parallelgesetzlichkeit. Eine besondere psychologische Gesetzmäßigkeit existiert gar nicht. Der Logizist beschränkt die Kausalgesetzlichkeit fälschlich auf die Naturwissenschaften und übersieht die Parallelgesetzlichkeit ganz und streitet daher irrtümlich der Psychologie exakte Gesetze ab. Allerdings ist richtig, daß die Psychologie, auch wenn sie sich nicht auf autochthone Untersuchungen beschränkt und psychophysische und psychophysiologische hinzufügt, exakte Gesetze in naturwissenschaftlichem Sinn bis jetzt nur in spärlicher Zahl ermittelt hat. Indes ist dies in der relativen Unzugänglichkeit der H-Prozesse begründet und hängt in keiner Weise mit einer theoretischen Unzulänglichkeit der Psychologie zusammen. Ebensowenig wie die praktische Unausführbarkeit der Berechnung im Dreikörperproblem oder die Unzugänglichkeit entfernter Sterne der Bedeutung der Kausalgesetzlichkeit Abbruch tut, wird die psychologische Kausalparallelgesetzlichkeit — die RHP-Gesetzlichkeit — durch die Schwierigkeiten ihres Nachweises im einzelnen irgendwie in ihrer Gültigkeit beeinträchtigt. Für die logizistische Auffassung, für welche

nicht die praktische Unzulänglichkeit, sondern nur die theoretische Gesetzlosigkeit der Psychologie ein ausreichendes Argument gegen die psychologische Begründung der Logik liefern könnte, ist der jetzt geführte Nachweis der Exaktheit der psychologischen Gesetzlichkeit geradezu vernichtend. Der Logizist hat die psychologische Gesetzlichkeit an falscher Stelle gesucht und, weil er sie da nicht gefunden hat, in seinem Eifer ganz bestritten. Vgl. auch Buch I, S. 222ff.

Kap. 2. Die Ergebnisse der autochthonen Psychologie.

§ 43. Allgemeine Charakteristik des Psychischen. In § 2 (S. 7) wurde auseinandergesetzt, daß es nicht möglich ist, ein gemeinsames Unterscheidungsmerkmal für alle Gignomene anzugeben. Ein gemeinsames Merkmal alles Psychischen, d. h. aller Gignomene mit Bezug auf ihre Parallelkomponenten, hatte sich nur aus der Feststellung der beiden Gesetzmäßigkeiten, der Kausalgesetzmäßigkeit und der Parallelgesetzmäßigkeit ergeben. Man kann nun noch die Frage erheben, ob die Parallelkomponenten, die sich als charakteristisch für das Psychische erwiesen haben, und somit auch die Gignomene selbst, insofern sie diese Parallelkomponenten enthalten, noch ein gemeinsames Merkmal außer jener Beziehung zu den Kausal- und Parallelgesetzen zeigen. Nach den Erörterungen in § 2 wird man, wie für die Gignomene selbst, so auch für ihre Parallelkomponenten solche etwaige gemeinsame Merkmale der Gignomene nur im Vergleich zu anderen Merkmalen (nicht etwa imVergleich zu Nicht-Gignomenen) suchen dürfen. Es kommen nun — und dies ist bereits ein Ergebnis der autochthonen Psychologie — überhaupt nur zwei solcher allgemeinen Merkmale: die Temporalität und die Veränderung, in Betracht.

a) Temporalität. Die Temporalität ist, wie diese Erkenntnistheorie im Gegensatz zu der Kantschen Doktrin lehrt, nicht ausschließlich eine Eigenschaft der Parallelkomponenten, sondern kommt auch den Reduktionsbestandteilen zu. Dabei können wir offen lassen, ob sich die temporalen Eigenschaften der Gignomene, wie sie uns mitsamt den Parallelkomponenten gegeben sind, mit den temporalen Eigenschaften der Reduktionsbestandteile völlig decken oder ob die letzteren von den ersteren verschieden sind.[1] Wesentlich ist für uns nur, daß erstens die zeitliche Reihenfolge der Gignomene ausschließlich von derjenigen der Kausalprozesse der Reduktionsbestandteile der ν-Komplexe abhängt und daß zweitens diese Reihenfolge derjenigen der Kausalprozesse der Reduktionsbestandteile der ξ-Komplexe durchaus nicht immer entsprechen muß. Für die Empfindungsgignomene entspricht allerdings die zeitliche Reihenfolge wenigstens in vielen Fällen annähernd derjenigen der Veränderungen der ξ-Reduktionsbestandteile, weil die letztere sich meistens bei der Einwirkung auf unsere Gehirnrinde nur unbedeutend verschiebt. Das Beispiel von Blitz und Donner zeigt uns jedoch, daß schon hier sich Ausnahmen finden. Für die Vorstellungsgignomene fehlt jede Übereinstimmung der Temporalität: weder die Dauer noch die zeitliche Ordnung der Reduktionsbestandteile der ξ-Komplexe steht in irgendeiner Beziehung zu der Dauer und der zeitlichen Ordnung meiner zugehörigen Vorstellungsgignomene.

[1] Um dieser Möglichkeit gerecht zu werden, habe ich es vorgezogen, die zeitlichen Eigenschaften der Reduktionsbestandteile als „temporativische" terminologisch von den „temporalen" der Gignomene zu unterscheiden. — Ich bemerke übrigens, daß auch B. Erdmann (Die Axiome der Geometrie, Leipzig 1877, S. 95) es als „eine noch nicht ausgemachte Frage" betrachtet, „ob das Substrat der Zeitvorstellung nicht auch als eine Form der Dinge gedacht werden müsse."

Ich glaube übrigens meine Lehre von der Temporalität der Empfindungen und von der Temporalität der Vorstellungen jetzt in manchen Punkten sowohl sachlich wie namentlich in der Formulierung wesentlich klarer und vollständiger entwickeln zu können als in meiner Erkenntnistheorie.[1] Im Hinblick auf die große Bedeutung, welche die Temporalität auch für die Grundlegung der Psychologie hat, will ich hier eine solche klarere und vollständigere Darstellung nachholen. Es sei mir zu diesem Zweck gestattet, wie schon oben, den Reduktionsbestandteil des ξ-Komplexes (des Objektes oder Reizes der gewöhnlichen Terminologie) als R_ξ, denjenigen des v- und υ-Komplexes (der Hirnrinde), soweit es sich um Empfindungselemente handelt, als R_v, soweit es sich um Vorstellungselemente handelt, als R_υ, das zu R_ξ gehörige Empfindungsgignomen als G_v, das zu R_ξ gehörige Vorstellungsgignomen als G_υ und die entsprechenden Parallelkomponenten der beiden letzteren als P_v und P_υ zu bezeichnen.

Ich behaupte nun, daß der Unterschied zwischen Lokalität und Temporalität mit Bezug auf diese Verhältnisse noch sehr viel erheblicher ist, als es nach meiner ersten Darstellung scheinen könnte. Die Temporalität ist in ganz anderem Sinn Empfindungseigenschaft als die Lokalität, während die Lokalität mit der Qualität und Intensität eine enger zusammengehörige Gruppe der Empfindungseigenschaften bildet. Der entscheidende Unterschied besteht nicht etwa darin, daß die Temporalität auch den Vorstellungen zukommt, die Lokalität diesen fehlt, sondern darin, daß die Lokalität von R_ξ in einer Modifikation des R_v-Prozesses zum Ausdruck kommt, die Temporalität hingegen nicht, und daß umgekehrt die Lokalität von R_v für die Lokalität von P_v und daher auch von

[1] Vgl. Erk.theorie Jena, S. 141—156.

G_v gleichgültig ist, die Temporalität von R_v hingegen diejenige von P_v und G_v als einziger Faktor bestimmt.

Im einzelnen gestaltet sich für die Lokalität, d. h. die räumlichen Eigenschaften der Gignomene, und zwar zunächst der Empfindungsgignomene das Verhältnis folgendermaßen. R_ξ hat bestimmte räumliche Eigenschaften, die ich auch als „lokativische" bezeichnet habe. Von diesen lokativischen Eigenschaften des R_ξ hängt diejenige Modifikation des R_v-Prozesses ab, durch welche die Parallelwirkung von R_v auf R_ξ mit Bezug auf die Lokalität bestimmt wird. Wir können auch mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen, worin die in Rede stehende Modifikation des R_v-Prozesses besteht. Die v-Elemente unserer Hirnrinde haben Lokalzeichen, teils erworbene, teils angeborene. Infolge der mosaikartigen (musivischen) Anordnung vieler peripherischer Elemente ist ein einzelnes peripherisches v-Element a immer von dem Reiz, der die Lage α zu der Sinnesfläche hat, ein anderes b immer von dem Reiz, der die Lage β zur Sinnesfläche hat, erregt worden. Einerseits die anatomische Differenz der peripherischen v-Elemente, anderseits namentlich die Assoziation mit differenten Bewegungen (Lokalisations-, Tast-, Einstellungsbewegungen) bedingt, daß ontogenetisch und vor allem phylogenetisch jedes zentrale v-Element auf denjenigen Sinnesgebieten, auf denen diese differenzierenden Faktoren vorhanden sind und wirksam werden können, eine qualitative Differenzierung erfährt. Dank der letzteren entspricht jeder lokalen Differenz α—β der Reize eine differente Erregungsmodifikation der zugehörigen v-Elemente. Die Lokalität von R_ξ kommt also in dem R_v-Prozeß in vielen Fällen zur Geltung. Diese qualitative Differenzierung oder Abstimmung ist bestimmend für die Parallelwirkung auf R_ξ, soweit die Lokalität in Frage steht. Die Verteilung, Anordnung, Lage, kurz die Lokalität des R_v-Prozesses

(der gereizten Rindenelemente) wirkt nur vermöge dieser Abstimmung auf die Lokalität von G_v, als solche — d. h. als Lokalität — ist sie ohne Einfluß auf die Parallelwirkung. Wenn beispielsweise einer Erregung unserer linken Sehsphäre eine Lokalisation der Empfindung in der rechten Gesichtsfeldhälfte entspricht, so ist diese lokale Parallelwirkung nicht etwa durch die linksseitige Lage des kortikalen Erregungsprozesses als solche bedingt, sondern nur durch die ererbte oder erworbene spezielle Anlage dieser linksseitigen Elemente. Die linksseitige Lage war die Ursache für die Entwicklung dieser Anlage[1], kommt aber selbst bei der Parallelwirkung gar nicht zur Geltung. Die Lokalität von R_v führt zu einer qualitativen Differenzierung, und diese Differenzierung ist bestimmend für die lokale Parallelwirkung P_v, dagegen entspricht letztere in keiner Weise der Lokalität von R_v.

Da nun die Empfindungsgignomene nicht etwa, wie man früher im Sinn der sog. Introjektionslehre[2] gern angenommen hat und leider auch noch heute etwas versteckter sehr oft voraussetzt, in unseren Ganglienzellen stecken und durch einen wunderlichen Prozeß — durch einen unbewußten Schluß u. dgl. — nach außen „projiziert" oder „exterioralisiert" werden müssen, sondern da sind, wo wir sie eben empfinden, so bleibt nur der Schluß übrig, daß die Lokalität von G_v in der Lokalität von R_ξ gegeben ist und durch die lokale Parallelwirkung (P_v) nur modifiziert wird. Durch die eben besprochene qualitative Differenzierung der zentralen Elemente ist diese Modifikation der Lokalität möglich geworden.

[1] Ausführlicheres hierüber in meiner Erk.theorie 1913, S. 120ff.; Fortschr. d. Psych., herausgeg. von Marbe, Bd. 1, namentl. S. 274; Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl. 1914, S. 95ff. u. 165ff.

[2] Besonders ausgeprägt findet sie sich z. B. bei Helmholtz u. Lotze (Transsubstantiationslehre). Avenarius, Schuppe, Laas sowie ich selbst haben diese Introjektion schon seit vielen Jahren bekämpft. Vgl. Erk.theorie S. 92 u. 124, Anm. 1.

Die Vorstellungsgignomene besitzen überhaupt keine Lokalität. In der Vorstellung eines langen Tisches kommt die Länge nicht etwa der Vorstellung zu, sondern dem Inhalt der Vorstellung.[1] Selbstverständlich hat man sich dies Fehlen der Lokalität nicht so vorzustellen, als ob die Parallelwirkung darin bestände, daß R_ξ seiner Lokalität beraubt würde; sondern der Hergang ist der, daß die Parallelwirkung nicht auf das ganze R_ξ, sondern lediglich auf die nicht lokativischen Merkmale desselben erfolgt, etwa ähnlich wie in der Allgemeinvorstellung die Parallelwirkung sich auf die gemeinsamen Merkmale der zusammengefaßten R_ξ's beschränkt.[2]

Ganz anders die Temporalität. Ich beginne wiederum mit der Temporalität der Empfindungsgignomene. Wie die Zeitlage eine Modifikation des R_ν-Prozesses bedingen könnte, ist schlechterdings unerfindlich und undenklich.[3] Dazu wäre erforderlich, daß sich irgendwie „Temporalzeichen" nach Analogie der Lokalzeichen entwickelt hätten. Die regelmäßige Wiederkehr derselben Zeitlage hätte eine qualitative Differenzierung oder Abstimmung der gereizten Elemente herbeiführen müssen. Da es nun aber nur eine Zeitrichtung, die eindimensionale, in einer Richtung ablaufende Sukzession gibt, so wäre diese Abstimmung nur in dem Sinn möglich gewesen, daß die ν-Elemente a, b, c ... immer denselben sukzessiven Zeitlagen α, β, γ ... zugeordnet wären. Jede neue Zeitlage δ müßte einem neuen Element d zugeordnet sein und so weiter fort ins Unendliche. Würde jemals eine neue Zeitlage wieder einem schon einmal gereizten Element zugeordnet, so wäre die ganze qualitative Differenzierung aufgehoben. Ein solcher Progressus in infinitum wider-

[1] Vgl. Erk.theorie 1913, S. 291 ff.

[2] Vgl. Erk.theorie S. 309.

[3] Über Machs bez. Versuche vgl. Ziehen, Ztschr. f. Psych. 1906, Bd. 43, S. 249 u. Erk.theorie S. 148.

spricht aber allen Tatsachen. Die v-Elemente a, b, c usf. sind bald dieser, bald jener Reizsukzession bald in dieser, bald in jener Reihenfolge, z. B. ebenso oft in der Reihenfolge a, b, c wie in der Reihenfolge c b a zugeordnet. Der monodrome Charakter, d. h. der nur nach einer Richtung erfolgende Ablauf der Temporalität kann also gar nicht zum Ausdruck kommen. Die geforderten Abstimmungen können sich nicht entwickeln. Temporalzeichen sind nicht denkbar.

Zur näheren Erläuterung mag der Gegensatz zur Lokalität noch an einzelnen Beispielen besprochen werden.

Das musivische Nebeneinander (Buch II, S. 61), welches der Lokalität der einwirkenden Reize angepaßt ist, ermöglicht, daß von den diesem Mosaik entsprechenden zentralen Elementen ein jedes immer in derselben besonderen Weise bzw. unter besonderen Begleitumständen von einem lokal bestimmten Reiz erregt wird und dadurch allmählich qualitativ differenziert wird. Für die Zeit fehlt ein solches Mosaik vollständig und ist auch gar nicht denkbar. Wenn die Elemente a, b, c ... den Zeitlagen α, β, γ ... entsprechend erregt werden, z. B. bei dem tastenden Hinbewegen unserer Hand über einen Gegenstand, so werden allerdings, wie oben erörtert, qualitative Differenzen der Erregungen von a, b, c ... auftreten können z. B. infolge der Verschiedenheiten der assoziierten Bewegungen. Da es aber bei den Zeitlagen α, β, γ ... nur auf die in einer Richtung erfolgende („monodromale") Sukzession ankommt, so würde schon bei dem zweiten Hin- und Herbewegen, wenn wir c einmal als Endglied der Reihe betrachten, die Differenzierung gestört, da jetzt a auf c folgen würde. Dazu kommt, daß die qualitativen Erregungsdifferenzen, die bei öfterer Wiederholung des Vorgangs auftreten, für je zwei benachbarte Elemente auch dann, wenn das Hinbewegen der Hand in umgekehrter Richtung erfolgt, identisch bleiben, während die Zeitlage

sich umkehrt. Jede solche entgegengesetzte Bewegung würde ein keimendes Temporalzeichen sofort vernichten. Da b bald nach a, bald a nach b gereizt wird, kommt die Sukzession als solche bei der qualitativen Abstimmung gar nicht zur Geltung. Daher entwickeln sich bei dem geschilderten Vorgang der Handbewegungen, wie bekannt, Lokalzeichen, aber keine Temporalzeichen. Die Lokalzeichen sind hekaterodrom, daher können sie sich trotz der Doppelsinnigkeit unserer Tastbewegungen im Sinn abgestufter qualitativer Differenzierungen von a, b, c . . . entwickeln.[1] Temporalzeichen müßten monodrom sein, und zur Entwicklung solcher monodromen Lokalzeichen fehlt jede physiologische Möglichkeit.

Oder man denke sich ferner etwa, daß infolge einer besonderen anatomischen Anordnung einzelne Elemente von einem Reiz immer später als andere getroffen würden — z. B. etwa infolge schichtweiser Gruppierung oder Nacheinanderschaltung[2] oder Verschiedenheit der Latenzzeit —; auch damit wäre keine Möglichkeit zu einer qualitativen Differenzierung entsprechend der Zeitlage der Reize gegeben. Allerdings würde ein einzelner Reiz dann stets das Element a vor dem Element b erregen, aber die Sukzession zweier Reize m und n würde auch bei einer solchen Anordnung nicht zu einer entsprechenden qualitativen Differenzierung von a und b führen. Sowohl m wie n wird beide Elemente stets nacheinander in der Reihenfolge a—b erregen. Auch mag wohl die Erregung

[1] Ich darf vielleicht daran erinnern, daß Herbart (Psych. als Wiss. § 109ff., Lehrb. z. Psych. § 167ff., Hauptpunkte der Metaphysik § 7, Allgem. Metaphysik § 142) diesen hekaterodromen Charakter der Lokalität gleichfalls in der Raumlehre verwendet hat. Während jedoch Herbart aus demselben die Raumanschauung selbst erklären zu können glaubt, betrachte ich ihn nur als eine Bedingung für die Entwicklung von Lokalzeichen.

[2] Man denke etwa an die ziemlich verbreitete Auffassung der anatomischen Verknüpfung von Erinnerungs- und Empfindungssphäre.

b von der Erregung a sich gerade infolge dieses regelmäßigen Nachfolgens irgendwie qualitativ unterscheiden und dadurch eine allgemeine qualitative Differenzierung der b-Elemente gegenüber den a-Elementen zustande kommen.[1] Aber diese Differenzierung entspricht doch nur der Sukzession je zweier Rindenerregungen durch denselben Reiz und nicht der Sukzession oder überhaupt irgendeinem temporalen Verhältnis zweier Reize. Der Reiz n würde b allerdings nach a erregen, aber die von n hervorgerufene Erregung von a würde auf die von m hervorgerufene Erregung von b folgen.

Wenn sonach Temporalzeichen durchaus fehlen, so gestaltet sich auch der Einfluß von R_ξ auf die Temporalität von G_ν ganz anders als z. B. auf die Lokalität. R_ξ bestimmt die Lokalität, Qualität und Intensität von G_ν in doppelter Weise. Erstens ist es mit seinen lokativischen, qualitativischen und intensivischen Merkmalen in G_ν selbst enthalten (vgl. § 6 über Inexistenz der Reduktionsbestandteile), und zweitens bedingt es durch diese Merkmale Modifikationen des R_ν-Prozesses, von welchen die qualitative, intensive und lokative Parallelwirkung von R_ν auf R_ξ, also außer der qualitativen und intensiven auch die lokale Parallelkomponente P_ν in G_ν abhängt. Die Lokalität von R_ν als solche kommt dabei nicht zur Geltung. Dagegen kann die Temporalität von R_ξ (seine Zeitlage und Dauer) mangels irgendwelcher temporalen Abstimmung der zentralen Elemente gar keine spezifischen Modifikationen des R_ν-

[1] Bei der Differenzierung der Vorstellungselemente gegenüber den Empfindungselementen kann sich in der Tat sehr wohl ein solcher Entwicklungsprozeß abgespielt haben. Auf die eigenartige Sukzession von Empfindung und Vorstellung sowie die Rückbeziehung der letzteren auf erstere fällt damit nochmals ein besonderes Licht. Auch die in meiner Erk.theorie S. 146ff. besprochene Zeitlehre von Hobbes sowie einzelne Bemerkungen Machs (vgl. ibid. S. 148) werden von diesem Standpunkt verständlich.

Prozesses bedingen. Ihr Einfluß beschränkt sich vielmehr darauf, daß die zugehörigen R_V-Prozesse gemäß den Kausalgesetzen zu einem Zeitpunkt und in einer Dauer eintreten, welche von dem Zeitpunkt und der Dauer der Einwirkung von R_E abhängen, aber sich mit diesem Zeitpunkt und dieser Dauer keineswegs völlig decken. Diese Nicht-Übereinstimmung beruht vorzugsweise auf der Einschiebung von Zwischengliedern zwischen R_E und R_V, welche die Einwirkung vermitteln. Die Parallelwirkung von R_V besteht darin, daß diese modifizierte Temporalität des R_V-Prozesses nun als solche von R_V auf R_E übertragen wird. Die Temporalität von R_V ist als solche die temporale Parallelkomponente. Die Temporalität von R_E wird trotz der Inexistenz von R_E in G_V von dieser temporalen Parallelkomponente ganz verdrängt und hat auf die Temporalität von G_V nur insofern einen Einfluß, als die temporale Parallelkomponente von der Temporalität des R_V-Prozesses abhängig ist und diese wenigstens zum Teil auch von der Temporalität von R_E bestimmt wird.

Die Temporalität der Vorstellungsgignomene schließlich ist von der Temporalität von R_E völlig unabhängig. Letztere hat im Vorstellungsleben allen Einfluß verloren. Wann und wie lange ein dem R_E entsprechendes G_U auftritt, hat mit der Temporalität von R_E überhaupt nichts mehr zu tun. Die Reflexion (Buch I, S. 31) von R_U auf R_E gibt dem R_E als temporale Parallelkomponente die Temporalität des zugehörigen R_U-Prozesses, und die letztere hängt von Kausalprozessen im Nervensystem (im Bereich der R_V's und R_U's) ab, aber nicht von einer neuen Kausalwirkung des R_E.[1]

Auf die Sonderstellung, welche sich aus diesen Erörterungen erkenntnistheoretisch für die Temporalität ergibt, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

[1] Das Wiedererkennen bildet eine leicht verständliche Ausnahme.

Hier handelte es sich nur darum, die Temporalität als allgemeine Eigenschaft aller Gignomene klar zu stellen mit Bezug einerseits auf die Reduktionsbestandteile, anderseits auf die Parallelkomponenten.

b) Allgemeine Veränderlichkeit des Psychischen. Wie die Temporalität gehört auch die durchgängige Veränderlichkeit zur allgemeinen Charakteristik des Psychischen. Die Gignomene selbst sind in einem fortwährenden Fluß.[1] Diese unausgesetzte Veränderung kommt den Reduktionsbestandteilen selbst zu. Von der platonischen Unveränderlichkeit des reinen Seins, die auch in den Lehren der idealistischen Philosophen der Neuzeit noch manchmal wiederkehrt, haben die Reduktionsbestandteile nichts. Sie sind gerade im Gegensatz zu den εἴδη, um einen platonischen Ausdruck zu gebrauchen, „dasjenige, ἐν ᾧ γίγνεται τὸ γιγνόμενον". Nur die Gesetze sind unveränderlich[2], die von ihnen beherrschten Gignomene wechseln.[3]

Es bleibt somit nur die Frage offen, ob dieser Wechsel vorzugsweise den Empfindungsgignomenen oder den Vorstellungsgignomenen zukommt. Dabei setzen wir diese Unterscheidung, deren psychologische Erörterung erst unten erfolgen wird, auf Grund unserer erkenntnistheoretischen Erwägungen als gegeben voraus. Die Antwort kann auf Grund aller unserer Erfahrungen offenbar nur lauten, daß die Empfindungsgignomene im allgemeinen sehr viel stabiler sind als die Vorstellungsgignomene. Eine Empfindung kann zuweilen sogar völlig stabil scheinen. Die Veränderungen unserer Empfindungen sind außerdem zum großen Teil stetig und relativ langsam. Dem-

[1] Für die Wahl des Namens war diese Tatsache mit maßgebend.

[2] Vgl. jedoch Zum gegenwärt. Stand d. Erk.theorie, Wiesbaden 1914, S. 11ff.

[3] Von einem ganz abweichenden Standpunkt gelangt auch Driesch zu dem Ergebnis, daß bewußtes Erleben nur „ein in Akten Erleben" ist (Ordnungslehre, Jena 1912).

gegenüber sind unsere Vorstellungen niemals stabil. Ich kann nicht das einfachste Erinnerungsbild einen kleinsten Augenblick unverändert festhalten. Es zerfließt stets sofort mit der größten Schnelligkeit und ohne Stetigkeit in immer neue Gestalten. Daraus ist offenbar zu schließen, daß — bei Beibehaltung der Buch II, S. 60 vorgeschlagenen Nomenklatur — die R_ξ-Prozesse und die R_v-Prozesse relativ stabil, dagegen die R_u-Prozesse relativ wenig stabil sind. Das bedeutet natürlich nicht, daß die letzteren sich rascher erheblich verändern (etwa in Energienwerten gemessen), sondern es genügt zur Erklärung der Veränderlichkeit der Vorstellungsgignomene, daß den raschen, unablässigen Veränderungen der R_u-Prozesse auch bei geringer absoluter Größe sehr erhebliche Veränderungen der zugehörigen Parallelwirkungen entsprechen.

Man kann den eben entwickelten Satz auch dahin aussprechen, daß die Vorstellungsgignomene in besonderem Maß ein fortwährendes „Geschehen", „Akte" oder „Vorgänge" und keine stabilen Objekte, kein „ruhendes Sein" darstellen. Wie früher bereits erwähnt (Buch I, S. 105, Anm. 1), hat man diese Lehre auch als „Aktualitätstheorie" bezeichnet. Da dieser Name jedoch auch in ganz anderem Sinn verwendet worden ist (vgl. § 12), empfiehlt sich statt dessen die Bezeichnung „Gignomenaltheorie".

Für nicht zulässig halte ich es, wenn man, wie das neuerdings vielfach geschehen ist, die Akte[1] in Gegensatz zu den Vorstellungen und Empfindungen bringt. Das treibende Motiv dieser Abgrenzung ist stets der Gedanke, daß nur Beachten, Erkennen, Wollen, Vergleichen usf. Tätigkeiten sind, dagegen die Empfindungen und die Vorstellungen (wenigstens die einfachen Erinnerungsbilder) passive Erlebnisse sind. Bei der Besprechung der Einteilung der psychischen Prozesse, insbesondere der

[1] Manche Autoren nennen die Akte auch Funktionen.

Stumpfschen Einteilung in Erscheinungen und Funktionen (vgl. § 46) wird diese Grenzbestimmung genauer geprüft werden und sich als nicht haltbar erweisen. Vielmehr wird sich ergeben, daß zwischen Empfindung, Vorstellung, „Beachtung", Denken, Vergleichung eine graduelle Abstufung besteht. Bei der Empfindung sind die Reizwirkungen im Maximum, die Veränderungen fast nur von diesen abhängig. Bei der Vergleichung, bei dem Denken usf. sind die Reizwirkungen im Minimum und die Veränderungen vorzugsweise im Bereich der Parallelprozesse gelegen. Daher dort fast kein und hier ausgesprochener „Tätigkeits"charakter. Vgl. unten S. 117. Vielfach liegt übrigens dieser Annahme besonderer Akte nur die bereits erledigte Ich-Hypothese versteckt zugrunde.[1]

Mit der Anerkennung der Labilität der Vorstellungsgignomene ist noch nicht entschieden, ob sich diese Labilität auch auf die sog. latenten Erinnerungsbilder, d. h. die materiellen Residuen früherer Erregungen der Hirnrinde erstreckt. Es ist dies nach den Darlegungen, welche wir der physiologischen Psychologie verdanken, sehr unwahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, daß diese latenten Erinnerungsbilder ungleich stabiler sind und im wesentlichen[2] nur dem allmählichen Veränderungsprozeß des Vergessens unterworfen sind. Man hat der auch hier vertretenen Vorstellungslehre zuweilen den Vorwurf gemacht, daß sie die Vorstellungen als starre Einheiten oder dergl. objektiviere. Aus der vorausgegangenen Erörterung geht hervor, daß bei diesem Vorwurf ganz kritiklos die aktuellen und die latenten Erinnerungsbilder zusammengeworfen werden.

---

[1] Nicht versteckt, sondern sehr deutlich z. B. bei v. d. Pfordten, Psychologie des Geistes, Heidelberg 1912.

[2] Anderweitige Veränderungen, die von mir sog. Konstellationsveränderungen, sind größtenteils flüchtig und betreffen überwiegend nur die Erregbarkeit der Vorstellungen.

§ 44. Haupteinteilung des Psychischen. Die allgemeine Charakteristik des Psychischen ist mit der Feststellung seiner Temporalität und seiner allgemeinen Veränderlichkeit schon erschöpft. Die nächste Aufgabe der autochthonen Psychologie ist die allgemeine Klassifikation des Psychischen, d. h. der Gignomene mit Rücksicht auf ihre Parallelkomponenten (vgl. Buch II, S. 56).

Die erste Hauptklassifikation des Psychischen ist durch unsere erkenntnistheoretische Grundlegung bereits bestimmt. Wir unterschieden Empfindungs- und Vorstellungsgignomene (Buch I, S. 22) und bezeichneten das unterscheidende Merkmal der ersteren gegenüber den letzteren als sinnliche Lebhaftigkeit. Es bedarf jetzt des speziellen Nachweises von seiten der autochthonen Psychologie, daß diese Einteilung erstens erschöpfend und zweitens auch den Zwecken der Psychologie (nicht nur denjenigen der Erkenntnistheorie) angemessen ist.

Der Nachweis, daß die gewählte Einleitung erschöpfend ist, kann nur auf dem Weg eines mühsamen Sammelns geführt werden. Wir müssen also die Gignomene, so wie sie uns fortlaufend begegnen, ausnahmslos sammeln, nach ihren Parallelkomponenten vergleichen und die gleichen zusammenstellen. Im Lauf der Jahrhunderte hat nun die Psychologie diese Arbeit, wenn auch oft durch irgendwelche Vorurteile beirrt, zum großen Teil schon geleistet und, wenn sie auch bezüglich der Hauptgruppen noch zu keinerlei Übereinstimmung gelangt ist, doch wenigstens eine Reihe großer Gruppen zusammengestellt, welche alles Psychische umfassen. Fraglich ist nur geblieben, ob diese Gruppen selbst schon koordinierte Glieder der gesuchten letzten Haupteinteilung sind oder auf Grund bestimmter Beziehungen sich noch weiter zusammenfassen oder wenigstens ordnen lassen.

Die provisorischen Gruppen, zu denen die empirische

Psychologie bei diesem vergleichenden Sammeln ohne Rücksicht auf etwaige Verwandtschaften, teilweise Dekkungen, Subordinationen usf. gelangt ist, sind folgende: 1. Empfindungen, 2. Integrale primäre individuelle Erinnerungsbilder oder Individualvorstellungen, 3. Exzernierte primäre individuelle Erinnerungsbilder oder Individualvorstellungen, 4. Sekundäre individuelle Erinnerungsbilder oder Individualvorstellungen, 5. Allgemeinvorstellungen, 6. Isolationsvorstellungen, 7. Komplexionsvorstellungen, 8. Kombinationsvorstellungen, 9. Beziehungsvorstellungen (Vergleichungsvorstellungen), 10. Gefühlstöne, 11. Stimmungen und Affekte, 12. Urteile, 13. Schlüsse, 14. Wollungen.

Zu dieser rein-heuristischen Aufzählung, deren Reihenfolge als ganz willkürlich betrachtet werden möge, ist zu bemerken, daß sie zunächst meinen eigenen Beobachtungen entspricht, aber zugleich auch den verschiedensten psychologischen Systemen gerecht wird. Sie soll zunächst nur den Zweck erfüllen, alles Psychische sicher vollständig zu umfassen und grobe doppelte Aufzählungen zu vermeiden. Jeder muß sich durch eigene Beobachtung überzeugen, daß die Vollständigkeit in der Tat vorhanden ist.

Die Terminologie bedarf noch mancher Erläuterungen im einzelnen. In dieser Beziehung bemerke ich folgendes:

Die Bezeichnung „integrale primäre individuelle Erinnerungsbilder“[1] soll verwendet werden für alle ganz unverarbeiteten, also auch noch ganz vollständigen („integralen“) Erinnerungsbilder, welche eine einzelne, also insofern „individuelle“, einfache oder zusammengesetzte

[1] In meiner Erk.theorie (1913, S. 282) habe ich diese räumlich-zeitlich eingegliederten prim. indiv. Erinnerungsbilder als „räumlich und zeitlich bestimmte“ bezeichnet. Ich möchte jetzt die Bezeichnung „integral“ der Bezeichnung „bestimmt“ vorziehen. Die letztere könnte zu Verwechslungen führen, insofern man die räumlich-zeitliche Bestimmtheit zur räumlich-zeitlichen Unbestimmtheit in Gegensatz bringt und letztere, wie sich unten ergeben wird, zweideutig ist.

Empfindung oder Empfindungsreihe hinterläßt. Das Unverarbeitetsein besteht darin, daß keine Zusammenfassungen und keine Aussonderungen oder Weglassungen von Teilen oder Merkmalen stattgefunden haben. Diese integralen primären Erinnerungsbilder sind also noch räumlich und zeitlich „eingegliedert". Das Erinnerungsbild des Vogels, den ich auf dem Baum vor meinem Fenster gesehen habe, ist kein integrales primäres Erinnerungsbild. Ich habe in dieser Vorstellung bereits die Umgebung, z. B. den Schreibtisch, den Fensterrahmen und vieles andere aus dem gesamten Empfindungskomplex ausgesondert und den Teil-Empfindungskomplex Vogel in einer eigenartigen Weise zusammengefaßt. Diese integralen oder eingegliederten primären individuellen Erinnerungsbilder kommen übrigens tatsächlich in absoluter Vollständigkeit niemals vor. Exkretion, Abstraktion und Isolation (siehe unten) haben selbst das frischeste Erinnerungsbild etwas verstümmelt. Vgl. auch unten S. 112.

Das exzernierte primäre individuelle Erinnerungsbild[1] (die exzernierte primäre Individualvorstellung) unterscheidet sich von dem integralen primären individuellen Erinnerungsbild eben dadurch, daß die im letzten Beispiel schon angeführte „Loslösung" oder „Isolierung" aus der räumlich-zeitlichen Umgebung, das „Wegdenken" dieser Umgebung, die „Abstraktion"[2] oder das

[1] Die „exzernierten" prim. indiv. Erinnerungsbilder habe ich früher als „räumlich-zeitlich unbestimmte" bezeichnet. Die letztere Bezeichnung scheint mir jetzt weniger zweckmäßig, insofern man die räumlich-zeitliche Unbestimmtheit auf die Abstraktion von den qualitativen und lokalen Veränderungen in Raum und Zeit beziehen könnte, während die Abstraktion von der räumlich-zeitlichen Umgebung gemeint ist. Vgl. Buch II, S. 72, Anm. 1. — Übrigens ist „excernere" im Sinn von „aussondern" ein gut lateinisches Wort (Livius, Vitruv).

[2] Der Terminus „Abstraktion" ist bekanntlich sehr vieldeutig. Ich verstehe darunter vorläufig jede Weglassung oder Unbestimmtlassung irgendeines Teils oder einer Eigenschaft der Empfindung in der Vorstellung, betrachte also nicht wie Erdmann (Logik, Bd. 1,

„Abheben" von dieser Umgebung erfolgt ist. Räumlich und zeitlich bestimmt sind diese exzernierten Erinnerungsbilder noch insofern, als sie sich auf die Empfindung eines bestimmten Ortes und eines bestimmten Augenblicks beziehen und daher keinerlei mit der Zeit erfolgende Veränderungen des bezüglichen Empfindungsgignomens umfassen. Dagegen sind sie insofern schon räumlich und zeitlich unbestimmt, als sie nicht mehr in die räumliche und zeitliche Umgebung, den räumlich-zeitlichen Hintergrund eingegliedert sind.

Das sekundäre individuelle Erinnerungsbild, auch sekundäre Individualvorstellung genannt, ist durch die Abstraktion von räumlichen und qualitativen[1] Veränderungen charakterisiert. Von dem Kind, das unter unzähligen Veränderungen allmählich heranwächst, bilde ich einen sekundären Individualbegriff, indem ich, von allen diesen Veränderungen abstrahierend, einen identischen Gegenstand — „dasselbe" Kind — vorstelle und in dieser Vorstellung nun alle Veränderungen zugleich zusammenfasse.

Die Allgemeinvorstellung (Allgemeinbegriff)[2] ist bei der Aufzählung Buch II, S. 72 im üblichen Sinn zu verstehen, also als eine Vorstellung, welche Individualvorstellungen auf Grund gemeinsamer Teile oder Merkmale unter Abstraktion von Verschiedenheiten zu einer Vorstellung zusammenfaßt. Ob und wie weit dabei doch auch die individuellen Verschiedenheiten mitzusammengefaßt werden, ist für unsere Aufzählung vorerst gleichgültig.

Die Isolationsvorstellungen (Isolationsbegriffe)

Halle 1907, S. 71, 90, 147, 171) als Voraussetzung jeder Abstraktion, daß sich in sukzessiven Wahrnehmungen gleiche Bestandteile darbieten. Ähnlich wie ich definiert z. B. auch Wundt (Philos. Stud. 1883, Bd. 1, S. 135). Vgl. aber die definitive Erörterung in § 48.

[1] Die intensiven Veränderungen mögen hier unter den qualitativen Veränderungen stets mit einbegriffen sein.

[2] Auf die terminologischen Differenzen zwischen Erinnerungsbild, Vorstellung und Begriff wird später eingegangen.

sind dadurch charakterisiert, daß aus einer zusammengesetzten Empfindung oder Vorstellung Teile oder Merkmale ausgesondert und isoliert vorgestellt werden, so z. B. der Schnabel des Vogels oder das Grün des Blattes. Offenbar sind die schon vorher genannten exzernierten primären individuellen Erinnerungsbilder und die sekundären individuellen Erinnerungsbilder mit den Isolationsvorstellungen verwandt. Trotzdem mußten sie bei unserem Sammeln noch speziell aufgeführt werden, weil der Abstraktionsvorgang bei der Bildung der Isolationsvorstellungen, wie sich später im einzelnen ergeben wird, sehr viel eingreifender ist als bei der Bildung der sekundären Individualvorstellungen. Mit der „Exkretion", welche zur Bildung der exzernierten primären Individualvorstellungen führt, deckt sich der Isolationsvorgang allerdings vollständig. Er kann geradezu als eine Fortsetzung der ersteren betrachtet werden; sein Ergebnis bedarf aber eben doch gerade deshalb einer besonderen Aufzählung.

Die Komplexionsvorstellungen (Komplexionsbegriffe)[1] sind dadurch charakterisiert, daß gleichzeitige oder sukzessive Empfindungen oder Vorstellungen unter Abstraktion von der Umgebung bzw. anderen Vorstellungen zu einer Vorstellung zusammengefaßt werden. Man denke an Beispiele wie Hamburg, Stadt, Erdbeben von Messina, Gewitter usf. Zu den Komplexionsvorstellungen gehören auch die Kollektivvorstellungen. Im übrigen gilt offenbar von den Komplexionsvorstellungen dasselbe, was soeben von den Isolationsvorstellungen gesagt wurde.

Die Kombinationsvorstellungen unterscheiden

[1] Die Komplexionsbegriffe decken sich nur teilweise mit den „Inbegriffen" Erdmanns (a. a. O. S. 158—177, namentlich S. 162); vor allem darf man nicht übersehen, daß ich psychologische Vorgänge, Erdmann dagegen logische „Gegenstände des Denkens" im Auge hat. Vgl. auch unten § 49 ff.

sich von den Komplexionsvorstellungen schon oberflächlich dadurch, daß sie mehrere Vorstellungen zu einer einzigen vereinigen, ohne daß eine entsprechende Empfindungskombination vorgelegen hat.

Die sog. Beziehungsvorstellungen (Beziehungsbegriffe) sind in die provisorische Sammelaufzählung mit aufgenommen worden, obwohl manchmal behauptet wird, daß sie ganz oder teilweise mit den Urteilen zusammenfallen. Die Vorstellung der Ähnlichkeit von a und b scheint wenigstens sich kaum von dem Urteil zu unterscheiden „a ist b ähnlich". Um jeden Zweifel an der Vollständigkeit der Aufzählung auszuschließen, habe ich trotzdem die Beziehungsvorstellungen vorläufig von den Urteilen getrennt. Überdies wird sich später ergeben, daß die Beziehungsvorstellungen keine einheitliche Gruppe bilden und wir nur von Vergleichungsvorstellungen als einer abgrenzbaren Gruppe sprechen können. Vgl. § 52. Aus demselben Grund sind auch die Schlüsse gesondert von den Urteilen aufgeführt.

Auf die Unterscheidung von Gefühlstönen, Affekten und Stimmungen soll gleichfalls bei der Aufzählung kein Gewicht gelegt werden. Sie ist ebenso provisorisch wie die vorhergehenden Unterscheidungen. Wir können höchstens einstweilen sagen, daß Gefühlstöne sich durchweg auf bestimmte Gegenstände beziehen, Stimmungen hingegen nicht, und daß wir bei Affekten namentlich an solche Stimmungen denken, die unser Denken und Handeln erheblich beeinflussen.

Endlich ist unter dem Terminus „Wollungen" (etwa im Sinn des englischen „conations")[1] alles das zusammengefaßt worden, was der naive Mensch und viele Philosophen als etwas ganz Spezifisches betrachten und

[1] Hamilton, Lectures on metaphysics and logic, Edinb. u. London 1870, Bd. 1, S. 186. Hamilton spricht auch von „exertive or conative powers".

was keiner Definition zugänglich ist, sondern nur durch den Hinweis auf das persönliche Erleben verständlich gemacht werden kann. Strebungen, Begehrungen, Wünsche sollen jedenfalls unter den Wollungen miteinbegriffen werden.

Wir haben uns nun vor allem zu fragen (vgl. Buch II, S. 71), ob alle hier aufgezählten und ganz vorläufig erläuterten psychischen Vorgänge in den von uns unterschiedenen beiden Hauptgruppen enthalten sind. Bezüglich der Gruppen 1—8 unterliegt das wohl keinem Zweifel. Die Gruppe 1 deckt sich schon im Namen mit den Empfindungsgignomenen, die Zugehörigkeit der Gruppen 2—8 zu den Vorstellungsgignomenen wird auch durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt. Der weiterhin zu erbringende Nachweis, daß die Vorstellungen sub 3—8 aus den Vorstellungen sub 2 durch allmähliche Umbildung hervorgehen und daß zwischen den Vorstellungen aller dieser Gruppen mannigfache Übergänge und Kombinationen vorkommen, bestätigt uns die Berechtigung, die Vorstellungen sub 2 und alle folgenden trotz ihrer Umbildungen zu einer Gruppe zu vereinigen.

Einige Zweifel dürften bereits laut werden, ob die Urteile und die offenbar (vgl. oben S. 76) nahe mit ihnen verwandten Beziehungsvorstellungen und Schlüsse zu den Vorstellungsgignomenen zu rechnen sind.[1] Da wir jedoch diese lediglich durch das Merkmal des Fehlens der sinnlichen Lebhaftigkeit charakterisiert haben, so ist jedenfalls eine nähere Beziehung der Urteile[2] zu den Vorstellungen zuzugestehen. Der Unterschied gegenüber den Vorstel-

[1] Am eingehendsten sind solche Zweifel von Brentano begründet worden (Psych. vom empir. Standpunkte, Leipzig 1874, Buch 2, S. 262 u. 266ff.). In der speziellen Besprechung des Urteils komme ich auf diese Bedenken zurück.

[2] Im folgenden erwähne ich die Beziehungsvorstellungen und Schlüsse nicht immer ausdrücklich neben den Urteilen; die folgenden Ausführungen gelten jedoch durchaus auch für die beiden ersteren.

lungen der Gruppen 2—8 liegt offenbar darin, daß im Urteil diese Vorstellungen zu einer ganz besonderen Verbindung zusammentreten. Es geschieht mit ihnen etwas, was wir nur vorläufig ganz unbestimmt mit dem Wort „Verknüpfung" bezeichnen wollen. Zugleich zeigt sich aber, daß auch in den Vorstellungen der Gruppen 2—8 allenthalben schon ähnliche Verknüpfungen beteiligt sind. Zwischen der Verknüpfung im Urteil: „die Rose ist rot" und der Verknüpfung in der komplexen Vorstellung: „rote Rose" ist sicher noch ein erheblicher Unterschied, aber eine Ähnlichkeit der Verknüpfung ist nicht zu bestreiten. Jedenfalls sind Verknüpfungen nicht ein ausschließliches Privileg des Urteils. Daraus ergibt sich die Berechtigung, die Vorstellungen der Gruppe 2—8 mit den Urteilen und Beziehungsvorstellungen zu einer Hauptgruppe zusammenzufassen. Wenn wir also ausdrücklich festsetzen, daß wir unter Vorstellungsgignomenen die Vorstellungen samt ihren Umbildungen und Verknüpfungen, simultanen und sukzessiven, verstehen, so bleibt der erschöpfende Charakter unserer Hauptklassifikation gewahrt.

Wesentlich anders verhält es sich mit den beiden Gruppen 10 und 11, den Gefühlstönen, Stimmungen und Affekten. Vielfach ist bis heute behauptet worden, daß diese neben den Empfindungen und Vorstellungen eine dritte große Gruppe der sog. „Gefühlsvorgänge" bilden, die jenen durchaus koordiniert seien. Demgegenüber werden wir in einem besonderen Abschnitt nachweisen, daß eine solche Koordination nicht besteht, daß vielmehr die Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte nur eigenartige „Eigenschaften" teils der Empfindungen, teils der Vorstellungen sind, Eigenschaften, welche sich von den übrigen Empfindungs- und Vorstellungseigenschaften namentlich durch eine besondere Übertragbar-

keit und Veränderlichkeit und ihren fakultativen Charakter — die Möglichkeit des Fehlens — unterscheiden. Dieser Nachweis wird sich namentlich darauf stützen, daß diese Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte niemals isoliert auftreten, sondern stets an Empfindungen oder Vorstellungen gebunden sind. Wir werden daher höchstens die Bezeichnung „Begleiterscheinungen" für diese Gefühlsvorgänge akzeptieren können.

Vorbehaltlich des Gelingens dieser in Aussicht gestellten Beweisführung haben wir jedenfalls das Recht zu sagen, daß die Gruppen 10 und 11 bei unserer Hauptklassifikation nicht übersehen worden sind. Sie erscheinen nur an anderer Stelle, nämlich als Eigenschaften der Empfindungs- und Vorstellungsvorgänge, verteilen sich also auf beide Gruppen.

Man hat diese Lehre von der Unselbständigkeit der Gefühlsvorgänge gegenüber den Empfindungs- und Vorstellungsvorgängen gelegentlich als „Intellektualismus" bezeichnet (viel öfter wird dieser Name allerdings, wie unten zu erörtern sein wird, für die Lehre von der Unselbständigkeit der Willensvorgänge gegenüber den Empfindungen und Vorstellungen gebraucht) und wollte damit andeuten, daß sie die intellektuellen Prozesse einseitig bevorzugt. Es liegt auf der Hand, daß dabei eine ziemlich grobe Verwechslung vorliegt. Man denkt nämlich bei den Empfindungen und Vorstellungen nur an ihren Inhalt, faßt sie also gegen unsere ausdrückliche Erklärung nicht als Vorgänge („Gignomene") auf und kann dann natürlich leicht den Nachweis vortäuschen, daß bei unserer Lehre die Gefühlsvorgänge zu kurz kommen und einseitig die „intellektuellen" Vorgänge in den Vordergrund gestellt werden. Tatsächlich sind die Gefühlstöne dem Inhalt bzw. den übrigen Eigenschaften der Empfindungen und Vorstellungen nach unserer Lehre völlig koordiniert (unbeschadet mancher Unterschiede), und

wir behaupten nur, daß jene wie diese nicht selbständig, sondern eben nur Eigenschaften der Empfindungen und Vorstellungen sind. Die Bezeichnung „Intellektualismus" wäre höchstens für diejenige Lehre zutreffend, welche wie die Herbartsche — weit über unsere Behauptung hinausgehend — behauptet, daß die Gefühlsvorgänge nur ein Nebenprodukt unseres Empfindens und Vorstellens seien oder gar nur in den Wechselbeziehungen unserer Empfindungen und Vorstellungen beständen. Eine solche Auffassung der Gefühlsvorgänge ist allerdings ganz unhaltbar. Hier liegt die Einseitigkeit vor, welche man durch die Bezeichnung „Intellektualismus" kennzeichnen wollte. Unsere Lehre von der Unselbständigkeit der Gefühlsvorgänge hat damit nichts zu tun. Sie ist in keiner Weise gezwungen, sich die Herbartschen Sätze anzueignen.

Die letzte Gruppe, welche auf ihr Enthaltensein in unserer Hauptklassifikation zu prüfen ist, umfaßt die Wollungen oder Willensvorgänge einschließlich der sog. Strebungen, Begehrungen, Wünsche usf. (vgl. oben S. 76). Hier werden sich erst recht Zweifel erheben, ob diese Wollungen bereits in den Empfindungs- und Vorstellungsvorgängen enthalten sind. Man bezeichnet die Lehre, welche dies bestreitet und die Willensvorgänge den Empfindungs- und Vorstellungsvorgängen koordiniert oder sogar superordiniert, meistens als Voluntarismus.[1] Ich will, je nachdem nur Koordination oder sogar Superordination der Willensprozesse behauptet wird, einen koordinatorischen oder gemilderten und einen superordinatorischen oder extremen Voluntarismus unterscheiden. Unsere späteren Darlegungen in dem Abschnitt, welcher die Willensvorgänge behandelt, werden

[1] Besser spricht man von „psychologischem" Voluntarismus, da es auch einen „metaphysischen" gibt (z. B. die Lehre Schopenhauers).

ergeben, daß auch die Willensvorgänge die ihnen vom Voluntarismus zugeschriebene absolute Eigenartigkeit und Selbständigkeit nicht besitzen, sondern sich aus Empfindungs- und Vorstellungsvorgängen einschließlich der zu diesen gehörigen Gefühlsvorgänge zusammensetzen. Die letztere Lehre wird von den Voluntaristen vorzugsweise, wie oben bereits erwähnt, als „Intellektualismus" bezeichnet. Auch hierbei spielt die oben schon betonte Verwechslung eine große Rolle. Man entkleidet die Empfindungen und Vorstellungen ihres Vorgangscharakters, den wir ihnen ausdrücklich zugesprochen haben, und kann dann natürlich die Willensvorgänge, deren Vorgangscharakter meistens besonders deutlich ausgeprägt ist, nicht unter den Empfindungen und Vorstellungen unterbringen, zumal man diesen gewöhnlich auch noch die Gefühlsprozesse entzogen hat (siehe oben). So hat man künstlich eine totale Heterogenität zwischen den Willensvorgängen einerseits und den verstümmelten Empfindungs- und Vorstellungsvorgängen andererseits hergestellt und wirft nun mit einem Schein von Recht unserer Lehre intellektualistische Einseitigkeit vor. Wenn Wundt in neueren Schriften[1] dem Wollen nur eine „repräsentative" und „typische" Bedeutung beilegt, insofern die „sonstigen subjektiven Vorgänge" erst in einer „vollständigen Willenshandlung" „zur vollen Entwicklung" gelangen, und insofern „der bei dem Wollen längst anerkannte Charakter des Vorgangs, des Ereignisses" auch allen anderen „psychischen Erfahrungsbestandteilen" zukomme, so wird er damit dem strikten Voluntarismus, wie er ihn früher selbst vertreten hat, schon untreu und nähert sich unserer Lehre. Der Vorgangscharakter (vgl. Buch I, S. 105 Anm. 1 u. Buch II, S. 68 f.) ist den Willensvorgängen und den Empfindungs-Vorstellungsvorgängen in der Tat, wie auch wir behaupten, gemeinsam, diese Gemeinsamkeit läßt

[1] Namentlich Philos. Stud. 1896, Bd. 12, S. 51.

aber durchaus offen, daß die ersteren sich aus den letzteren zusammensetzen. Auch die Tatsache, daß der Vorgangscharakter bei der Willenshandlung deutlicher ausgeprägt und daher „längst anerkannt" ist, beweist für ihre Selbständigkeit nichts. Die „typische Bedeutung" besagt daher auch nicht viel. Was wir bekämpfen, ist nur die absolute Eigenartigkeit und Selbständigkeit der Willensvorgänge, was wir behaupten, ihre Zusammensetzung aus Empfindungs- und Vorstellungsvorgängen inkl. Gefühlsvorgängen. In der jetzigen Wundtschen Definition des Voluntarismus ist der Widerspruch gegen diese Behauptung sehr gemildert. Wie wenig sich der alte Voluntarismus[1] für Wundt selbst bewährt haben muß, geht daraus hervor, daß Wundt in den neuesten Schriften nochmals seine Auffassung der Willensvorgänge geändert hat und sie jetzt „als eine Klasse von Affekten definiert".[2] Damit ist die Eigenartigkeit und Selbständigkeit der Wollungen von dem Hauptvertreter des Voluntarismus aufgegeben und an ihre Stelle die Selbständigkeit der Gefühlsvorgänge gesetzt, mit der wir uns schon beschäftigt haben.

Auch die Wollungen also sind bei unserer Klassifikation nicht übersehen. Sie sind nach unserer noch näher zu begründenden Auffassung Kombinationen von Empfindungs- und Vorstellungsgignomenen, die unter die oben besprochenen „Verknüpfungen" subsumiert werden können.

Unsere ganze Auseinandersetzung läßt sich also dahin

---

[1] Vgl. z. B. Grundz. d. phys. Psych. 3. Aufl. Leipzig 1887, Bd. 2, S. 467: „Das Selbstbewußtsein, wie es in der konstanten Wirksamkeit der Apperzeption seine Wurzel hat, zieht sich schließlich auf diese allein zurück, so daß, nach vollendeter Bewußtseinsentwicklung, der Wille als der eigenste und in Verbindung mit den von ihm ausgehenden Gefühlen und Strebungen als der einzige Inhalt des Selbstbewußtseins erscheint, von welchem die Vorstellungen als mehr äußerliche Bestandteile sich absondern, die auf eine von der eigenen Persönlichkeit verschiedene Welt hinweisen."

[2] Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl. 1911, Bd. 3, S. 222ff.

zusammenfassen, daß die provisorischen Gruppen des Psychischen, welche die Psychologie bei ihrem ersten vergleichenden Sammeln aufgestellt hat, bei unserer Haupteinteilung in Empfindungs- und Vorstellungsgignomene in Betracht gezogen sind, d. h. keine übersehen worden ist. Wenigstens nach unserer Auffassung der verschiedenen psychischen Vorgänge ist unsere Haupteinteilung erschöpfend. Den Nachweis der Richtigkeit unserer Auffassung waren wir für die Urteils-, Gefühls- und Willensvorgänge schuldig geblieben. Wir werden also, wenn wir im folgenden die Grundlegung der Lehre von den einzelnen Hauptklassen der psychischen Vorgänge versuchen, außer den Empfindungen und Vorstellungen doch auch die Urteile, Gefühls- und Willensvorgänge einer gesonderten Erörterung — wenn auch mit negativem Endziel — unterziehen müssen. Einstweilen halten wir an der Formulierung fest, daß alle psychischen Vorgänge in zwei Gruppen zerfallen: A. Empfindungen nebst ihren Gefühlstönen und B. Vorstellungen nebst ihren Verknüpfungen und Gefühlstönen.

Viel rascher als die Frage der Vollständigkeit (der „Erschöpfung") ist die Frage der Zweckmäßigkeit unserer Einteilung erledigt. Dabei handelt es sich nämlich einfach darum, ob die Einteilung sich bei den psychologischen Forschungen und in den Anwendungen der Psychologie bewährt, und hierüber kann keine Argumentation, sondern nur der weitere Fortschritt der Wissenschaft — namentlich der Psychologie selbst, dann aber auch der Wissenschaften, welche die psychologischen Ergebnisse anwenden, — entscheiden. Vorläufig geht mein eigener Eindruck entschieden dahin, daß auch auf dem Gebiet der Psychologie und ihrer Anwendungen — also nicht nur auf erkenntnistheoretischem Gebiet — die Einteilung in Empfindungs- und Vorstellungsgignomene sich bis jetzt bewährt hat und daß daher die Zahl ihrer Anhänger trotz

aller voluntaristischen und affektualistischen Gegenströmungen zunimmt. Indes darüber steht der Zukunft die letzte Entscheidung zu.

Von ganz untergeordneter Bedeutung ist schließlich die terminologische Frage der Bezeichnung der beiden Hauptklassen der psychischen Prozesse. Ich habe die Bezeichnungen „Empfindung" und „Vorstellung" gewählt, weil sie mir am wenigstens zu präjudizieren, dem Sprachgebrauch sich am besten anzupassen und auch für eine internationale Verständigung[1] die einfachsten Mög-

[1] Hierzu sei an dieser Stelle nur bemerkt, daß schon von Condillac für die französischen Wörter „sensation" und „idée" ein ähnlicher Gebrauch vorgeschlagen worden ist (Traité des sensations, Partie II, Chap. 8, § 29). Auch Rousseau nähert sich diesem Sprachgebrauch (Emile, Buch 3, Ashersche Ausg. S. 219). In der neueren französischen Literatur ist eine ähnliche Verwirrung eingetreten wie in der deutschen. Weiterhin dürfte „perception" dem deutschen Wort „Wahrnehmung" in dem oben angegebenen Sinn, représentation dem Wort „Erinnerungsbild", notion dem Wort „Begriff" entsprechen. Indes ist bezüglich dieser Termini der Sprachgebrauch noch viel unsicherer (vgl. z. B. die Bemerkungen von Claparède, Du sens musculaire, Genève 1897, S. 41). Im Englischen findet man bei Locke einen ganz ähnlichen Unterschied zwischen sensation und idea, wie ich ihn zwischen Empfindung und Vorstellung mache (Ess. conc. hum. underst. II, 1, 3), nur stellt L. neben der sensation, wie früher bereits besprochen, noch eine Selbstwahrnehmung = reflection auf. Sensation und reflection faßt er zuweilen auch als perception zusammen. Hume bezeichnet die Empfindungen in meinem Sinn als „impressions" und begreift darunter ausdrücklich auch die primären Gefühlstöne ein. Für die Vorstellungen adoptiert er die Bezeichnung „ideas". Das Wort „perception" umfaßt bei ihm impressions und ideas. Daß Hume sein terminologisches Verhältnis zu Locke bezüglich des Worts idea in der bekannten Anmerkung (Treatise of hum. nat. I, 1, 1) richtig angegeben habe, möchte ich bezweifeln. In der Folgezeit ist die terminologische Unsicherheit in England fast ebenso groß wie in Deutschland. So schränkte z. B. Hamilton (Lectures on metaphysics 5. Aufl. Edinb. u. London 1870, Bd. 2, S. 17 u. 24) die perception auf das Gebiet der Empfindung (in unserem Sinn) ein. Dazu kommen die Termini conception, representation, notion, deren Gebrauch ebenfalls alles eher als einheitlich und fest-

lichkeiten darzubieten scheinen. Das Wort „Wahrnehmung" an Stelle von „Empfindung" ist nicht geeignet, weil es nach dem überwiegenden Sprachgebrauch einen Vorgang bezeichnet, bei welchem sich Empfindungen und Vorstellungen (beides in unserem Sinn verstanden) irgendwie kombinieren.[1] Das Wort „Anschauung"[2] ist in so viel Bedeutungen im Gebrauch, daß es am besten aus der Terminologie ganz gestrichen wird. Das Wort „Begriff", das wir später noch näher zu besprechen haben, kann für das Wort „Vorstellung" nicht in Frage kommen, weil wir die primären individuellen Erinnerungsbilder einbegreifen wollen und diese wohl nirgends zu den Be-

---

stehend war und ist (vgl. z. B. Hamilton a. a. O. S. 262). Immerhin gewinnt man den Eindruck, daß in der neueren englischen und amerikanischen Literatur mehr und mehr üblich wird, für Empfindung sensation, für Vorstellung idea, für Wahrnehmung perception, für Begriff notion, für Erinnerungsbild representation zu sagen (die deutschen Termini alle in unserem Sinn verstanden).

[1] Vgl. Ziehen, Fortschr. der Psych. u. ihrer Anwendungen, herausgeg. v. Marbe, Bd. 1, S. 250; Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl. S. 24, 248, 369, 408 u. Erk.theorie 1913, S. 111 Anm. 1. Die Kantsche Definition der Wahrnehmung als „Erscheinung, wenn sie mit Bewußtsein verbunden ist" (Hart. Ausg. 1867, Bd. 3, S. 579), läßt sich hiermit auch zur Not vereinigen. Eine ganz abweichende und unzweckmäßige Definition der Wahrnehmung gibt Uphues, Psych. des Erkennens v. empir. Standpunkte. Leipzig 1893, Bd. 1, S. 110, 157, 168ff. Auch die Husserlsche Definition, welche auch die Akte, durch welche die Korrelate nicht-sinnlicher Subjektvorstellungen „als gegeben erscheinen" (Log. Untersuch. 2. Teil. Halle 1901, S. 614, 674, 704, 709), in den Begriff der Wahrnehmung einbezieht, scheint mir schon terminologisch nicht empfehlenswert, weil sie dem Sprachgebrauch zu wenig entspricht. Dazu kommt, daß sie eine bestimmte, sehr zweifelhafte Deutung des Gegebenen voraussetzt.

[2] Man vergleiche z. B. Husserls Definition, a. a. O. S. 614 (= „jeder erfüllende Akt"), mit dem Sprachgebrauch bei Kant, Herbart, Wundt, Volkelt (Erfahrung und Denken, Hamburg-Leipzig 1886 S. 320). Erst kürzlich hat wieder Höfler eine neue Abgrenzung der Anschauung als „Gestalterfassungs-Akt" versucht (Ztschr. f. Psych. 1912, Bd. 60, S. 161).

griffen gerechnet werden. Nur ein ernsteres Bedenken kann gegen die vorgeschlagene terminologische Verwendung der Worte „Empfindung" und „Vorstellung" geltend gemacht werden, nämlich, daß lange Zeit hindurch das Wort „Vorstellung" für dasjenige, was wir als Empfindung und als Vorstellung bezeichnen, als zusammenfassender Terminus gebraucht worden ist und zum Teil, z. B. von Wundt[1], noch gebraucht wird, und daß das Wort „Empfindung" zuweilen, z. B. wiederum von Wundt, nur für einfache Empfindungen (einfache „Empfindungen" in unserem Sinn) verwendet wird. Beide Bedenken scheinen mir indessen nicht ausschlaggebend. Es ist allerdings richtig, daß im 18. Jahrhundert das Wort „Vorstellung" durchweg im allgemeineren Sinn gebraucht wurde, aber schon Tetens hat im Jahre 1777[2] auf die Unzweckmäßigkeit einer solchen Terminologie mit schlagenden Gründen hingewiesen. In der Tat deckt sich „Vorstellung" bei einem so allgemeinen Gebrauch schließlich mit „Gignomen"; die Vorstellungen in diesem Sinn umfassen alles Gegebene. Hegel und seine Schüler[3] haben sich dem von Tetens befürworteten engeren Gebrauch des Terminus „Vorstellung" angeschlossen. Lotze und Fechner haben ihn übernommen. Die naturwissenschaftlich-psychologische Literatur bevorzugt ihn seit Helmholtz mehr und mehr. Der alltägliche Sprachgebrauch findet es ganz unverständlich, wenn

[1] Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl. Leipzig 1908, Bd. 1, S. 409ff. u. 1910, Bd. 2, S. 384ff.

[2] Philos. Versuche über die menschliche Natur u. ihre Entwicklung, Leipzig 1777, Bd. 1, S. 8ff. Die eigene Definition von Tetens (S. 16) deckt sich sachlich fast mit der unserigen. Auch seine weitere Unterscheidung von ursprünglichen oder Empfindungsvorstellungen und abgeleiteten Vorstellungen trifft schon fast ganz das Richtige.

[3] Vgl. z. B. Rosenkranz, Psych. oder die Wissenschaft v. subjekt. Geist. Königsberg 1843, S. 78 u. 267ff.

das Sehen, Hören usf. als „Vorstellung" bezeichnet wird. Außerhalb der Wundtschen Schule ist denn auch die wissenschaftliche Psychologie mit wenigen Ausnahmen zu dem engeren Gebrauch des Worts „Vorstellung" übergegangen. Allen diesen Tatsachen gegenüber kommt der von Erdmann[1] zugunsten des weiteren Gebrauchs angeführte ursprüngliche Sprachgebrauch und der überdies sehr zweideutige wörtliche Sinn (vor-stellen) nicht in Betracht. Der Volksgebrauch und die Geschichte der Wissenschaft haben gegen Wundt und Erdmann entschieden.

Das zweite Bedenken — die Beschränkung des Wortes „Empfindung" auf die Bezeichnung „einfacher Empfindungen" — erledigt sich damit, daß der einzige namhafte Vertreter dieser Beschränkung, Wundt, sie selbst neuerdings nicht mehr aufrecht erhalten hat.[2] In der Tat

[1] Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1886, Bd. 10, S. 307, spez. S. 313. Vgl. auch Meinong ebenda 1888, Bd. 12, S. 478ff. — Übrigens hat Erdmann selbst das Bedürfnis gefühlt, die Empfindungen und Vorstellungen in unserem Sinn durch besondere Bezeichnungen zu unterscheiden. Er schlägt dafür in Anlehnung an Helmholtz die Termini „Praesente" und „Repraesente" vor (Logik, Bd. 1, 2. Aufl. Halle 1907, S. 36 u. Arch. f. syst. Philos. 1901, Bd. 7, S. 445). Gegen diese Nomenklatur hätte ich kein wesentliches Bedenken, wenn auch die Singularform „Präsent", „Repräsent" sprachlich etwas fremdartig und gezwungen anmutet und „repraesentare" früher auch von den Empfindungen gebraucht wurde (z. B. Wolff, Psychol. ration. § 83). Übrigens hat Husserl (Philos. Monatsh. 1894, Bd. 30, S. 175) für das Wort „Repräsentationen" eine wesentlich engere Verwendung vorgeschlagen.

[2] In der 3. und 4. Aufl. der Grundz. der phys. Psych. 1887 bzw. 1893 (Bd. 1, S. 289 bzw. S. 281) hieß es: „Als Empfindungen sollen ... diejenigen Zustände unseres Bewußtseins bezeichnet werden, welche sich nicht in einfachere Bestandteile zerlegen lassen." In der 5. Aufl. (1902) ist diese scharfe Definition weggefallen. Die Empfindungen erscheinen jetzt als die „Elemente", aus denen die jederzeit komplexen Vorstellungen zusammengesetzt sind (S. 350). Diese Fassung ist in der 6. Auflage beibehalten. Von der Unzerlegbarkeit ist nicht mehr die Rede; an ihre Stelle ist der vieldeutigere Ausdruck „Elemente" getreten (vgl. Bd. 1, S. 409 u. Bd. 2, S. 386). In der

ist diese einfache, unzerlegbare Empfindung eine ganz überflüssige Abstraktion. Bei der ersten Klassifikation des Gegebenen ist sie jedenfalls ganz unzulässig.

§ 45. Übergänge zwischen Empfindungs- und Vorstellungsgignomenen. Bevor wir zu einer Kritik anderer Einteilungsversuche des Psychischen übergehen, sei noch kurz die Frage erörtert, ob die von uns vorgeschlagene Klassifikation absolut scharf ist, d. h. ob zwischen den Empfindungs- und den Vorstellungsgignomenen keine Übergänge existieren. Dabei muß ich vorausschicken, daß der Nachweis solcher Übergänge keineswegs ein Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit unserer Klassifikation involviert[1]; könnte doch z. B. sehr wohl die Möglichkeit vorliegen, daß das Psychische nirgends einen scharfen Schnitt zeigt, sondern allenthalben durch Übergänge verbunden ist.

Wenden wir das Kriterium der sinnlichen Lebhaftigkeit,

Empfindungslehre spricht denn auch Wundt allenthalben auch von solchen Prozessen als Empfindungen, welche er selbst als zusammengesetzt ansieht. So heißt es 6. Aufl. Bd. 2, S. 54 z. B., daß „bei der Mischung von Geruchseindrücken Empfindungen entstehen, die zwar in der Regel ihre Komponenten noch erkennen lassen, dabei aber doch keineswegs als bloße Addition derselben erscheinen". Offenbar hat also auch bei Wundt das natürliche Sprachgefühl, welches auch zusammengesetzte Empfindungen anerkennt, gesiegt. Übrigens hat auch Erdmann eine ähnliche Definition der Empfindung gegeben wie Wundt (Logik, 2. Aufl. Halle 1907, Bd. 1, S. 130).

[1] Diese unzutreffende Annahme finde ich bei Wundt, a. a. O. 6. Aufl., S. 405. Überhaupt wird Wundt hier unserer Lehre nicht gerecht, wenn er sie auf Einmengung einer erkenntnistheoretischen Reflexion zurückführt. Wir entlehnen umgekehrt unsere Einteilung aus der Psychologie und finden nur, daß sie sich, wie in der Psychologie, so auch in der Erkenntnistheorie besser als andere Einteilungen bewährt. Auch ist nicht, wie Wundt anzunehmen scheint, die geringere Intensität und Flüchtigkeit das psychologische Merkmal, auf welches wir unsere Unterscheidung gründen, sondern lediglich die sog. sinnliche Lebhaftigkeit (vgl. Buch II, S. 71). Wir betrachten daher auch die Halluzination, die Wundt als Gegeninstanz anführt, durchaus als Empfindung und nicht als Vorstellung!

das einzige, welches psychologisch unserer Einteilung zugrunde liegt, an, so ergibt sich, daß wir in der übergroßen Mehrzahl der Fälle mit Hilfe desselben rasch und bestimmt entscheiden können, ob Empfindung oder Vorstellung vorliegt. Gewiß treten sehr oft — bei den Wahrnehmungen unserer Nomenklatur (vgl. oben S. 85) — Empfindungen und Vorstellungen eng miteinander verbunden auf, so z. B. namentlich bei dem sog. Wiedererkennen, aber auch in solchen Fällen haben wir in der Regel keinen Zweifel über den Empfindungsanteil und über den Vorstellungsanteil. Nur in ganz bestimmten Ausnahmefällen ergeben sich wirkliche Zweifel, so daß die Vermutung auftauchen kann, daß Übergänge zwischen Empfindung und Vorstellung existieren. Diese Ausnahmefälle sind folgende: 1. die sog. Illusionen oder Pareidolien, 2. manche sehr schwache Empfindungen, 3. manche in ihrer Bedeutung sehr strittige Empfindungen, nämlich die sog. kinästhetischen Empfindungen und 4. die suggerierten oder anderweitig entstandenen Erinnerungstäuschungen. Im folgenden sollen diese Fälle wegen ihrer grundlegenden Bedeutung einzeln besprochen werden.

Unter Illusionen oder Pareidolien versteht man bekanntlich im wissenschaftlichen Sinn Empfindungen, welche dem gegebenen Reiz nicht in gewöhnlicher Weise, d. h. innerhalb normaler Grenzen, nach den v-Parallelgesetzen entsprechen, sondern irgendwie umgestaltet sind.[1] Diese Umgestaltung ist, wie eine genauere Analyse ergibt, dreifachen Ursprungs. Bald wird der Reiz auf seinem Weg von der Peripherie des Körpers bis zu den Empfindungssphären der Großhirnrinde irgendwie in ungewöhnlicher Weise modifiziert, bald findet er in den kortikalen Empfindungssphären selbst abnorme Be-

[1] Ich kann die Erörterung der Illusionen an dieser Stelle nur sehr abgekürzt geben. Eine eingehendere Erörterung findet man in meiner Psychiatrie, 4. Aufl. Leipzig 1911, S. 17 u. 38ff.

dingungen, bald erfährt er in denselben Empfindungssphären abnorme Einwirkungen von seiten der Vorstellungssphären.[1] In den beiden ersten Fällen, die größtenteils in rein pathologisches Gebiet fallen, erleidet die sinnliche Lebhaftigkeit keine Einbuße; der Empfindungscharakter ist ebenso deutlich und rein wie bei normalen Empfindungen. Anders im dritten Fall. Wie bekannt, kommt dieser auch bei gesunden Menschen gar nicht selten vor, so namentlich unter dem Einfluß des Affekts und einer dominierenden Vorstellung. Vor allem ist die Erwartung, bei der die beiden letztgenannten Momente zusammentreffen, dem Zustandekommen von Illusionen günstig. Auch eine allgemeine Unbestimmtheit des Reizes mit Bezug auf sein Erkennen bzw. Wiedererkennen, also der Mangel an Übereinstimmung der nicht-transformierten Empfindung mit einem bestimmten Erinnerungsbild — die Unschärfe der Empfindung[2] — begünstigt die dritte Entstehungsweise der Illusion. Fast noch günstiger als eine solche allgemeine Unschärfe ist eine partielle Schärfe im Sinn eines bestimmten Erinnerungsbildes[3] verbunden mit einer partiellen Unschärfe (Nicht-Übereinstimmung) mit Bezug auf dasselbe und andere Erinnerungsbilder. Man denke z. B. an Felsen, Wolken u. dgl., in die wir Köpfe oder ähnliches „hineinsehen".[4] Wir ergänzen dann geradezu bei der Illusion

[1] Wer eine räumliche Trennung der Empfindungs- und Vorstellungssphären nicht annimmt, müßte statt der Empfindungssphären und Vorstellungssphären die Empfindungselemente und Vorstellungselemente setzen.

[2] Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl. S. 262 u. 378 sowie S. 359 ff.

[3] „Assimilierbarkeit" im Sinn meiner Erörterungen Leitf. d. phys. Psych. S. 359 ff.

[4] Ich warne dabei nochmals vor der durch den populären Sprachgebrauch nahegelegten Verwechslung der Illusion mit der primären falschen „Deutung". Bei der letzteren wird die Empfindung nicht transformiert, sondern nur eine falsche Vorstellung an sie geknüpft.

die nicht-übereinstimmenden Teile im Sinn eines Erinnerungsbildes, mit dem einzelne Teile übereinstimmen. Endlich ist auch die persönliche Veranlagung von erheblichem Einfluß, insofern die Beeinflußbarkeit der Sinnessphären durch die Vorstellungssphären individuell in hohem Maße variiert.[1] Analysiert man nun irgendeinen Fall dieser dritten Kategorie genauer, so ergibt sich allerdings unzweifelhaft, daß die illusionierende Person oft nachträglich nicht imstande ist, scharf zwischen den drei Bestandteilen ihres Illusionserlebnisses zu unterscheiden, nämlich dem normalen Empfindungsanteil, dem im Sinn der Illusion unter dem Einfluß der transformierenden Vorstellung hinzugekommenen abnormen Empfindungsanteil und der transformierenden Vorstellung selbst. Auch wenn es gelegentlich einmal gelingt, während des illusionären Vorgangs Beobachtungen anzustellen, ist nach meinen Erfahrungen das Ergebnis dasselbe: nicht nur die beiden Empfindungsanteile gehen untrennbar ineinander über, sondern auch — und darauf kommt es hier an — die Empfindungsanteile, namentlich der illusionäre, lassen sich von der transformierenden Vorstellung als solcher nicht scharf abgrenzen. Hieraus ist offenbar nicht nur zu schließen, daß der Empfindungsprozeß E und der Vorstellungsprozeß V sich miteinander bis zu einer fast vollständigen Verschmelzung verknüpfen können und dabei E von V umgestaltet wird, sagen wir z. B. in E #

Dieses Verkennen findet ohne jede Illusion statt, hat also mit der letzteren nichts zu tun. Es ist nur richtig, daß die primäre falsche Deutung und die Illusion oft zusammenwirken, namentlich insofern die erstere für die letztere bestimmend ist. Über diese sog. illusionären Auslegungen vgl. meine Psychiatrie a. a. O. S. 42 u. 109. Daß die Illusion auch oft zu einer sekundären falschen Auslegung (Deutung) führt, ist selbstverständlich.

[1] Mit der sog. „Phantasie" deckt sich diese individuelle Eigenschaft nur zum Teil. Diese „Phantasie" bezieht sich nämlich einerseits auf die hier in Frage stehende Neigung der Vorstellungen, sinnlich lebhaft zu werden, andrerseits auf die sog. Kombinationsfähigkeit für konkrete Vorstellungen. Beides geht oft, aber keineswegs stets parallel.

E′ transformiert wird[1], sondern auch, daß die sinnliche Lebhaftigkeit von E′ zweifelhaft ist. Wir müssen also anerkennen, daß es Grade der sinnlichen Lebhaftigkeit gibt, die sich geltend machen, sobald Vorstellungen in bestimmte Beziehungen zu Empfindungen treten. Diese Grade der sinnlichen Lebhaftigkeit dürfen nicht mit Graden der Empfindungsintensität oder Graden der Empfindungsschärfe verwechselt werden. Sie sind von diesen beiden zum Teil abhängig, aber nicht mit ihnen identisch. Psychophysiologisch hat man sich wahrscheinlich zu denken, daß bei diesen Illusionen die Vorstellungselemente ausnahmsweise auf die Empfindungselemente miterregend wirken und daß der Grad dieser Miterregung innerhalb weiter Grenzen schwankt. Ich glaube, daß man von dem jetzt gewonnenen Standpunkt sogar noch einen Schritt weiter gehen kann und vermuten darf, daß auch bei dem gewöhnlichen Denken — also ganz abgesehen von dem Spezialfall der Illusionen —, insbesondere bei dem Künstler eine solche Miterregung und daher ein „Mitempfinden" von leichtester sinnlicher Lebhaftigkeit die Vorstellungen gelegentlich begleitet.

Wir gestehen also auf Grund dieser Analyse der Illusionen zu, daß das unterscheidende Merkmal zwischen Empfindung und Vorstellung, die sinnliche Lebhaftigkeit graduell ist und daher bis auf Null sich abstufen kann, so daß in der Nähe des Nullpunkts die Unterscheidung der Empfindung von der Vorstellung infolge des Versagens unserer Kategorialfunktion (vgl. Buch I, S. 226) unmöglich wird. Dagegen kann ein Übergang zwischen Empfindung und Vorstellung nur in dem Sinn zugegeben werden, als durch eine Vorstellung unter bestimmten Bedingungen Empfindungen bzw. Empfindungsveränderungen (E′) zustande

[1] Das Zeichen ⧺ soll wieder im Gegensatz zum +-Zeichen bedeuten, daß es sich um keine einfache Addition, sondern um eine hinzukommende Veränderung handelt.

kommen können, deren sinnliche Lebhaftigkeit noch unterhalb des normalen Grades, wie er bei der gewöhnlichen zentripetalen Reizung der Empfindungselemente stets gefunden wird, liegen und sich bis auf Null abstufen kann. Von einem Übergang des einen Prozesses in den anderen kann keine Rede sein. Wenn die sinnliche Lebhaftigkeit einer isolierten Empfindung mehr und mehr abnimmt und schließlich in Null übergeht, so verwandelt sich die Empfindung nicht etwa in die entsprechende Vorstellung, sondern dann bleibt nichts — weder Empfindung noch Vorstellung — übrig. Und ebenso verschwindet die Vorstellung nicht etwa, wenn in der oben beschriebenen Weise ein Mitempfinden von einer mehr und mehr anwachsenden sinnlichen Lebhaftigkeit hinzukommt, sondern sie bleibt als solche bestehen. Mit einem Wort: bei den vermeintlichen Übergängen handelt es sich nur um Verknüpfungen in variablen Lebhaftigkeitsverhältnissen.[1] Damit fällt jedes Recht weg, diese sog. „Übergänge" gegen unsere Klassifikation ins Feld zu führen. Zugleich aber ergibt sich, in welchem Sinn die letztere nur als absolut scharf bezeichnet werden kann.

Zu ganz demselben Ergebnis führt die Analyse der oben S. 89 angeführten psychischen Vorgänge bei sehr schwachen Empfindungen. Bekanntlich sind wir, wenn Reize, die in der Nähe der Reizschwelle gelegen sind, auf uns einwirken, zuweilen nicht imstande zu unterscheiden, ob wir beispielsweise eine Berührung wirklich empfunden oder uns nur vorgestellt haben. Besonders schwierig wird die Unterscheidung namentlich dann, wenn Suggestionen — Fremd- oder Autosuggestionen — im Spiele

[1] Eine ganz analoge Darlegung läßt sich für die Anknüpfung von Vorstellungen variabler Lebhaftigkeit an Empfindungen geben. Leider muß ich auf dieselbe, so interessant sie auch ist, an dieser Stelle verzichten.

sind.[1] Ich will an dieser Stelle ganz unerörtert lassen, ob hierbei nicht stets die soeben besprochenen Illusionen dergestalt beteiligt sind, daß dieser Fall sich auf den ersten reduziert. Jedenfalls erklärt sich die Tatsache, daß eine sehr wenig intensive Empfindung mit einer Vorstellung verwechselt werden kann, daraus, daß das sinnlich wenig lebhafte Mitempfinden, welches, wie soeben besprochen, eine Vorstellung begleiten kann, von uns mit einer sehr intensitätsschwachen Empfindung verwechselt wird. Die Verwechslung beruht also ganz wie bei den Illusionen auf dem Bindeglied, welches sich in Gestalt sinnlich wenig lebhafter Mitempfindungen, welche die Vorstellungen begleiten, zwischen die letzteren und die Empfindungen selbst schiebt. Wir sind nur gezwungen anzunehmen, daß Schwäche der Empfindungsintensität und Schwäche der sinnlichen Lebhaftigkeit der Empfindung eine gewisse Ähnlichkeit besitzen und daher leicht von unserer Kategorialfunktion verwechselt werden. Solche Verwechslungen kommen allenthalben in der Nähe von Grenzen vor — man denke z. B. an die Schwierigkeit der Unterscheidung sehr tiefer Tonempfindungen von Tastempfindungen — und sind daher nicht befremdlich. Ein Übergang von Empfindungen in Vorstellungen wird auch durch diese Beobachtungen in keiner Weise dargetan.

Bezüglich der oben S. 89 an dritter Stelle genannten sog. kinästhetischen „Empfindungen" — Lage- und Bewegungs„empfindungen" — lehrt eine sorgfältigere Analyse, daß die Bezeichnung insofern unzutreffend ist, als sich die sog. kinästhetischen „Empfindungen" ausnahmslos in mechanische Empfindungen (arthrische Empfindungen) und Vorstellungen der Lage und Be-

[1] Ich erinnere z. B. an die Punktversuche von Kosog (Beitr. z. Psych. d. Aussage 1905, Bd. 2, S. 99) bei Volksschülern, wobei sich im Gebiet der optischen Reizschwelle die Suggestion in 65 % der Fälle wirksam erwies.

wegung zerlegen lassen.[1] Die Tatsache, daß wir auf kinästhetischem Gebiet über die Grenze von Empfindung und Vorstellung zweifelhaft sind, berechtigt also nur zu dem Schluß, daß Empfindung und Vorstellung zuweilen so eng miteinander verschmelzen können, daß wir in dem resultierenden Prozeß ohne besondere Hilfsmittel Empfindung und Vorstellung nicht sicher voneinander unterscheiden können. Das Vorkommen solcher Verschmelzungen ist selbstverständlich vom allergrößten Interesse für die Psychologie, beweist aber wiederum gar nichts für das Vorkommen von Übergangsstufen zwischen Empfindung und Vorstellung.

Noch weniger können endlich die oben S. 89 an vierter Stelle angeführten Erinnerungstäuschungen als solche Übergangsstufen aufgefaßt werden. Bei diesen Erinnerungstäuschungen[2] handelt es sich bekanntlich um Phantasievorstellungen eines nicht-stattgehabten Erlebnisses, die mit solcher Lebhaftigkeit auftreten, daß sie von Erinnerungsbildern eines wirklichen Erlebnisses nicht unterschieden werden können und daher auch in der Tat Geisteskranken fast stets, Gesunden zuweilen ein wirkliches Erlebnis vortäuschen. Die Lebhaftigkeit der Phantasievorstellung ist in diesen Fällen nicht die sinnliche Lebhaftigkeit der Empfindung bzw. Illusion, sondern nur die Lebhaftigkeit des unmittelbaren Erinnerungsbilds.[3]

[1] Vgl. Ziehen, Experimentelle Untersuchungen über die räumlichen Eigenschaften einiger Empfindungsgruppen in Fortschr. d. Psych. u. ihrer Anwend. 1914, Bd. 1, S. 227—337 u. Erk.theorie 1913, S. 109ff.

[2] Bezüglich aller Einzelheiten verweise ich auf meine Psychiatrie 4. Aufl. S. 121ff.

[3] Ich will übrigens nicht ausschließen, daß diese Lebhaftigkeit frischer, unmittelbarer Erinnerungsbilder, der normalen wie der pathologischen (der Erinnerungstäuschungen), mit der sehr schwachen sinnlichen Lebhaftigkeit, welche zuweilen die Vorstellungen begleitet (vgl. oben S. 92), verwandt sein könnte. Wir hätten dann anzunehmen, daß das frische Erinnerungsbild noch von einer nach-

Hier kommt also eine Verwechslung von Empfindung und Vorstellung gar nicht in Frage, sondern nur eine solche zwischen Erinnerungsbild und Phantasievorstellung. Die letztere Verwechslung bietet nun zwar ebenfalls ein außerordentliches psychologisches Interesse, kann aber als Übergang zwischen Empfindung und Vorstellung nicht in Frage kommen.

Wir fassen also die Ergebnisse dieser Untersuchung dahin zusammen, daß Übergangsstufen zwischen Empfindung und Vorstellung im strengen Sinn nicht nachzuweisen sind und nur durch Verknüpfungen von Vorstellungen mit schwachen Mitempfindungen und Verschmelzungen von Vorstellungen mit Empfindungen vorgetäuscht werden.

§ 46. Andere Haupteinteilungen. Soweit andere Haupteinteilungen von der hier vertretenen darin abweichen, daß sie die Urteils- oder die Gefühls- oder die Willensvorgänge neben die Empfindungen und Vorstellungen als selbständige und koordinierte Hauptgruppe hinstellen, sind sie bereits in § 44 zur Sprache gekommen und werden bei der Betrachtung der bezüglichen Vorgänge noch einer eingehenden Kritik unterzogen werden. Es kommen daher hier für unsere Besprechung nur diejenigen Einteilungen in Betracht, welche innerhalb der Empfindungs-Vorstellungs-Reihe die Scheidelinie anders ziehen als wir. Unter diesen beansprucht nur eine einzige wegen der Namhaftigkeit ihrer Vertreter an dieser Stelle eingehende Berücksichtigung. Es ist dies diejenige Einteilung, welche die Grenzlinie zwischen den Empfindungen und primären Erinnerungsbildern einerseits und den abgeleiteten, d. h. nicht-primären Vorstellungen

klingenden Mitempfindungserregung in dem oben erörterten Sinn begleitet ist. Für die Argumentation im Text wären dann die Erörterungen oben S. 93 einzusetzen.

andrerseits zieht und also die primären Erinnerungsbilder aus den Vorstellungen wegnimmt und zu den Empfindungen stellt.

Diese Einteilung geht bis in das Altertum zurück. Schon Aristoteles unterschied zwar im Prinzip zwischen αἰcθητὰ und νοητὰ wie wir[1], schob dann jedoch die φαντάcματα[2], die bei ihm mit den primären Erinnerungsbildern identisch sind, aber freilich auch noch ihre ersten Umgestaltungen und Kombinationen umfassen, zwischen die αἰcθητὰ und die νοητὰ ein. Er ist sogar geneigt, sie zu den ersteren zu stellen: „τὰ φαντάcματα ὥcπερ αἰcθήματά ἐcτι, πλὴν ἄνευ ὕλης".[3] Er frägt dann selbst: „τὰ δὲ πρῶτα νοήματα τίνι διοίcει τοῦ μὴ φαντάcματα εἶναι;" und fügt hinzu: „ἢ οὐδὲ τἆλλα φαντάcματα, ἀλλ' οὐκ ἄνευ φανταcμάτων." Dabei hat er vorher zu zeigen versucht, daß die φαντακία weder αἴcθηcιc noch νοῦc noch ἐπιcτήμη noch δόξα noch eine cυμπλοκὴ δόξης καὶ αἰcθήcεωc ist, und schließlich die φαντακία als eine „κίνηcίc τιc" definiert, womit höchstens die latenten Erinnerungsbilder einigermaßen richtig charakterisiert sind. An einer anderen Stelle[4] heißt es — allerdings in hypothetischer und eingeschränkter Form, aber doch wohl im Sinne des Aristoteles —: „εἰ δ' ἐcτὶ καὶ τοῦτο (nämlich das νοεῖν)

[1] De anima, Akad. Ausg. 431b.

[2] Der Nebenbegriff der Neukombination, den wir gewöhnlich mit dem Wort Phantasie verbinden, war für die aristotelische φαντακία noch kein notwendiges Merkmal. Vgl. Freudenthal, Über den Begriff des Wortes φαντακία bei Aristoteles, Diss. Göttingen 1863, S. 15ff. und Brentano, Psych. des Aristoteles. Mainz 1867, S. 102.

[3] a. a. O. 432a. Wie bedeutungslos dies ἄνευ ὕλης als Unterscheidungsmerkmal zwischen αἴcθημα und φαντακία ist, geht schon daraus hervor, daß nach Aristoteles auch die αἴcθηcιc der ὕλη entbehrt (424a). Nur durch eine — nicht einmal überall durchführbare — Unterscheidung von αἴcθηcιc und αἴcθημα und αἰcθητὸν und einer φαντακία αἰcθητικὴ von einer φαντακία λογιcτικὴ (433b u. 702a) kann man den Widerspruch mit Bezug auf diesen Punkt einigermaßen wegerklären.

[4] a. a. O. 403a. Vgl. auch 427b.

φαντασία τις ἢ μὴ ἄνευ φαντασίας . . .", und anderseits wird die φαντασία doch als eine αἴσθησις ἀσθενὴς bezeichnet.[1] Diese anscheinende Unklarheit der Stellung bzw. Zwischenstellung der primären Erinnerungsbilder bei Aristoteles hat dann zu jahrhundertelangem Schwanken geführt. Meist beließ man den primären Erinnerungsbildern eine Mittelstellung zwischen Empfindung und Vorstellung (s. str.).[2] Es spiegelt sich dies unter anderem schon darin wider, daß man meistens im Gehirn der φαντασία eine besondere Hirnhöhle einräumte. Ihr Maximum erreicht die Unklarheit der Lehre von der „Phantasie" in der Scholastik, zumal hier noch die terminologische Konfusion der phantasia mit der „imaginatio" und der „aestimatio" hinzukam.[3] Im ganzen herrschte aber doch wohl die Ansicht vor, daß die phantasia zur sinnlichen Seele gehöre.

In der neueren Philosophie hat sich diese letztere Tendenz dann mehr und mehr verstärkt. Ich erinnere nur beispielsweise daran, daß Descartes[4] nur den impressiones memoriae, nicht aber den Allgemeinbegriffen usf. Beziehungen zum Gehirn, vestigia in filamentis cerebri zuschrieb und dadurch die Trennungslinie zwischen den sog. höheren Vorstellungen und den primären Erinnerungsbildern verschärfte und die Grenze zwischen den letzteren und den Empfindungen verwischte. Empfindung (perceptio) und primäres Erinnerungsbild (imaginatio) unterscheiden sich für Cartesius im wesentlichen nur dadurch,

[1] Rhetor. 1370a.

[2] Vgl. z. B. die Unterscheidung Galens (ed. Kühn, Leipzig 1824, Bd. 7, S. 60 u. 19, S. 305) zwischen φανταστικὴ und διανοητικὴ ἐνέργεια.

[3] Vgl. z. B. Arth. Schneider, Die Psychologie Alberts des Großen, Teil 1, Münster 1903, S. 154ff.

[4] Mit dem Wort cogitationes faßt Descartes bekanntlich Empfindungen und Erinnerungsbilder und sog. höhere Vorstellungen, überhaupt alles Psychische zusammen. Vgl. z. B. Princ. philosoph. IV, 189.

daß sich bei jener die Seele passiv, bei diesem aktiv verhält.[1] Die neben der idealistischen Philosophie sich entwickelnde sog. empiristische und skeptische Philosophie wirkt dieser Tendenz durchaus nicht entgegen. Denn wenn sie auch einerseits durch Herleitung aller Vorstellungen aus den Empfindungen die Kluft zwischen den „höheren" Vorstellungen und den primären Erinnerungsbildern überbrückte, so verwischte sie doch anderseits auch die Grenzlinie der letzteren gegen die Empfindungen, indem sie meistens lehrte, daß die Erinnerungsbilder nur abgeschwächte Vorstellungen seien. So kam denn schließlich in der Wolffschen Psychologie die Lehre von der Zusammengehörigkeit der Empfindungen und der primären Erinnerungsbilder zum unverhohlenen Ausdruck. Wolff spricht nicht nur von der Ähnlichkeit, sondern geradezu von der „Identität" der phantasmata, d. h. der primären Erinnerungsbilder, und der sensationes sive ideae sensuales, d. h. der Empfindungen.[2] Die Erinnerungsbilder fallen mit den Empfindungen ganz in das Bereich des unteren Erkenntnisvermögens.[3] Kant hat diese Auffassung bekanntlich gleichfalls übernommen. Die Einbildungskraft (facultas imaginandi) gehört mit den Empfindungen zur „Sinnlichkeit" oder dem „unteren (sinnlichen) Erkenntnisvermögen".[4] Er tadelt die Leibnitz-Wolffsche Schule nur deshalb, weil sie das Merkmal der Sinnlichkeit gegenüber der Intellektualität nur „in der

[1] A. Koch, Die Psychologie Descartes', München 1881, S. 228, Anm. 2, hebt übrigens mit Recht hervor, daß auch diese Unterscheidung erst in den späteren Schriften durchgeführt wird. In den früheren ist die Seele in der imaginatio aktiv und passiv.

[2] Vgl. z. B. Psychol. rationalis § 83ff. u. 178ff. Man darf sich im übrigen nicht durch den unzweckmäßigen Gebrauch des Worts imago bei Wolff täuschen lassen. Während imaginari, imaginatio nur von den phantasmata gesagt wird, umfaßt das Wort imago auch die Empfindungen (vgl. § 85, 81 u. 179).

[3] Psychol. empir § 93 ff.

[4] Anthropologie§ 7 u. 25 (Hart. Ausg. 1868, Bd. 7, S. 451 u. 481).

Undeutlichkeit der Vorstellungen" setze und somit nur einen „formalen (logischen) Unterschied" statt des „realen (psychologischen)" angebe und die Sinnlichkeit nur durch einen „Mangel", also negativ charakterisiere. Wie berechtigt dieser letzte Tadel ist, ergibt sich schon daraus, daß wir rein-phänomenologisch weit eher umgekehrt die Empfindung als „deutlich" bezeichnen würden. Indes Kants eigenes Unterscheidungsmerkmal, mit dem auch die Zusammenstellung der Erinnerungsbilder mit den Empfindungen steht und fällt, ist ebensowenig real oder psychologisch und noch dazu unzutreffend. Er sagt nämlich: „Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüt leidend verhält, durch welche also das Subjekt affiziert wird ..., gehören zum sinnlichen; diejenigen aber, welche ein bloßes Tun (das Denken) enthalten, zum intellektuellen Erkenntnisvermögen." Real (psychologisch) ist dieses Merkmal nicht, weil es metaphysische bzw. erkenntnistheoretische Hypothesen (Affiziertwerden eines Subjekts) voraussetzt, sachlich unrichtig, weil sich nach Kants eigenen weiteren Ausführungen[1] die Einbildungskraft nicht nur leidend verhält, sondern auch „schöpferisch" tätig ist. Wir müssen doch fragen, inwiefern diese „schöpferische" Tätigkeit (oder wie man sie sonst nennen will) kein „Tun" ist. Nur weil sie aus der Assoziation[2] hervorgeht? Dann müßte doch wenigstens angegeben werden, weshalb die Assoziation kein „Tun" ist bzw. worin sie sich vom Tun unterscheidet. Offenbar läßt sich die Kantsche Unterscheidung höchstens dadurch wenigstens vorläufig retten, daß man viel strenger als Kant die Einbildungskraft ausschließlich auf die unveränderte Reproduktion der primären Erinnerungsbilder beschränkt und an Stelle

[1] Vgl. § 29 u. 30.

[2] Vgl. § 29 B und 32. An letzterer Stelle weichen übrigens die beiden Ausgaben in der Fassung etwas voneinander ab.

der Passivität eben dies Unverändertbleiben, also an Stelle des Tuns das Verändertwerden (z. B. Zusammengefaßtwerden zu Allgemeinvorstellungen, Neukombiniertwerden zu Phantasievorstellungen usf.) setzt. Es wird sich bald ergeben, daß die neueste Einteilungstheorie zugunsten der Zusammenfassung der primären Erinnerungsbilder mit den Empfindungen in der Tat zum Teil hier angeknüpft hat.

Nach Kant hat man sich viele Jahrzehnte hindurch wenig mit unserer Frage beschäftigt. Nur hat sich allmählich unter dem Einfluß der empirischen und namentlich der physiologischen Psychologie eine Opposition gegen die in Rede stehende Zusammenfassung geltend gemacht. Es ist z. B. sehr charakteristisch, daß selbst Wundt, der doch in der Terminologie, wie wir oben sahen (S. 86), die primären Erinnerungsbilder mit den Empfindungen als „Vorstellungen" zusammenfaßt, in der sachlichen Darstellung beide fast völlig trennt. Erst in der letzten Zeit ist wiederum eine Reaktion eingetreten. Am klarsten ist diese neueste Lehre von der Zusammengehörigkeit der primären Erinnerungsbilder und der Empfindungen in der Abhandlung Stumpfs „Erscheinungen und psychische Funktionen"[1] vertreten worden. Ich will daher auch die ganze weitere Kritik dieser von der meinigen abweichenden Einteilung an die Stumpfsche Abhandlung anknüpfen.

Stumpf unterscheidet „Erscheinungen" und „psychische Funktionen". Das Wort Erscheinungen gebraucht er als gemeinschaftliche Bezeichnung für die „Inhalte der Sinnesempfindungen" und für „die gleichnamigen Gedächtnisbilder, die bloß vorgestellten Farben, Töne usw." Die räumliche Ausdehnung und Verteilung der Gesichts- und Berührungseindrücke wird zu den Sinnesinhalten gerechnet, ebenso —

[1] Abh. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. v. J. 1906, Berlin 1907.

wenn auch unter einigem Vorbehalt — die Temporalität (zeitliche Dauer und Folge). Das sog. Lust- und Schmerzmoment der Empfindungen will Stumpf in seiner Abhandlung beiseite lassen, er hätte jedoch „nichts einzuwenden, wenn man auch die rein sinnliche Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit einfach den Erscheinungen zuordnet, nicht als Attribute, sondern als besondere Klasse." „Die Verhältnisse zwischen Erscheinungen sind uns in und mit je zwei Erscheinungen gegeben, nicht von uns hineingelegt, sondern darin oder daran wahrgenommen. Sie gehören zum Material der intellektuellen Funktionen, sind nicht selbst Funktionen noch auch Erzeugnisse von solchen." Die Gedächtnisbilder nennt Stumpf auch Erscheinungen zweiter Ordnung, die Inhalte der Sinnesempfindungen Erscheinungen erster Ordnung. Demgegenüber bezeichnet er als psychische Funktionen (Akte, Zustände, Erlebnisse) das Bemerken von Erscheinungen und ihren Verhältnissen, das Zusammenfassen von Erscheinungen zu Komplexen, die Begriffsbildung, das Auffassen und Urteilen, die Gemütsbewegungen, das Begehren und Wollen. Damit soll, wie Stumpf selbst sagt, nicht eine scharfe und erschöpfende Klassifikation gegeben sein, sondern nur eine Übersicht der wichtigsten Beispiele. Ausdrücklich betont Stumpf, daß er hier unter Funktion nicht die Folge eines Vorgangs verstehe, sondern die Tätigkeit, den Vorgang, das Erlebnis selbst.

So weit die Lehre Stumpfs. Die Zusammenfassung der Empfindungen mit den gleichnamigen Gedächtnisbildern ist derjenige Punkt seiner Lehre, der hier in Frage kommt. Andere Punkte sind teils früher schon berührt worden, teils haben sie keine Beziehung zur Grundlegung der Psychologie.

Worauf gründet Stumpf nun die in Frage stehende Zusammenfassung? Ich will im folgenden versuchen

nachzuweisen, daß er sie nicht ausreichend begründet, ja uns nicht einmal klar ein gemeinsames Merkmal für Empfindungen und Erinnerungsbilder angibt.

Mein erstes Bedenken richtet sich schon dagegen, daß uns nicht bestimmt gesagt wird, was eingeteilt wird. Soll die Einteilung dasjenige betreffen, was sich durch erkenntnistheoretische Zerlegung aus dem Gegebenen ergeben hat, oder das unzerlegte Gegebene selbst? Im ersteren Fall wäre die Darstellung der erkenntnistheoretischen Zerlegung selbst unentbehrlich gewesen. Ich nehme also im Sinn der zweiten Alternative an, daß das Gegebene unzerlegt, d. h. nicht in Bestandteile zerlegt, eingeteilt werden soll. Wie können aber dann die „Inhalte" der Sinnesempfindungen als ein Glied der Einteilung erscheinen? Kommen denn irgendwo im Gegebenen Inhalte isoliert vor? Auch darf man doch billig fragen, weshalb die Empfindungen in der Einteilung nur mit ihren Inhalten vertreten sind, die Begriffe usw. aber als solche in toto. Es liegt ja auf der Hand, daß damit das „Bemerken" der Erscheinungen für die Funktionen von vornherein reserviert und den Erscheinungen der Charakter des Vorgangs versperrt werden soll. Was berechtigt aber zu dieser Trennung des Inhalts vom Bemerken? Im Gegebenen kommt eine solche Trennung nicht vor, und es sollte doch und muß doch das Gegebene so, wie es ist, zunächst eingeteilt werden, ohne Hypothese und ohne Abstraktion. Darauf könnte man vom Standpunkt Stumpfs nur erwidern[1], daß man sich an die

[1] Ausdrücklich bemerke ich, daß ich den Einwand nicht erhebe, daß nach Stumpf selbst es noch strittig ist, ob die Funktionen überhaupt unmittelbar gegeben oder nur aus den Erscheinungen abstrahiert sind; denn es ist in der Tat unzweifelhaft, daß die Erscheinungen zur vollständigen Beschreibung des Gegebenen nicht ausreichen, daß wir also z. B. beim Urteilen usf. mehr als Erscheinungen erfahren. Allerdings nehme ich nicht, wie Stumpf (a. a. O. S. 7), an, daß dabei eine besondere „Wahrnehmung und Beobachtung" stattfindet,

Worte „Inhalt" und „Bemerken" nicht klammern dürfe, sondern sich an den sachlichen Unterschied halten müsse, und daß ein solcher zwischen den Erscheinungen, speziell auch den Empfindungsinhalten, und den Funktionen, speziell auch dem „Bemerken" auch unabhängig von jeder Abstraktion jedenfalls bestehe.

Damit gelangen wir zu meinem zweiten und hauptsächlichen Bedenken: die von Stumpf angegebenen Unterscheidungsmerkmale zwischen Erscheinungen und Funktionen versagen. Allerdings erklärt Stumpf[1], der Unterschied zwischen beiden sei „der schärfste, den wir kennen"; kein Prädikat der Erscheinungswelt (es sei denn die Zeit) komme den psychischen Funktionen zu und umgekehrt. Beispielsweise führt er die Intensität als Eigenschaft der Erscheinungen und auf Seiten der Funktionen die Deutlichkeit der Wahrnehmungen[2] (d. h. eben jener Vorgänge des „Bemerkens"), die Evidenz der Urteile, die Allgemeinheitsstufen der Begriffe an. Ich will davon absehen, daß Stumpf bezüglich der Intensität im Hinblick auf die Intensität der Affekte, die er zu den Funktionen rechnet, zu der Hilfsannahme gezwungen ist, es werde sich dabei nur „um eine Analogie, nicht um Intensität im identischen Sinne handeln", und daß beispielsweise der Inhalt der vorgestellten Gedächtnisbilder, die Stumpf zu den Erscheinungen zählt, doch in dem Inhalt der Begriffe wiederkehrt bzw. dieser in jenem. Selbst wenn man einen Augenblick das von Stumpf behauptete Fehlen verbindender Merkmale zugeben wollte, so wäre damit die Abgrenzung der Erscheinungen gegen die Funktionen und speziell die Zusammenfassung der Gedächtnis-

sondern ich behaupte, daß es sich dabei um ein Erleben von Vorgängen handelt wie bei dem Erleben der Empfindungen. Man darf nur gerade hier nicht das mißdeutige Wort „Funktionen" in anderem Sinn nehmen als für die Vorgänge: Urteil, Affekt usf. selbst, vor allem nicht etwa noch an einen Akt neben dem Vorgang denken.

[1] a. a. O. S. 11 (Sep. Abdr.). [2] a. a. O. S. 16.

bilder mit den Empfindungen zu einer Klasse noch nicht genügend gerechtfertigt. Ich vermisse die positive Angabe eines gemeinsamen Merkmals einerseits für die Erscheinungen, anderseits für die Funktionen oder wenigstens für die eine der beiden Reihen.

Über diesen entscheidenden Mangel hilft auch der Umstand nicht hinweg, daß der Begriff der psychischen Funktionen mit dem der Erscheinungen, wie Stumpf es ausdrückt[1], „nicht durch eine logische Notwendigkeit verknüpft ist". Das Fehlen einer solchen Verknüpfung wird gern zugestanden; ich würde höchstens bezweifeln, ob selbst zu einem Ton mit „begrifflicher Notwendigkeit" die Merkmale: Höhe, Stärke u. dgl. gehören, und nur von einer empirisch gegebenen regelmäßigen Kombination sprechen; aber der Unterschied, auf den es Stumpf ankommt, ist unzweifelhaft vorhanden: der Ton ist ohne diese Merkmale uns niemals gegeben, wir können ihn uns daher ohne diese Merkmale auch nicht vorstellen, während das Merkmal des Wahrgenommenwerdens nicht dazu gehört. Ich frage aber, ob dieser Unterschied nicht auch die Gedächtnisbilder gegenüber den Empfindungen charakterisiert. Das Merkmal des Behaltenwerdens gehört ebensowenig zum Begriff der Empfindung, z. B. zum Ton notwendig hinzu.[2] Es unterscheidet ebensowenig wie das Bemerktwerden einen Ton vom andern. Auch diese logische Verknüpfung ist also kein unterscheidendes gemeinsames Merkmal. Das Fehlen der logischen Verknüpfungen findet sich nicht nur zwischen Erscheinungen und Funktionen, sondern auch zwischen Empfindungen und Gedächtnisbildern, also innerhalb der Erscheinungen. Warum soll also die

[1] a. a. O. S. 11.

[2] Umgekehrt ist selbstverständlich die Empfindung Voraussetzung der Erinnerung, aber diesen Tatbestand kann Stumpf nicht meinen; denn in diesem Sinn sind natürlich die Erscheinungen auch Voraussetzungen des Bemerktwerdens usf.

Grenze zwischen Erscheinungen und Funktionen, warum nicht zwischen Empfindungen und Gedächtnisbildern gezogen werden? Warum sollen gerade die beiden letzteren zusammengefaßt werden?

Stumpf führt auch „die gegenseitig unabhängige Veränderlichkeit"[1] an. Er hält es unter manchen Vorbehalten für wahrscheinlich, daß Erscheinungen und Funktionen „in gewissen Grenzen gegenseitig unabhängig veränderlich sind", d. h. „daß an einer individuellen Erscheinung durch die Veränderung des funktionellen Verhaltens sich nicht notwendig irgend etwas zu verändern brauche, und daß sich umgekehrt an einer individuellen Erscheinung etwas ohne Veränderung der Funktion verändern könne." Ich halte die von Stumpf angeführten Beispiele offen gestanden nicht für beweiskräftig[2], will aber trotzdem einmal annehmen, daß in manchen Fällen dieser Nachweis gelungen sei. Was ergibt sich daraus? Wenn Stumpf daraus nur die „Anerkennung psychischer Funktionen als Bewußtseinstatsachen überhaupt" herleiten will, so hätten wir ihm diese — auch vom assoziationspsychologischen Standpunkt aus — auch ohne diesen strittigen Nachweis zugestanden. Dagegen rechtfertigt dieser Nachweis, auch wenn er wirklich gelungen wäre, durchaus nicht die Zusammenfassung der Empfindungen mit den Gedächtnisbildern und das Ziehen einer scharfen Trennungslinie zwischen diesen beiden einerseits und den sog. Funktionen anderseits. Ganz abgesehen davon, daß sich nach Stumpfs eigenem Zugeständnis in vielen Fällen eine gegenseitig abhängige Veränderlichkeit der Erscheinungen und der Funktionen nachweisen läßt, finden

[1] a. a. O. S. 15.

[2] Ich darf wohl ausdrücklich hervorheben, daß gerade diese Ausführungen Stumpfs durch ihre klare und scharfsinnige Formulierung der Probleme — einerlei wie die Antworten schließlich ausfallen mögen — das ganze Forschungsgebiet in außerordentlichem Maß aufgehellt haben.

sich innerhalb der Erscheinungswelt gleichfalls zahlreiche Beispiele gegenseitig unabhängiger Veränderlichkeit, — Beispiele, für welche ein solcher Nachweis mir viel sicherer erbracht zu sein scheint. So ändert sich doch schwerlich irgendeine Empfindung jedesmal, wenn dieses oder jenes Erinnerungsbild hinzutritt. Wir müssen also wiederum fragen: warum gerade zwischen Funktionen und Erscheinungen die Trennungslinie, warum die Zusammenfassung der Erinnerungsbilder mit den Empfindungen? wo ist das gemeinsame Merkmal der Erscheinungen einerseits, der Funktionen anderseits? Weshalb und wieso sind die Funktionen „von anderer Gattung", weshalb und in welchem Sinn machen sie gar den „Kern des psychischen Lebens", „sein eigentliches Wesen" aus, die Erscheinungen aber „nur die Schale"? Woher stammt gar noch ein solcher Wertunterschied oder solch eine nähere Beziehung der Funktionen zum Psychischen? denn das eine oder das andere oder beides soll doch wohl der Vergleich mit Kern und Schale bedeuten. Wir lassen die Alternative, welche Stumpf aufstellt[1]: das Psychische restlos in Erscheinungen und ihren Verknüpfungen aufgehen zu lassen oder in den Funktionen mit allen ihren Gebilden[2] das eigentliche Wesen des psychischen Lebens zu erblicken, nicht gelten und geben zwar unbedingt zu, daß die Erscheinungen (immer im Stumpfschen Sinne) das psychische Leben nicht erschöpfen, daß auch Funktionen existieren, bestreiten aber, daß diese letzteren von den ersteren toto genere verschieden sind und den eigentlichen Kern des psychischen Lebens ausmachen.[3] Ich

[1] a. a. O. S. 39.

[2] Über diese „Gebilde" vgl. auch Buch I, S. 95.

[3] Stumpf deutet sogar an, daß vielleicht alle speziellen Lokalisationen im Gehirn sich nur auf Erscheinungen und deren Verknüpfungen (Assoziationen) beziehen könnten, eine Anschauung, die bekanntlich mutatis mutandis auch Descartes vertreten hat. Dabei scheint er eine Lokalisation „in ganz anderem Sinn" auch für die

sehe nicht ein, inwiefern die Anerkennung der Funktionen als von den Empfindungen und Erinnerungsbildern verschiedener Prozesse etwa zu dem Schluß zwingen sollte, daß eine solche totale Verschiedenheit und solch eine ungleiche Beziehung zum Wesen des psychischen Lebens besteht. Wenn c und d als verschieden von a und b anerkannt werden, kann immer noch zwischen b und c und d eine engere Verwandtschaft bestehen als zwischen a und b.

Vielleicht könnte man aber dem Mangel eines gemeinsamen Merkmals der Funktionen gegenüber den Erscheinungen dadurch abhelfen und den daran geknüpften Bedenken dadurch begegnen, daß man den bereits erwähnten Tätigkeits- oder Aktcharakter zu Hilfe nimmt und diesen den Funktionen zu- und den Erscheinungen abspricht. Wenn auch in der weiteren Argumentation Stumpfs dieses Moment mehr zurücktritt und er S. 4 sogar ausdrücklich auch „Zustände, Erlebnisse" als psychische Funktionen anführt, so glaube ich doch aus den einleitenden Erläuterungen[1] schließen zu müssen, daß Stumpf auch dieser Tätigkeitscharakter wahrscheinlich als ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal vorgeschwebt hat. Jedenfalls — selbst wenn dies nicht zutreffen sollte[2] — sind wir verpflichtet zu prüfen, nachdem die anderen

Funktionen anzunehmen. Ich fürchte, daß wir damit zu einem Rückfall in die alte Flourenssche Lehre gelangen. [1] S. 5ff.

[2] Es kommt hinzu, daß andere, z. B. Külpe, das Aktivitätsmoment in den Vordergrund stellen und als charakteristisch für die Stumpfsche zweite Klasse ansehen. Die Vorgänge der letzteren werden daher denn auch oft direkt als „Akte" bezeichnet. Wenn sie daneben gelegentlich auch Funktionen genannt werden, so muß man beachten, daß damit wohl dieselben Vorgänge gemeint werden, wie Stumpf sie mit seinen Funktionen meint, daß aber die allgemeine Bedeutung des Begriffs eine etwas andere geworden ist. Vgl. Külpe, Internat. Mon.schr. f. Wiss. etc. 1912, Bd. 6, S. 1069 u. die Realisierung Leipzig 1912, Bd. 1, S. 173. Endlich hat bei Koffka, Messer u. a. der Funktionsbegriff sich total verschoben, indem sie ihn für etwas brauchen, das gar nicht unmittelbar erlebt, sondern nur zur Erklä-

Unterscheidungsmerkmale versagt haben, ob nicht etwa doch durch dieses Merkmal die Zusammenfassung der Empfindungen mit den primären Erinnerungsbildern und die Trennung der letzteren von den „Funktionen" zu rechtfertigen ist. Damit nimmt die Stumpfsche Einteilung im wesentlichen die Gestalt derjenigen an, welche wir oben (S. 100) bereits bei Kant kennen gelernt haben. Die Passivität des sinnlichen (unteren) Erkenntnisvermögens wird der Aktivität des intellektuellen (oberen) gegenübergestellt. Die Aktualität (vgl. § 43b) wird gewissermaßen auf letzteres, auf die Funktionen beschränkt. Nur sind die mit der alten Vermögenslehre zusammenhängenden Mängel abgestreift. Auf den ersten Blick hat dies Merkmal fast etwas Bestechendes. Bei dem „Bemerken" oder „Wahrnehmen" im Stumpfschen Sinn (er nennt es auch „Notiznehmen") werden nach Stumpf Teile in einem Ganzen und weiterhin auch Verhältnisse zwischen diesen Teilen bemerkt[1], bei dem „Zusammenfassen" werden unterschiedene Einzelinhalte zu einem Ganzen[2] verknüpft, ähnlich bei der Bildung von Allgemeinbegriffen, Urteilen usf. Hier scheint doch in der Tat überall eine „Tätigkeit", ein „Akt" vorzuliegen. Und doch täuscht dieser erste Blick. Eine gründliche Untersuchung lehrt, wie schon oben S. 100 angedeutet wurde, daß auch diese Grenzbestimmung, die ich kurz als Aktiv-Passiv-Theorie bezeichnen will, versagt.

Um dies nachzuweisen, erwägen wir zunächst, daß Wörter wie „Tätigkeit", „Akt" usf. in einem doppelten Sinn gebraucht werden, nämlich erstens dem ursprünglichen Wortsinn gemäß für Handlungen eines Subjekts und zweitens in übertragenem Sinn für Veränderungen

rung angenommen wird. Über die gänzliche Unzulässigkeit dieser letzteren Abgrenzung vgl. § 47. Über Stumpfs Standpunkt zu dieser Auffassung der Funktionen s. oben S. 103, Anm. 1.

[1] S. 16. [2] S. 23.

innerhalb eines Komplexes (mit oder ohne Wirkung nach außen). Im letzteren Sinn sprechen wir z. B. von der Tätigkeit des Herzens, der Ganglienzellen, eines Vulkans usf. Wir müssen nun den Vertreter der Aktiv-Passiv-Theorie zuerst fragen, in welchem Sinn er die „Tätigkeit" als Merkmal der Funktionen meint. Meint er sie in ersterem Sinn, also als Tätigkeit eines Ich, so ist jede weitere Diskussion überflüssig; denn dieses Ich selbst beruht, wie bereits ausführlich erörtert worden ist (§ 10 u. 13), auf einer mehr als zweifelhaften Hypothese. Auf eine solche die Einteilung der psychischen Prozesse gründen, hieße wahrhaftig ein Gewicht am Schatten eines Nagels aufhängen. Übrigens führt auch Stumpf den Begriff des Ich oder Subjekts nirgends in seine Einteilung ein. Wir fassen also die Tätigkeit im weiteren Sinn einer Veränderung und lassen die Ich-Frage ganz aus dem Spiele. Dann aber ist sofort klar, daß zwar alle Funktionen im Gegensatz zu den Empfindungen (vgl. Buch II, S. 68ff.) als Veränderungen aufgefaßt werden können, aber ebenso, daß auch die Gedächtnisbilder in diesem Sinn zu den Veränderungen gehören. Die letzteren bedeuten Veränderungen, insofern sie erstens von den Empfindungen, aus denen sie hervorgehen, verschieden sind, und zwar nicht nur intensiv, sondern auch qualitativ[1] (vgl. auch § 48), und insofern sie zweitens nicht als stabile Dinge auftreten, sondern in einer fortwährenden Veränderung begriffen sind. Den latenten Erinnerungsbildern, den sogenannten materiellen Residuen früherer Empfindungserregungen in der Rinde (vgl. § 30) kann man, wie wir früher festgestellt haben (Buch II, S. 68), eine gewisse relative Stabilität zuschreiben, hingegen den aktuellen Erinnerungsbildern, den psychischen Prozessen also — und diese meint auch Stumpf mit den Gedächtnisbildern — nicht. Diese sind

[1] Stumpf (a. a. O. S. 4) vermeidet absichtlich ein Eingehen auf das Verhältnis von Empfindung und Gedächtnisbild.

in jedem Sinn, sowohl isoliert betrachtet wie auch vor allem im Vergleich mit den Empfindungen, Veränderungen.

Auch dieser Unterschied charakterisiert also wohl einigermaßen die Funktionen gegenüber den Empfindungen[1], aber nicht gegenüber den Gedächtnisbildern (den primären Erinnerungsbildern, wie ich sie nannte). Auch bei dieser Untersuchung erweisen sich die letzteren den Funktionen näher verwandt als den Empfindungen, ganz in Übereinstimmung mit der von mir gegebenen Haupteinteilung.

Man kann auch sehr gut im einzelnen verfolgen, daß sich die Stumpfsche Einteilung, auch wenn man das Kriterium der „Tätigkeit" zu Hilfe nimmt, nicht bewährt. Ich wähle nur zwei Beispiele, die einfache Reproduktion und die einfache Ideenassoziation.

Die einfache Reproduktion eines totalen Gedächtnisbildes, d. h. eines Gedächtnisbildes in seiner Gesamtheit, ist, wenn ich Stumpf recht verstehe, eine Erscheinung zweiter Ordnung und keine Funktion[2]. Eine Funktion ist erst dann anzunehmen, wenn — ganz ähnlich, wie es für die Empfindungen angegeben wird — die Gedächt-

[1] Übrigens möchte ich doch betonen, daß auch die Empfindungen nicht so absolut vom Begriff der Tätigkeit bzw. Veränderung ausgeschlossen sind. Da sie den psychischen Ausgangsprozeß darstellen, fällt die Veränderung im Sinn eines Vergleichs mit einem genetisch älteren psychischen Prozeß, wie er für die Gedächtnisbilder und die Funktionen möglich ist, weg; aber man kann die Empfindungen mit den Reduktionsbestandteilen vergleichen, und bei einem solchen Vergleich erweisen sie sich in der Tat als Veränderungen im Sinn der Parallelgesetze. Es ist schließlich nur eine terminologische Frage, ob man die Parallelwirkungen als Tätigkeit bezeichnen will oder nicht. Nur was die Empfindungen bezüglich ihrer Veränderlichkeit als solcher betrifft, ist allerdings zuzugeben, daß ihre Veränderungen vorzugsweise von den äußeren Reizen abhängen, daß sie also, wenn man von diesen absieht, relativ stabil (unveränderlich) sind. Vgl. oben S. 68.

[2] Wolff (Psychol. empir. § 176) war andrer Meinung.

nisbilder „bemerkt" oder „wahrgenommen" werden, wenn ein „Vorstellen" — nach Analogie des „Empfindens" — zu der Vorstellung (dem Gedächtnisbild) hinzukommt.[1] Warum ist nun diese Reproduktion keine Veränderung, keine Tätigkeit, kein Akt? Was soll die Passivität hier bedeuten und was die Aktivität, wenn ich einen allgemeinen oder zusammenfassenden Begriff bilde? Gewiß ist beides verschieden, die beiden letzteren Prozesse enthalten etwas Neues, es kommen fortschreitend von der einfachen Reproduktion bis zum Urteil immer neue Prozesse hinzu, aber ein dichotomischer Einschnitt zwischen der Reproduktion, zumal einer zusammengesetzten Vorstellung (wie einer Rose), und den weiteren Prozessen besteht nicht. Auch die Passivität und Aktivität—das letzte und bestechendste Unterscheidungsmerkmal, welches man vom Stumpfschen Standpunkt angeben kann — versagt. Auch darf man doch wohl fragen, wo nun die Grenze nach der Stumpfschen Einteilung zu ziehen ist. Nimmt man an, daß jedes Ausscheiden von Teilen aus einem Ganzen, jedes Abheben von einem Hintergrund (also jede „Isolation" in meinem Sinn) — wie dies für die Empfindungen von Stumpf ausführlich dargelegt wird[2] — bereits eine Funktion involviert, so gibt es überhaupt kaum irgendwelche Gedächtnisbilder im Sinn von Erscheinungen zweiter Ordnung. Schon mit der einfachsten, mechanischsten Reproduktion ist durchweg ein Weglassen von Einzelheiten, ein partielles Ablösen von einem Hintergrund,

[1] a. a. O. S. 16 u. 36. Leider gibt Stumpf S. 24, nachdem er seine Ansicht bezüglich der Empfindungen sehr ausführlich an Beispielen erläutert hat, nicht auch eine Erläuterung an Beispielen, welche die Gedächtnisbilder betreffen, sondern geht direkt zu den Allgemeinbegriffen über. — Daß Stumpf nicht etwa das gesamte Gedächtnisbild als „Korrelat" („Gebilde") des Vorstellens auffaßt, ergibt sich aus seinem Satz, daß die „grundlegende Funktion des Wahrnehmens" überhaupt kein Korrelat hat (S. 28).

[2] a. a. O. S. 16.

kurz irgendeine Isolation oder Abstraktion verbunden. Das Gedächtnisbild als solches ist so gut wie immer nur partial, nie total. Selbst das frischeste Erinnerungsbild ist doch schon durch ein leichtes Vergessen — das natürlich in vielen Beziehungen sich für die weitere Begriffsbildung sehr zweckmäßig erweist — verstümmelt (vgl. Buch II, S. 73). Wir haben also nur die Wahl, entweder die Stumpfschen Erscheinungen zweiter Ordnung ganz zu streichen oder das Bemerken anders zu bestimmen. In beiden Fällen geht die scharfe Grenzbestimmung zwischen Erinnerungsbildern und Funktionen verloren. Wenn man — bei der zweiten Alternative — ein Wegbleiben bzw. Aussondern von Teilen auch schon den Gedächtnisbildern zugesteht, also das Bemerken anders definiert[1] (z. B. mit mir als Anknüpfen von Vorstellungen an eine gegebene Empfindung oder Vorstellung), so ist eine ununterbrochene Kontinuität von dem ersten Aussondern bei dem primären Erinnerungsbild bis zu dem kompliziertesten Aussondern bei dem Allgemeinbegriff hergestellt.

Eine ganz ähnliche Überlegung läßt sich auch für das „Zusammenfassen" anstellen. Wie schon oben S. 73 erörtert wurde, setzt auch dieser Prozeß schon bei den primären Erinnerungsbildern ein. Er ist kein Privileg der Allgemeinbegriffe, Inbegriffe usw. Stumpfs, sondern kommt auch den einfachsten, mechanischsten Gedächtnisbildern zu. Man muß wiederum Stumpfs Erschei-

[1] Nur wenn man im Sinn von Leibnitz u. a. die „Apperzeption" durch ein substanzielles „Ich" als wesentliches Merkmal des „Bemerkens" einführt, wäre die in Rede stehende Grenzlinie zur Not aufrecht zu erhalten. Aber diese Ich-Annahme haben wir bereits zurückgewiesen. Stumpf braucht S. 16 gleichfalls den Ausdruck „apperzipieren", führt aber die Ich-Hypothese nicht ein. Beiläufig bemerke ich, daß das Zusatzwort „bloß" bei Stumpf an den vier Stellen S. 16 (2mal), S. 26 und 36 mir nicht immer denselben Sinn zu haben scheint.

nungen zweiter Ordnung ganz streichen und sie zu den Funktionen hinübernehmen oder auch den Gedächtnisbildern, Stumpfs Erscheinungen zweiter Ordnung, ein „Zusammenfassen" zugestehen. In beiden Fällen ist wiederum die Stumpfsche Grenzlinie gefallen.

Wenn man sich also, wie dies doch wohl erforderlich ist, an die gegebenen Prozesse hält und nicht künstlich absolut vollständige, jeder Zusammenfassung entbehrende[1] Gedächtnisbilder konstruiert, die kaum jemals vorkommen, kann man die Stumpfsche dichotomische Einteilung für die Reproduktionsvorgänge überhaupt nicht klar und einwandfrei durchführen.

Nicht minder versagt die Einteilung Stumpfs — auch wenn man Tätigkeit bzw. Veränderung als Hilfsmerkmal herbeizieht — bei der Einordnung der gewöhnlichen Ideenassoziation. Stumpf rechnet die letztere — und zwar auch die bewußte Ideenassoziation, nicht nur die Assoziation der sog. latenten Erinnerungsbilder — zu den Erscheinungen zweiter Ordnung. Er nimmt an, daß hier genau wie bei den Eindrücken äußerer Ereignisse, also den Erscheinungen erster Ordnung, die Vorstellungen „unabhängig von uns verlaufen".[2] Ich muß wieder fragen: warum ist dies „Verlaufen" oder „Abrollen" keine Veränderung, keine Tätigkeit, warum ist das Begriffebilden, Urteilen usf. mehr Tätigkeit oder sogar ausschließlich Tätigkeit? Oder soll etwa die „Unabhängigkeit von uns" das Kriterium abgeben? Was bedeutet dann aber das „von uns"? Etwa von den Funktionen?[3] Daß durch diese Unabhängigkeit die Stumpfsche Einteilung nicht gerechtfertigt wird, wurde oben bereits dar-

[1] Sie würden etwa meinen integralen primären Individualvorstellungen (vgl. Buch II, S. 72 u. § 50) entsprechen. [2] a. a. S. 36.

[3] Da der zitierte Passus in dem Abschnitt vorkommt, der von der „gegenseitig unabhängigen Veränderlichkeit" handelt, so liegt diese Deutung am nächsten.

getan (S. 106). Oder etwa doch von einem Ich, einem Subjekt oder einer Seele? Auch diese, übrigens von Stumpf selbst sonst nicht urgierte Annahme ist bereits durch unsere früheren Erörterungen erledigt. Weshalb also die scharfe Grenzlinie zwischen Assoziation und Zusammenfassung, Urteil usf.? Die Verschiedenheit wird zugestanden, aber sie ist kleiner als zwischen Empfindung und Gedächtnisbild. Es handelt sich nicht um eine absolute Kluft, eine Verschiedenheit toto genere, wie sie Stumpf zwischen Erscheinungen und Funktionen konstruiert. Auch hier versagt die praktische Anwendung vollständig. Eine absolut disparate Ideenassoziation kommt überhaupt gar nicht vor, nicht einmal für die schwerste Ideenflucht eines Menschen oder die schwerste Dissoziation einer Amentia könnte ich eine solche zugeben.[1] Selbst die mechanischste, einfachste Ideenassoziation zeigt schon leichte Zusammenfassungen. Wiederum also müssen wir entweder die Assoziation, wie sie tatsächlich vorkommt, im Gebiet der Erscheinungen zweiter Ordnung ganz streichen und sie in die Klasse der Funktionen hinübernehmen oder auch den Erscheinungen zweiter Ordnung „Zusammenfassung" zugestehen. In beiden Fällen ist wiederum die scharfe Abgrenzung beseitigt. Die Zerreißung der natürlichen Kette zwischen Erinnerungsbild und Funktion bewährt sich wiederum nicht.

Die große Bedeutung, welche der Stumpfschen Abhandlung ohne Zweifel zukommt, hat mich zu diesem ausführlichen Widerlegungsversuch gezwungen. Ich hoffe wenigstens gezeigt zu haben, daß auch vom Standpunkte der autochthonen Psychologie die Zusammenfassung der Empfindungen mit den Gedächtnisbildern und der „gewöhnlichen", „mechanischen" Assoziation zu einer Klasse der „Erscheinungen" und die absolut scharfe Abgrenzung der letzteren gegen eine zweite Klasse der

[1] Eher mag sie bei organischen Psychosen vorkommen.

„Funktionen" noch vielen Bedenken begegnet und meine Haupteinteilung in Empfindungen und Vorstellungen samt Vorstellungsverknüpfungen in vielen Beziehungen den Vorzug verdient. Noch ungünstiger gestaltet sich das Urteil über die Stumpfsche Einteilung, wenn man sich nicht ausschließlich auf den Standpunkt der autochthonen Psychologie, sondern zugleich auch auf den psychophysiologischen Standpunkt stellt. Alle pathologischen Erfahrungen zeigen uns mit größter Bestimmtheit, daß einerseits Empfindungsstörungen oft ohne Störungen der früher erworbenen Gedächtnisbilder und anderseits Störungen der letzteren oft ohne Empfindungsstörungen vorkommen, daß aber Störungen der Gedächtnisbilder in der Regel mit Störungen der Begriffsbildung, des Urteilens usf. verknüpft sind. Der Paralytiker, der seine Gedächtnisbilder eingebüßt hat, ist in der Regel auch in der Bildung neuer Begriffe, neuer Urteile usf. beschränkt, und zwar auch bezüglich solcher Vorstellungen, die ihm noch zur Verfügung stehen. Es soll damit gar nicht behauptet werden, daß Begriffs- und Urteilsbildung usf. etwa nur eine Addition von Gedächtnisbildern sei, auch wir geben, wie schon wiederholt hervorgehoben, unbedingt zu, daß mit der Begriffs- und Urteilsbildung etwas Neues hinzukommt[1], wir behaupten nur, daß diese neuen Prozesse in enger und kontinuierlicher Beziehung zu dem Reproduktionsprozeß stehen, also Weiter- und Fortbildungen desselben im Sinn einer natürlichen, sprunglosen Entwicklung darstellen, und finden diese Behauptung in der häufigen Vergesellschaftung der Reproduktionsdefekte mit den Urteilsdefekten usf. bestätigt.

In zwei sehr wichtigen Beziehungen liegt übrigens der

[1] Der Grad der Gedächtnisstörung und der Störung der Funktionen (im Stumpfschen Sinn) geht daher auch zuweilen nicht parallel, wie z. B. das sog. Korsakoffsche Syndrom zeigt (Ziehen, Psychiatrie, 4. Aufl. S. 58; vgl. auch S. 755 über Dementia senilis).

Stumpfschen Einteilung sicher eine richtige und bedeutungsvolle Beobachtung zugrunde:

Erstens findet bei dem Übergang vom primären Erinnerungsbild zum sekundären Erinnerungsbild, Allgemeinbegriff, Komplexionsbegriff, Urteil usf. eine progressive Entfernung vom Reduktionsbestandteil der Empfindung statt; die Parallelkomponenten bekommen mehr und mehr das Übergewicht, die Reizwirkungen treten mehr und mehr zurück. Dadurch bekommt der Vorgang auch mehr den Anschein der Tätigkeit (vgl. oben S. 68ff. u. 108ff). Man könnte die letztgenannten psychischen Prozesse insofern geradezu — wenn auch sehr mißverständlich — psychischer als die primären Erinnerungsbilder nennen und von diesem Standpunkt aus einigermaßen verstehen, daß Stumpf in den Funktionen das „eigentliche Wesen" des Psychischen erblickt. Er scheint mir nur zu übersehen — wie dieser Ausdruck auch zeigt —, daß es sich um einen ganz allmählichen Übergang handelt.

Zweitens ist der Vorgang der Veränderung im Sinn der Umgestaltung und also auch der Tätigkeit (ohne jede Nebenbedeutung mit Bezug auf ein hypothetisches Ich) gleichfalls im allgemeinen um so schärfer ausgesprochen, je weiter man in der Reihe vom primären Erinnerungsbild zu den sog. höheren, d. h. den genetisch sekundären Funktionen fortschreitet. Das primäre Erinnerungsbild bedeutet allerdings auch eine Umgestaltung gegenüber der Empfindung und ist verglichen mit dieser durch außerordentliche Veränderlichkeit ausgezeichnet, aber es ist doch auch als stabiles Gebilde denkbar, wenn man es in einer kleinsten Zeiteinheit betrachtet, während das Urteil überhaupt nur als Werden, d. h. nur im Sinn eines sukzessiven Prozesses denkbar ist.

Auf alle diese Unterschiede wird in den folgenden Abschnitten noch näher eingegangen werden. Das Hauptergebnis dieser Untersuchung, die Rechtfertigung unserer

Haupteinteilung vom Standpunkt der autochthonen Psychologie gegenüber anderen Einteilungen wird durch diese Unterschiede, da sie graduell sind, nicht beeinträchtigt.

Will man den Unterschieden, welche zwischen den Vorstellungen s. str. einerseits und den Urteilen, Schlüssen usf. anderseits, soweit sie wirklich bestehen, durchaus schon in der Haupteinteilung Rechnung tragen, so gelangt man zu einer Dreiteilung, wie sie z. B. Jodl[1] durchgeführt hat, in: „Präsentation" (= Empfindung), „Repräsentation" (= Vorstellung) und „Reflexion" (= Urteile usf.). Ein entscheidendes Bedenken gegen eine solche Umformung unserer Haupteinteilung scheint mir psychologisch nicht vorzuliegen.

§ 47. Seelenvermögen. Apperzeption. Ich wende mich der Frage zu, ob es in irgendeinem Sinn zulässig ist, die Empfindungen und Vorstellungen[2], die beiden Hauptgruppen unserer Klassifikation, und ebenso auch die Urteile, Gefühle und Wollungen, falls sie sich doch als selbständige Vorgänge neben den Empfindungen und Vorstellungen erweisen sollten, auf ebensoviele Seelenvermögen — Empfindungsvermögen, Vorstellungsvermögen, Urteilsvermögen usf. — zurückzuführen. Seit Herbart[3] wird diese Frage mit Recht verneint. Man verwahrt sich, auch wenn man Lehren vorträgt, die prinzipiell von der alten Vermögenslehre kaum verschieden

[1] Lehrb. d. Psych. 3. Aufl. Stuttgart-Berlin 1908, nam. Bd. 1, S. 170ff. Jodl unterscheidet aber außerdem neben der Empfindung die Gefühle und Strebungen als zwei weitere „Formen und Erscheinungsweisen des allgemeinen Vorganges primärer psychischer Reaktion beim Menschen".

[2] Die Vorstellungsverknüpfungen seien stets mit einbegriffen.

[3] Herbart ist allerdings keineswegs der erste gewesen, der der Lehre von den Seelenvermögen entgegengetreten ist. Vgl. Literaturangaben in Ziehen, Verhältnis der Herbartschen Psych. z. phys. exper. Psych. 2. Aufl. Berlin 1911, S. 4, Anm. 3. Die erste diesbezügliche Äußerung Herbarts stammt schon aus dem Jahre 1800 (s. Hart. Ausg. von Herbarts kleineren philos. Schriften u. Ab-

sind, oft geflissentlich und ostentativ dagegen, daß man etwa die alte, verrufene Vermögenslehre wieder aufwärmen wolle. Bei Lichte besehen, spukt die letztere dabei doch noch in vielen modernen psychologischen Theorien.

Allerdings behauptet man wohl kaum mehr, daß die Seele eine bestimmte Anzahl getrennter Vermögen habe. In diesem gröbsten Sinn ist die Vermögenslehre in der Tat aus der wissenschaftlichen Psychologie verschwunden.[1] Das wesentliche Prinzip der Vermögenslehre liegt aber gar nicht in einer solchen Zuteilung von drei oder vier oder fünf Vermögen an die Seele, sondern in der Annahme genereller Ursachen für die psychischen Prozesse. Seien die psychischen Prozesse ψ_1, ψ_2, ψ_3, $\psi_4 \ldots \psi_n \ldots$ bei einem Individuum gegeben, so darf ich erstens ähnliche psychische Prozesse isoliert betrachtet zusammenordnen, also beispielsweise ψ_1, ψ_3, $\psi_n \ldots$ zur Klasse der Empfindungen und ψ_2, $\psi_4 \ldots$ zur Klasse der Vorstellungen zusammenstellen, und zweitens ähnliche Veränderungen psychischer Prozesse, im Zusammenhang betrachtet, gleichfalls zusammenordnen und diese Ähnlichkeiten als Gesetze formulieren. Unzulässig dagegen ist es, wenn der psychische[2] Zustand ψ_3 auf den Zustand ψ_2 folgt, zu behaupten, der Zustand ψ_3 habe seine Ursache nicht nur in dem Zustand ψ_2, d. h. folge nicht nur nach bestimmten Gesetzen auf den Zustand ψ_2, sondern verdanke sein Eintreten auch der Wirksamkeit irgendeiner generellen Ursache. Dieser unzulässigen Behauptung, welche eine versteckte Vermögenslehre involviert, begegnet man nun auch heute noch sehr häufig. An Stelle

handlungen, Leipzig 1842, Bd. 1, S. X). Eine ausgezeichnete Kritik der Seelenvermögen gibt bereits Spinoza in seiner Ethice, P. II, Prop. 48, nam. Schol.

[1] In diesem groben Sinn hat sie übrigens schon Wolff nicht mehr vertreten, vgl. Psychologia rationalis, I, 1, § 81.

[2] Streng genommen müßte der psychophysiologische Gesamtzustand an Stelle des psychischen Zustands gesetzt werden.

der Gesetze werden generelle Ursachen gesetzt. Diese selbst werden daher denn auch den Gesetzen, welche für die Aufeinanderfolge der psychischen Zustände maßgebend sind, irgendwie — zuweilen in sehr versteckter Weise — entzogen. Die facultates animi tendieren, wie schon Spinoza (vgl. oben S. 118, Anm. 3) ausgezeichnet entwickelt hat, „absolut" zu werden, als „freier" Wille usf. aufzutreten. Ihre ursprüngliche, bei der ältesten groben Vermögenslehre vorherrschende Eigentümlichkeit, Tätigkeit eines Subjekts zu sein, kann demgegenüber ganz zurücktreten. In dieser, sagen wir, gemilderten Form ist nun die Vermögenslehre noch sehr verbreitet. Man spricht nur vorsichtigerweise lieber von Kräften, Funktionen[1], Grundbestimmtheiten[2] usf. Die drei Schiboletfragen, welche sofort die wahre Natur solcher Kryptoseelenvermögen festzustellen gestatten, sind folgende: erstens haben die Vorgänge, welche der bz. „Funktion" usf. zugeordnet werden, ein gemeinsames Merkmal? zweitens unterliegen sie einem gemeinsamen Gesetz? und drittens was bedeutet die Funktion außer den gemeinsamen Merkmalen und Gesetzen?

Es ergibt sich dann bei diesen maskierten „gemilderten" Seelenvermögen regelmäßig, daß entweder gemeinsame Merkmale und Gesetze ganz fehlen, oder daß, wenn sie vorhanden sind, die „Funktion" nichts anderes bedeutet als diese Merkmale und Gesetze und somit ganz nichtssagend ist.

Wenige Beispiele mögen genügen. Wundt definiert seine Apperzeption gegenüber dem „einfachen Bewußtwerden einer Vorstellung" als die „Erfassung einer Vor-

[1] Die Stumpfschen „Funktionen" (vgl. § 46) haben damit nichts zu tun. Stumpfs Funktionen werden rein-deskriptiv in dem Gegebenen selbst abgegrenzt.

[2] Vgl. z. B. Rehmke, Lehrb. d. allgem. Psych. 2. Aufl. Leipzig-Frankfurt a. M. 1905, § 13, S. 117ff.

stellung durch die Aufmerksamkeit".[1] Insofern das letztere Wort wenigstens noch einen Hinweis auf ein gemeinsames, dem Erleben jedes einzelnen zugängliches Merkmal enthält, mag zunächst noch zugegeben werden, daß die erste Frage bejaht werden kann. Nun aber heißt es weiter, daß „die Richtung der Aufmerksamkeit auf Wahrnehmungen wie auf Erinnerungsbilder allgemein auf einer vom Willen ausgehenden Innervation beruhe" usf.[2] Es ist mir schon sehr zweifelhaft, ob hier ein gemeinsames Merkmal im Sinn der ersten Frage noch vorhanden ist. Wenn dann weiterhin „das Wesen der Apperzeption" in der „Bevorzugung einer Vorstellung bestehen" soll[3], wenn „die Apperzeption als der primitive Willensakt angesehen werden" soll, wenn die Bevorzugung einer Vorstellung vor anderen „durch die Tätigkeit der Apperzeption selbst"[4], nicht durch die Vorstellungen bestimmt wird, wenn „die ganze Vergangenheit und Anlage des Bewußtseins" den „entscheidenden Grund des Geschehens" für die inneren und äußeren Willenshandlungen abgeben soll[5], wenn gar die Apperzeption „eine spezifische Einheitsfunktion des Bewußtseins genannt wird, die in wechselnder Weise die einzelnen Bewußtseinsinhalte durch Hemmung der übrigen zu besonderer Klarheit erhebt" und dabei noch mit Gefühlen auf den einzelnen Bewußtseinsinhalt reagiert[6], so kann ich bei dem besten Willen — ganz abgesehen von anderen Bedenken — weder ein gemeinsames Merkmal noch ein gemeinsames Gesetz finden. An Stelle der Zusammenstellung der Vorgänge des Aufmerkens und der Willensvorgänge auf Grund einer unzweifelhaft vorhandenen Ähnlichkeit wird eine generelle Ursache gesetzt. Statt die wegen ihrer Ähnlichkeit zusammengestellten Vorgänge zu analysieren und ihre

[1] Grundz. d. phys. Psych. 3. Aufl. Leipzig 1887, Bd. 2, S. 236.
[2] a. a. O. S. 241. [3] a. a. O. S. 243. [4] a. a. O. S. 244.
[5] a. a. O. S. 245. [6] a. a. O. S. 367.

Gesetze festzustellen, wird durch einen Begriff oder ein Wort die Untersuchung abgeschnitten. Ich kann daher nur meine schon früher geäußerte Überzeugung wiederholen, daß diese Wundtsche Apperzeption trotz ihrer physiologischen Einkleidung in wesentlichen Punkten mit den alten Seelenvermögen übereinstimmt. Dagegen gebe ich gern zu, daß Wundt in den neueren Auflagen seines Werkes versucht hat, die Apperzeption von dieser fatalen Verwandtschaft loszulösen. Wenn er jetzt mit dem Ausdruck „Apperzeption" die objektiven Veränderungen in der Beschaffenheit der Bewußtseinsinhalte, mit dem Ausdruck „Aufmerksamkeit" die begleitenden Gefühle und Empfindungen, und mit beiden Ausdrücken einen und denselben sehr zusammengesetzten Tatbestand bezeichnet[1], so kommt er unserer apperzeptionslosen Auffassung schon sehr weit entgegen und rückt jedenfalls von der Vermögenslehre viel weiter ab als in seiner ersten Darstellung. Er gibt jetzt auch als „alleinbestimmendes" Merkmal die „relative Klarheit der Bewußtseinsinhalte" an.[2] Wenn ich auch bezweifle, daß dieses Merkmal die ihm von Wundt zugeschriebene Bedeutung hat, so ist es doch wenigstens als ein positives Merkmal im Sinn unserer Frage 1 (oben S. 120) gemeint und daher ebenfalls ein Zeichen für eine Besserung der Apperzeption.

Noch näher steht die Rehmkesche Psychologie der Vermögenslehre und zwar der älteren Form der letzteren. Rehmke nimmt außer dem „Subjekt" als „der Grundbestimmtheit der Seeleneinheit" drei „Grundbestimmtheiten des Seelenlebens" an, das gegenständliche, zuständliche und denkende Bewußtsein.[3] Das gegenständ-

[1] 6. Aufl., Bd. 3, 1911, S. 315. [2] a. a. O. S. 323.

[3] a. a. O. S. 117. Später kommt noch das Wollen als ein ursächliches Bewußtsein hinzu, welches keine Bestimmtheit der Seele ist, sondern „eine ursächliche Selbstbeziehung der Seele auf eine künftige mögliche Veränderung".

liche Bewußtsein zerfällt in wahrnehmendes und vorstellendes Bewußtsein, das zuständliche ist „Lust- und Unlusthaben", das denkende „unterscheidet und vereint". R. denkt sich nun, daß das Gehirn für jeden psychischen Vorgang die „wirkende Bedingung", die Seele die „grundlegende Bedingung" ist.[1] Bei dieser Lehre mag es noch möglich sein, ein gemeinsames Merkmal für die Vorgänge, welche den drei „Bewußtseinen" zugeteilt werden, anzugeben. Die Existenz eines gemeinsamen Gesetzes ist bereits höchst zweifelhaft. Ganz und gar ist es aber nicht abzusehen, was die Seele als „grundlegende Bedingung" bei den drei Kategorien der Vorgänge mehr bedeuten könnte als die Vorgänge selbst nebst ihren Ähnlichkeiten bzw. Gesetzen. Was bedeutet das Particip. praes. act. wahrnehmend, vorstellend, denkend, wirkend usf.? Hier scheint mir zu der verfehlten Subjektshypothese (vgl. § 10 u. 13) noch eine kaum gemilderte Vermögenslehre hinzuzukommen.

Vollends tritt die Vermögenslehre uns fast unverhüllt in den neueren Arbeiten von Koffka[2], Messer[3] u. a. entgegen. Diese Forscher unterscheiden „Deskriptions"- und „Funktions-begriffe". Das mit ersteren Gemeinte ist unmittelbar gegeben, das mit letzteren Gemeinte wird angenommen, um das Wahrnehmbare in Zusammenhang zu bringen und zu erklären. Bis dahin ist noch nichts Wesentliches einzuwenden, man ahnt nur — zumal wenn man die unzweckmäßige und verdächtige Bezeichnung „Funktion" in Betracht zieht — die Gefahren, die mit dieser überflüssigen, in jeder Naturwissenschaft von

[1] § 45, S. 422ff. S. 423 erwähnt Rehmke „den verpönten Ausdruck" Vermögen der Seele; es ist mir nicht ganz klar, ob er diese Verpönung ganz billigt.

[2] Zur Analyse der Vorstellungen u. ihrer Gesetze. Leipzig 1912. Külpe teilt, soviel ich sehe, diesen Standpunkt nicht, vgl. Buch II, S. 108, Anm. 2.

[3] Arch. f. d. ges. Psych. 1912, Bd. 24, S. 245 u. Bd. 25, S. 175.

vornherein ausgeschlossenen Unterscheidung verbunden sind. Wir können Beschreibung und Erklärung überhaupt nicht trennen. Eine zusammenfassende Beschreibung ist die einzige Erklärung. Wenn wir Gedächtnisspuren im Gehirn annehmen — Messer führt diese als Funktion an—, so handelt es sich nur um eine zusammenfassende Beschreibung physiologischer und psychologischer Tatsachen. Die Gefahr dieser Funktionsbegriffe wird aber ganz akut, wenn nun weiterhin der Funktionsbegriff ausgedehnt wird auf „alle Begriffe, die Erlebnisse als wirkend bezeichnen" (Messer). Dies „wirkend" ist sachlich von dem Tätigsein der alten Seelenvermögen absolut nicht verschieden. Aus dem Wirken wird daher auch geradezu auf Funktion geschlossen (Koffka, S. 11).[1] Was sollen diese Funktionen bedeuten außer der Gesetzmäßigkeit der Erlebnisse? Wenn ich durch Vergleiche sukzessiver Erlebnisse zur Aufstellung eines Gesetzes gelange, so ist das Gesetz allerdings erschlossen. Mit welchem Recht wird nun aber an Stelle des Gesetzes ein Wirken oder eine Funktion gesetzt? Was bedeutet diese Funktion mehr als das Gesetz? Dies Plus bleibt ganz unklar. Es existiert tatsächlich auch gar nicht. Weshalb dann die Bezeichnung Funktion? Weshalb die scharfe Trennung von den Deskriptionsbegriffen? Nach Koffka haben „alle Funktionsbegriffe zu ihren Grundlagen irgendwie objektivierte Erlebnisse". Diese „Objektivation" ist aber gar nichts anderes als eine Vergleichung sukzessiver Vorgänge. Eine Vergleichung ist auch bei der einfachsten Deskription beteiligt. Ich kann meine Empfindung nicht rot nennen, ohne daß ich sie mit Erinnerungsbildern vergleiche. Der Unterschied ist nur der, daß meine Vergleichung in jenem Fall ein allgemeines

[1] Eine ähnliche Kritik hat bereits v. d. Pfordten geübt (Arch. f. d. ges. Psych. 1913, Bd. 28, S. 302) bei sonst total abweichendem Standpunkte.

Gesetz der Sukzession ergibt, in diesem aber nur einen individuellen Sachverhalt bzw. eine Reihe sukzessiver individueller Sachverhalte mit ihren zufälligen Ähnlichkeiten. In jenem Fall stelle ich fest, daß eine Reihe a, b, c ... stets in derselben Weise abläuft oder im Sinn eines solchen Ablaufs b auf a folgt usf., in diesem stelle ich nur fest, daß ein a einem a′ oder auch eine Reihe a, b, c einer Reihe a′, b′, c′ gleicht. Dieser Unterschied ist gewiß erheblich. Nur in jenem Fall handelt es sich um ein Gesetz (physikalisch wie psychologisch). Wozu aber aus diesem Gesetz eine „Funktion", ein „Wirken" machen? Ein klarer Tatbestand wird dadurch nur verdunkelt. Dabei wird von diesen Autoren direkt bestritten, daß etwa die Funktionen als physiologische Zustände aufzufassen seien. Sie sind also — wenigstens zum Teil — etwas Drittes außer dem Erlebten und den Gehirnzuständen, ein wirkendes Drittes, für das ein gemeinsames Merkmal absolut fehlt. Trotz aller Proteste ist ein solches Drittes aber doch nichts anderes als ein Seelenvermögen.

Ganz ähnlich wie das Wort „Funktion" ist auch das Wort „Tendenz" (determinierende Tendenz usf.) und das Wort „Akt" oft — nicht immer — nur eine etwas schämige Maske für ein kleines neues Seelenvermögen, eine kleine Spezialapperzeption oder einen kleinen Spezialwillen. Besieht man alle diese Funktionen genauer, so sind sie nichts anderes als ein ungeordnetes Gemisch von erstens physiologischen Zuständen (wie z. B. Gedächtnisspuren) und zweitens Seelenvermögen[1], die an Stelle der tatsächlich gegebenen gesetzmäßigen Veränderungen des Psychischen gesetzt werden. Statt die Erklärung in einer vollständigen und allgemeinen

[1] Daher liest man auch bei Messer: „'Intellekt' (mit Bezug auf eine Äußerung v. d. Pfordtens) ist aber doch augenscheinlich ein Vermögens-, also ein Funktionsbegriff, hier soll das Wort jedoch einen Zustand bezeichnen, also der Deskription dienen!"

Beschreibung der letzteren und nur in einer solchen zu suchen, wird wieder ein ganz überflüssiges, undefinierbares Drittes eingeführt. Die von Koffka behauptete Wesengleichheit der Begriffsbildung bei den Funktionsbegriffen und den physikalischen Begriffen ist also durchaus nicht vorhanden. Diese ergeben sich bei der Zerlegung der Gignomene, sobald wir versuchen, die letzteren im Sinne allgemeiner Gesetze zu beschreiben, und bedeuten nichts anderes als solche allgemeine Gesetze. Die Funktionen sind für eine solche allgemeine Beschreibung ganz überflüssig, durch kein gemeinsames Merkmal bestimmt — der Zweck der Erklärung ist doch kein gemeinsames Merkmal — und beanspruchen mehr zu sein als allgemeine Gesetze der Veränderung des Psychischen und Physischen. Die gesuchte „Erklärung", welche die Funktionen liefern sollen, liegt nur in dem Gegebenen selbst und in den Kausal- und Parallelgesetzen, die sich bei seiner Zerlegung ergeben. Wenn man für die Funktionsbegriffe ein Analogon in der Physik angeben wollte, so wäre es etwa die Schwer„kraft", der „Magnetismus" usf. im Sinn der alten, seit Galilei glücklich überwundenen Physik oder die Lebenskraft im Bereich der Physiologie. Ich halte es bei dieser ganzen Sachlage also auch nicht für gerechtfertigt, der deskriptiven Psychologie eine Funktionspsychologie gegenüberzustellen. Ganz abgesehen davon, daß damit der Funktionsbegriff, wie ihn Stumpf aufgestellt hat, nun pötzlich in einem ganz anderen Sinn verwendet wird, hat diese Funktionspsychologie überhaupt keine Daseinsberechtigung. Sie bedeutet einen Rückfall in die alte Vermögenslehre.

§ 48. Beziehung zwischen Empfindung und Vorstellung. Mit der Unterscheidung zwischen Empfindungen und Vorstellungen ist über ihre gegenseitigen Beziehungen noch nichts entschieden. Die Feststellung der letzteren kann selbstverständlich nur durch Beob-

achtung erfolgen. Diese lehrt nun folgenden Satz: alle Vorstellungen haben Beziehungen zu vorausgegangenen Empfindungen, ihren sog. Grundempfindungen. Die Natur dieser Beziehungen bleibt dabei noch offen. Es handelt sich nur um die Durchgängigkeit der Beziehung und die zeitliche Priorität der Grundempfindungen vor den zugehörigen Vorstellungen.

Der soeben formulierte Satz soll als das protästhetische Prinzip[1] bezeichnet werden. Es entspricht dem sog. gemilderten Sensualismus. Der umgekehrte Satz, das protonoëtische Prinzip, hat heute kaum noch Anhänger. Für die individuellen Erinnerungsbilder kommt, wie schon der Name ausdrückt, überhaupt nur die protästhetische Auffassung in Frage. Bezüglich der anderen Vorstellungen waren die Meinungen früher lange geteilt. Plato behauptete bekanntlich ein Schauen der Ideen selbst in einem früheren Dasein. Bei Aristoteles überwiegt bereits die protästhetische Auffassung[2], wenn auch zweifelhaft bleibt, ob der νοῦς nach Aristoteles auch die ἄμεσα, die allgemeinsten Begriffe und Grundsätze, durch Vermittlung von Empfindungen gewinnt.[3] Noch klarer ist sie in der stoischen Lehre ausgesprochen. Hier wird bereits der Versuch gemacht, die Weiterentwicklung der Erinnerungsbilder zu den Begriffen und zum Denken im einzelnen festzustellen.[4] Auch die κοιναὶ ἔννοιαι der Stoiker sind keine angeborenen Vorstellun-

[1] Vgl. Ziehen, Zum gegenw. Standp. d. Erk.theorie. Wiesbaden 1914, S. 26.

[2] Vgl. z. B. Akad. Ausg. 736ff. u. 100a (οὔτε δὴ ἐνυπάρχουσιν ἀφωρισμέναι αἱ ἕξεις οὐτ' ἀπ' ἄλλων ἕξεων γίνονται γνωστικωτέρων, ἀλλ' ἀπὸ αἰσθήσεως . . .).

[3] Über diese Unklarheit der aristotelischen Lehre vgl. Zeller, Philosophie der Griechen, 2. Teil, 2. Abt., 3. Aufl. Leipzig 1879, S. 196 u. 567.

[4] Vgl. z. B. Zeller, a. a. O., 3. Teil, 1. Abt. 3. Aufl. Leipzig 1880, S. 73.

gen, sondern gleichfalls aus der Sinneserfahrung geschöpft, und ihre interindividuelle Übereinstimmung erklärt sich nur daraus, daß die Anlage unseres Denkens und die Sinneserfahrung für alle Menschen etwa die gleiche ist. Endlich ist bei Epikur jede Spur einer protonoëtischen Auffassung verschwunden. Mit dem Christentum ist dann unzweifelhaft zunächst eine erhebliche Reaktion zugunsten der angeborenen, nicht durch Empfindungen vermittelten Vorstellungen erfolgt. Indes sehr bald brach sich auch in der christlichen Philosophie das protästhetische Prinzip wieder Bahn. Man reduzierte die Angeborenheit auf die Anlage bzw. Empfänglichkeit der Vernunft für bestimmte Vorstellungen. Bei Anselm v. Canterbury[1] ist das protästhetische Prinzip schon kaum mehr zu verkennen, Thomas v. Aquino spricht es direkt aus.[2] Seit Gassendi hat sich überhaupt kein ernst zu nehmender Zweifel mehr gegen dasselbe erhoben.

Wesentlich schwieriger gestaltet sich die zweite Frage, ob die Vorstellung — von dem einfachsten Erinnerungsbild bis zu der kompliziertesten Vorstellungsverknüpfung hinauf — lediglich ein Abbild der Grundempfindungen ist oder ob sie — unbeschadet des protästhetischen Prinzips — ihre Grundempfindungen irgendwie umgestaltet. Der extreme Sensualismus entscheidet sich für die erste, der Transformismus[3] für die zweite Alternative.

Der extreme Sensualismus ist für die individuellen Erinnerungsbilder — aber nur für diese — schon von Aristoteles vertreten worden. Letzterer bezeichnet die φαντασία ausdrücklich als eine „αἴσθησις ἀσθενής". Hume schildert ganz allgemein die ideas als „faint copies" der „impressions". Danach würden also die Erinne-

[1] De divin. essentia monologium, Sanct. Patr. Opusc. sel. ed. Hurter 1874, Bd. 28. Cap. 33, S. 105.

[2] Summa tot. theol. I, Quaest. 76, 84 u. 89.

[3] Ziehen, a. a. O. S. 26ff.

rungsbilder gegenüber den Empfindungen nur ein Minus aufweisen, aber qualitativ mit ihnen identisch sein. In der neueren Philosophie sind dann vielfach weitere Versuche aufgetreten, den extremen Sensualismus auch auf die Allgemeinbegriffe, Komplexionsbegriffe, Beziehungsbegriffe, Urteile usf. auszudehnen. Auch bei diesen sollte es sich nur gewissermaßen um algebraische Summationen und Permutationen abgeschwächter Empfindungen handeln. Zu einer konsequenten Durchführung dieser Ansicht ist es allerdings überhaupt niemals gekommen. So muß Condillac[1] schließlich doch allerhand „opérations de l'entendement" zu Hilfe nehmen, und Petrus Brown, der erste Vertreter einer fast extrem sensualistischen Richtung, muß doch schließlich einen „pure intellect" anerkennen, dem außer der „simple apprehension" auch „judgment" zukommt.[2] Ebenso bleibt der moderne Materialismus, der begreiflicherweise für seine materialistischen Sätze mit dem Psychischen um so leichter fertig zu werden hofft, je mehr er dasselbe auf die einfachsten Empfindungs- und eventuell noch Gedächtnisvorgänge reduziert, uns jede Erklärung der Begriffe, Urteile usf. schuldig, wenn er den Atomen z. B. nur Empfindung und Gedächtnis zuschreibt. Er müßte uns irgendwie verständlich machen, daß Begriffe und Urteile wirklich nur solche Summationen und Permutationen sind.

[1] Ausführlicheres s. Ziehen, a. a. O. S. 24 (mit Literaturangaben).

[2] Petry Browne, The procedure, extent, and limits of human understanding 2. edition, London 1729, S. 155. Vgl. auch S. 437, wo von transpositions, alterations und combinations gesprochen wird. S. 425 gesteht er selbst zu, die einfache „juxta-position" genüge nicht, und führt eine operation of deduction or inference (illation) ein, welche sich mit der Vernunft s. str. decke (S. 420 u. 439ff.). Auch S. 384 spricht er von einem principle, das noch oberhalb der imagination, d. h. der individuellen Erinnerungsbilder wirkt und „works up those rude and gross materials". Überhaupt steht Brown im ganzen doch wohl noch mehr auf dem Boden des gemilderten Sensualismus.

Der Grund, weshalb der extreme Sensualismus auf alle solche Nachweise verzichtet und sich selbst untreu wird, sobald er sich näher mit Begriffen und Urteilen beschäftigt, liegt auf der Hand: er kann nicht nachweisen, daß die letzteren nur einfache abgeschwächte, summierte oder permutierte Empfindungen sind. Schon für die individuellen Erinnerungsbilder hat es sich als unmöglich erwiesen, sie lediglich durch einen intensiven oder quantitativen Unterschied gegenüber den Empfindungen zu charakterisieren. Die sinnliche Lebhaftigkeit, welche wir als Unterscheidungsmerkmal der Empfindungen gegenüber den Erinnerungsbildern wie gegenüber allen Vorstellungen kennen gelernt haben (vgl. Buch I, S. 22 u. Buch II, S. 71), ist ein qualitativer Unterschied. Die Vorstellung der Sonne ist nicht eine lichtschwache Empfindung der Sonne. Die tiefe Grenze, welche wir zwischen Empfindungen und Vorstellungen ziehen mußten, beruht auf dem qualitativen Charakter des Unterschieds zwischen beiden (vgl. auch Buch II, S. 88ff.). Schon die einfache Retention ist also nicht eine abgeschwächte Wiederholung, sondern ein Novum. Erst recht gilt dies von jeder zusammenfassenden und isolierenden Vorstellung (Komplexions- und Isolationsvorstellung), jeder verallgemeinernden und beziehenden Vorstellung (vgl. Buch II, S. 72ff). In den Empfindungen und in der Natur (d. h. den Reduktionsbestandteilen) liegt z. B. keinerlei Zusammenfassung. Das letzte Teilchen der Wiese grenzt gleichgültig an das erste Teilchen des anstoßenden Waldes. Es hat zu diesem keine nähere Beziehung als zu den übrigen Teilchen der Wiese. Unsere Vorstellung schafft ein Novum, indem sie alle Teilchen der Wiese zur Vorstellung „Wiese" zusammenfaßt und von der Vorstellung „Wald" trennt. Die Empfindungen enthalten die Bedingungen für diese Zusammenfassung, aber die Zusammenfassung selbst ist eine Neuleistung. Ebenso ist es mit den Isolations-

vorstellungen. Ein isoliertes Rot existiert überhaupt nicht in unseren Empfindungen. Die „Abstraktion" von den übrigen Empfindungseigenschaften, die bei einer solchen Isolation und Exkretion erforderlich ist (Buch II, S. 73), bedeutet wiederum eine Transformation der Empfindung. Wie wenig man bei der sog. Begriffsbildung mit einfacher algebraischer Summation auskommt, zeigen am klarsten die Beziehungsvorstellungen. Das Rosa des Flamingoflügels und das Rosa der untergehenden Sonne liefern uns die Vorstellung oder das Urteil[1] einer Ähnlichkeit. Beide haben, abgesehen von der tatsächlichen Ähnlichkeit (vgl. § 52), in unseren Empfindungen nichts miteinander zu tun. Erst in unseren Vorstellungen kommt der Vergleich zustande. Die Dinge bzw. ihre Empfindungen sind verschieden groß, aber das „Größer" und „Kleiner" im Sinn eines Dritten existiert in ihnen nicht. Die Beziehungsvorstellung ist eine Transformation des gegebenen Fundamentalbestandes der Empfindungen.

Nirgends also sind die Vorstellungen einfache abgeschwächte Wiederholungen der Empfindungen.[2] Der Transformismus ist gegenüber dem extremen Sensualismus im Recht. Die Vorstellungen sind eigenartige, spezifische Transformationen der Empfindungen. Die υ-Komponenten — um die Termini meiner Erkenntnistheorie anzuwenden — fallen mit den ν-Komponenten nicht zusammen, sondern stellen sich als eine Stufenleiter neuer spezifischer Parallelwirkungen dar.

§ 49. Vorstellungs- bzw. Begriffsbildung. Allgemeines. Bezüglich der Empfindungen kann die autochthone Grundlegung auf ein näheres Eingehen

[1] Auf diese Unterscheidungen, die später ausführlich behandelt werden, kommt es hier noch nicht an.

[2] Thomas v. Aquino (Summa tot. theol. I, quaest. 84, 6) hat dies schon sehr klar in dem Satz ausgedrückt: „Sensitiva cognitio non est tota causa intellectualis cognitionis."

verzichten. Ihre Beziehung zu den Reizen würde den Hauptgegenstand einer psychophysischen Grundlegung bilden. Wohl aber bedarf die Vorstellungs- bzw. Begriffsbildung noch einer grundlegenden autochthonen Untersuchung, da wir gefunden haben, daß es sich dabei nicht um einen einfachen und einheitlichen, sondern einen zusammengesetzten, stufenweise fortschreitenden, sehr mannigfaltigen Prozeß handelt.

In § 44 wurden bereits provisorisch auf Grund eines unsystematischen Sammelns zu anderem Zweck diejenigen Vorstellungskategorien aufgezählt, welche überhaupt in unserem psychischen Leben vorkommen. Wir bezeichneten sie — gleichfalls vorläufig — als: 1. integrale primäre Individualvorstellungen, 2. exzernierte primäre Individualvorstellungen, 3. sekundäre Individualvorstellungen, 4. Allgemeinvorstellungen, 5. Isolationsvorstellungen, 6. Komplexionsvorstellungen, 7. Kombinationsvorstellungen, 8. Vergleichungsvorstellungen.

Auch wurde bereits betont, daß bei dieser Aufzählung nur auf die Vollständigkeit gesehen und keine Rücksicht auf Koordinationen und Subordinationen, gegenseitiges Übergreifen und Zusammentreten der einzelnen Kategorien genommen wurde. Zu einer wissenschaftlich brauchbaren systematischen Einteilung und zu einer Einsicht in den Stufenaufbau der Vorstellungen gelangt man nur, wenn man nicht von den ausgebildeten Vorstellungen ausgeht, sondern zuerst die Prozesse aufsucht, welche bei der Vorstellungsbildung beteiligt sind. Das Aufsuchen dieser Prozesse ist eine äußerst mühselige, rein empirische analytische Aufgabe. Hier kann ich nur das Ergebnis dieser Analyse mitteilen. Es lautet kurz gefaßt dahin, daß bei der Bildung unserer Vorstellungen bzw. Begriffe, abgesehen von der einfachen Retention, nur drei Grundvorgänge beteiligt sind oder — anders ausgedrückt — drei vorläufig nicht weiter zer-

legbare und nicht aufeinander zurückführbare Vorgänge zur Erklärung des Zustandekommens aller unserer Vorstellungen ausreichen, nämlich a) die Synthese (deutsch etwa: Zusammenfassung), b) die Analyse (deutsch etwa: Zerlegung) und c) die Komparation oder Relation (deutsch etwa: Vergleichung oder beziehende Vergleichung).

Wie ohne weiteres ersichtlich, entsprechen diese drei Grundprozesse in jeder Beziehung den drei von mir sog. Differenzierungsfunktionen der Erkenntnistheorie. Nur habe ich aus speziell erkenntnistheoretischen Gründen die Komparation in der Erkenntnistheorie als Kategorialfunktion (primitive Vergleichungsfunktion) bezeichnet. Als solche ist sie uns auch bei unseren psychologischen Erörterungen wiederholt begegnet (vgl. z. B. § 32).

Eine besondere Erläuterung ist für die Synthese und Komparation vorläufig nicht erforderlich. Bezüglich der Analyse bleibt die Frage offen, was denn nun eigentlich für die Vorstellungsbildung als Ergebnis der Analyse zu betrachten ist. Offenbar kann dies ein Doppeltes sein. Wenn ich A in A′ und A″ zerlege, so kann ich entweder die Zerlegungsvorstellung, z. B. A′, ganz isoliert vorstellen, also ihre Partnerin A″ ganz weglassen, oder ich kann A′ aus irgendeinem Grunde intensiver und bestimmter vorstellen, ohne aber A″ ganz wegzulassen. Im ersten Fall liegt der Vorgang der Isolierung oder Isolation vor, im zweiten der Vorgang der Hervorhebung oder Akzentuation vor. Die Bezeichnung „Abstraktion" (vgl. oben S. 73, Anm. 2) vermeide ich bei dieser definitiven systematischen Gliederung absichtlich, weil sie zu mannigfach mißbraucht worden ist und noch immer in sehr verschiedenem Sinn gebraucht wird. Dazu kommt, daß der Gedanke an den Begriff des Konkreten, den man zum Abstrakten infolge des nicht-wissenschaftlichen Sprachgebrauchs fast unwillkürlich als Gegensatz hinzudenkt, noch wieder andere Nebenvorstellungen zu

dem Begriff des Abstrakten hinzufügt, z. B. das Fehlen der sinnlichen Anschaulichkeit, Nebenvorstellungen, die im wissenschaftlichen Gebrauch dem Begriff Abstraktion nicht notwendig zukommen.[1] Übrigens fällt der Begriff der Abstraktion nach meiner oben (S. 73) gegebenen Definition mit demjenigen der Analyse ganz zusammen. Ausnahmsweise werde ich mir auch gestatten, wenn jedes Mißverständnis ausgeschlossen ist, mit Bezug auf die nicht-isolierte bzw. nicht-akzentuierte Vorstellung A'' den Ausdruck Abstraktion zu gebrauchen („von A'' wird abstrahiert").

Man hat zuweilen bezweifelt, daß die Isolation bzw. die Abstraktion ein psychologischer Grundprozeß sei. Namentlich haben G. E. Müller[2] und Cornelius[3] versucht, die Abstraktion von Merkmalen auf Ähnlichkeitsmomente zurückzuführen. So soll z. B. das Merkmal der Tonhöhe von uns dadurch abstrahiert werden, daß wir einerseits hohe Klaviertöne mit anderen hohen und mit tiefen Klaviertönen und anderseits hohe Klaviertöne mit hohen Oboentönen vergleichen und nun dem einzelnen Ton das Merkmal „hoch" beilegen, wenn er in die weitere Ähnlichkeitsgruppe der hohen Töne (Klavier- und Oboentöne)

[1] So ist z. B. die sekundäre Individualvorstellung sowohl nach Erdmanns wie nach meiner Auffassung das Produkt einer Abstraktion, und doch wird man ihr eine, wenn auch gegenüber der primären Individualvorstellung beschränkte, sinnliche Anschaulichkeit kaum absprechen wollen und können. Will man durchaus den Begriff des Abstrakten und Konkreten im Sinn des gewöhnlichen Sprachgebrauchs festhalten, so müßte man darunter den Grad der qualitativen (s. ampl.) sinnlichen Bestimmtheit, also eine graduelle Beziehung verstehen. Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 250ff. u. Erk.theorie 1913, S. 281, Anm. 1.

[2] Nach Mitteilung von Schumann, Ztschr. f. Psych. d. Sinne 1898, Bd. 17, S. 107.

[3] Namentlich Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Leipzig 1897, S. 50ff. u. Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1900, Bd. 22, S. 101 und Bd. 24, S. 117.

sich einfügen läßt. Ganz abgesehen von anderen zum Teil sehr triftigen Einwänden, die Lipps[1], Meinong[2], Mally[3] u. a. gegen diese Annahme erhoben haben, ist nicht verständlich, wie eine solche Einfügung in eine Ähnlichkeitsgruppe mit dem Denken eines Merkmals identisch sein sollte. Wenn ich einen hohen Oboenton höre, so kann ich wohl auf Grund der von Cornelius angeführten Erfahrungen eine besonders starke Ähnlichkeit mit den früher gehörten hohen Oboentönen und eine schwächere Ähnlichkeit und zugleich eine Unähnlichkeit mit den früher gehörten hohen Klaviertönen erkennen; ganz unerfindlich ist aber, wie ich lediglich auf Grund solcher Vergleichungen dazu kommen könnte, die Höhe als Merkmal vorzustellen. Dazu gelange ich erst, wenn ich jene starke Ähnlichkeit und jene schwächere mit Unähnlichkeit gepaarte Ähnlichkeit zerlege, also eben die Isolation zu Hilfe nehme. Oder sollten wir etwa qualitativ verschiedene Ähnlichkeiten[4] annehmen? Ganz abgesehen von der sonstigen Untunlichkeit dieser Annahme, wäre zur Erkennung einer solchen Ähnlichkeitsqualität wiederum Isolation unerläßlich. Alles „Beachten", wie es Cornelius nennt, setzt, wenn es sich auf Merkmale beziehen soll, schon Isolation oder wenigstens Akzentuation voraus. Schließlich lehrt die Erfahrung vielfach, daß Einreihung in Ähnlichkeitsgruppen ohne Isolation nicht zu einer Merkmalabstraktion führt. Ich kann fünf Menschen in eine Ähnlichkeitsgruppe zusammenbringen auf Grund einer tatsächlichen Ähnlichkeit, aber doch außerstande sein, das gemeinsame Merkmal anzugeben. So sehr ich übrigens die Müller-Corneliussche Auffassung bestreiten muß, liegt ihr doch offenbar ein richtiger Satz zugrunde, daß nämlich erstens

[1] Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1900, Bd. 22, S. 383.
[2] Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1900, Bd. 24, S. 34.
[3] Arch. f. syst. Philos. 1900, Bd. 6, S. 291, nam. S. 298ff.
[4] Vgl. Meinong, a. a. O. S. 47.

Komparation eine unerläßliche Vorbedingung der Isolation ist und daß bei der Isolation in der Regel schon die Generalisation (Ähnlichkeitsgruppen!) beteiligt ist oder ihr vorausgeht.

Herbart[1] hat sogar bestritten, daß eine „Ablösung" (Isolation) aus einmal gebildeten „Komplexionen und Verschmelzungen" überhaupt möglich sei. Indes beruht seine Beweisführung nur auf seiner ohnehin unhaltbaren Vorstellungsmechanik.

Wir haben nun vor allem nachzuweisen, wie sich die oben sub 1—8 aufgezählten Vorstellungskategorien aus den ursprünglichsten, ganz unverarbeiteten Erinnerungsbildern, den integralen primären Individualvorstellungen mit Hilfe dieser Grundprozesse bilden, und sie dann systematisch zu ordnen.

§ 50. Primäre und sekundäre Individualvorstellungen. Die ursprünglichsten Erinnerungsbilder nannten wir wegen ihres ursprünglichen Charakters primär, wegen ihrer Beziehung auf einen individuellen Empfindungskomplex individuell, wegen ihres vollständigen Unverarbeitetseins (vgl. oben S. 72) integral. Im buchstäblichen Sinn des Wortes kommen sie kaum jemals vor. Die nächste Stufe ist in den exzernierten primären Individualvorstellungen gegeben. Der Vorgang der Exkretion (siehe oben S. 73), der hierbei die Hauptrolle spielt, ist nichts anderes als ein Spezialfall der Isolation, nämlich die Isolation im Bereich der ursprünglichen integralen Erinnerungsbilder. Der Hintergrund[2] wird — ganz wie A″ oben in dem Buchstabenparadigma — wegge-

[1] z. B. Lehrb. z. Psych. § 180 (Hart. Ausg. 1850, Bd. 5, S. 126). Übrigens sind einzelne Ausführungen Herbarts, z. B. § 190—192 denjenigen von Müller und Cornelius in ihrer Tendenz verwandt, nur schiebt H. allenthalben eine Urteilstätigkeit ein.

[2] Das Wort „Hintergrund" ist selbstverständlich nicht etwa nur in räumlichem Sinn gemeint.

lassen oder weggedacht. Dabei ergibt die Selbstbeobachtung, daß die Isolation nicht immer vollständig ist, daß der Hintergrund, wenn auch schwach und unbestimmt, doch mitvorgestellt wird. Dies entspricht dann dem Vorgang der Akzentuation. Akzentuation und Isolation erweisen sich also schon hier auf den primitivsten Stufen der Vorstellungsbildung nicht als scharf geschieden, sondern als mannigfach ineinander übergehende Vorgänge. Ferner sei betont, daß die Exkretion keineswegs immer oder auch nur meistens an den von der Empfindung losgelösten Erinnerungsbildern derselben stattfindet. Dies schematische Verhalten ist geradezu als Ausnahme zu betrachten. In der Regel knüpft vielmehr die Exkretion unmittelbar an die Empfindungen an. Retention und Exkretion sind — ganz im Einklang mit den Ausführungen oben S. 112 — unlösbar miteinander verbunden. Die Beziehung zur sogenannten „Aufmerksamkeit" liegt auf der Hand. Ausdrücklich sei auch bemerkt, daß die Exkretion sich nicht auf räumliche Teile beschränkt, sondern auch unräumliche Teile und selbst einfache Merkmale exzerniert werden können. So kann ich aus einem Geschrei das Erinnerungsbild einer einzelnen Stimme, aus dem Akkord, den ich jetzt auf dem Klavier anschlage, das Erinnerungsbild eines einzelnen Partialtons, aus dem Anblick eines bestimmten Gewitters das Erinnerungsbild einer besonderen Färbung des Himmels exzernieren. Daraus ergibt sich auch, daß die exzernierte primäre Individualvorstellung A′ einfach oder selbst wieder zusammengesetzt sein kann, z. B. aus a'_1, a'_2, a'_3 usf. Im letzteren Fall macht sich fast stets neben der Isolation auch die Synthese geltend, insofern die Teilvorstellungen a'_1, a'_2, a'_3 usf. nicht schlechthin nebeneinander bestehen, gewissermaßen als Summanden auftreten, sondern fast stets in A′ zu einer Einheit zusammengefaßt werden. So wird in der Vorstellung des Vogels, der eben vor mei-

nem Fenster sitzt, nicht nur die Umgebung weggedacht (vgl. oben S. 73), sondern es werden auch Schnabel, Augen, Beine, kurz alle sichtbaren Teile des Tieres als zusammengehörig gedacht. Die exzernierten primären Individualvorstellungen sind also schon bei ihrer Bildung oft zugleich Komplexionsvorstellungen in dem alsbald festzustellenden Sinn.

Wir wollen nun zunächst unberücksichtigt lassen, daß an die integralen primären Individualvorstellungen auch Komparationen anknüpfen können (siehe unten § 52) und die Weiterentwicklung der exzernierten primären Individualvorstellungen verfolgen. Die beiden Hauptvorgänge, welche sich an den letzteren abspielen, sind fortgesetzte neue Synthesen und Analysen. Soweit also Synthesen nicht schon bei der Exkretion mitgewirkt haben, treten sie jetzt in Kraft. Wir wollen diese ganz unkomplizierten Synthesen im Gegensatz zu komplizierten, die uns später begegnen werden, auch als „Komplexionen" bezeichnen und stellen daher die Komplexionsvorstellungen[1] den Isolationsvorstellungen gegenüber. So entsteht die Vorstellung „Kaiserstraße" durch Zusammensetzung der Vorstellungen der einzelnen Häuser, des Trottoirs usf. einer bestimmten Straße. An die erste Isolation jenes „Vogels" knüpfen sich die weiteren Isolationen seines Schnabels, der Farbe seines Gefieders usf. Dabei wirken oft Isolation und Komplexion in der mannigfaltigsten Weise zusammen, insofern die Zusammenfassung fast stets mit Weglassungen verbunden ist. Dies Zusammenwirken habe ich als

[1] Der Terminus „complexio" ist allerdings früher oft in anderem Sinn gebraucht worden. Namentlich wurde er von manchen Scholastikern (zuerst wohl von Remi d'Auxerre) für die Allgemeinvorstellungen verwendet. Odon de Cambray soll sogar ein (nicht erhaltenes) Buch über die Komplexionen geschrieben haben. Indes ist dieser Gebrauch ebenso wie derjenige der Araber (verba complexa = Urteile) wohl ganz in Vergessenheit geraten.

Syllektion bezeichnet.[1] Durch den Wechsel der Empfindungen erfahren diese Vorgänge sehr bald noch eine Erweiterung, und zwar betrifft die letztere die Komplexionen. Diese fassen jetzt auch sukzessive Empfindungen oder vielmehr die Erinnerungsbilder sukzessiver Empfindungen zusammen. Zu den „Simultankomplexionen" kommen „Sukzessivkomplexionen" hinzu. So entsteht bei mir die Komplexionsvorstellung des Gewitters, welches ich heute nachmittag erlebt, des Spaziergangs, den ich heute morgen gemacht, der Melodie, die ein Straßenjunge soeben draußen gesungen hat. Dabei lehrt die alltägliche Beobachtung, daß Simultan- und Sukzessivkomplexionen oft kaum zu trennen sind. Namentlich ergibt sich bei sorgfältigerer Analyse, daß bei scheinbaren Simultankomplexionen doch oft eine Sukzessivkomplexion beteiligt ist. Ein leichtes Wandern der Blickrichtung genügt bereits, um aus der Simultankomplexion eine Sukzessivkomplexion zu machen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alles, was man seit Ehrenfels mit dem sehr mißverständlichen Namen der „Gestaltqualitäten"[2] bezeichnet hat, auf die eben beschriebenen Simultan- und Sukzessivkomplexionen zurückgeht.

Gerade die als Gestaltqualitäten bezeichneten Beispiele lehren uns zugleich besonders eindringlich, daß unsere seitherige Darstellung unvollständig war, insofern wir bis jetzt nur die Komplexion als wirksamen Vorgang bei der Entstehung der Komplexionsvorstellungen angeführt haben. In vielen Fällen macht sich bereits auch der Vorgang der Komparation oder Relation

[1] Erk.theorie 1913, S. 286.

[2] Mach sprach schon in seinen Beiträgen zur Analyse der Empfindungen (Jena 1886) ähnliche Gedanken aus und bezeichnete solche Zusammenfassungen sogar noch als „Empfindungen". Die erste eingehende Darstellung stammt von v. Ehrenfels, Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1890, Bd. 14, S. 249. Ehrenfels hat auch die Bezeichnung „Gestaltqualität" eingeführt.

(der beziehenden Vergleichung) neben der Zusammenfassung, die allerdings unerläßlich und daher wesentlicher ist, geltend. Wenn ich eine Melodie höre, so fasse ich nicht nur die einzelnen Tonempfindungen bzw. Erinnerungsbilder zusammen, sondern verbinde mit dieser Zusammenfassung auch eine vergleichende Auffassung der einzelnen Tonempfindungen, d. h. also eine Intervallauffassung. Dasselbe gilt auch von jeder Vorstellung einer räumlichen Form, einer verschiedenfarbigen Fläche, eines Akkords usf. Auch hier fassen wir mehr oder weniger deutlich zugleich die Verhältnisse der Komponenten zueinander auf. Sowohl bei Sukzessiv- wie bei Simultankomplexionen ist also die Komparation außerordentlich oft, allerdings in wechselndem Maße beteiligt. Nur wenn die Komponenten ganz heterogen sind — man denke etwa an einen Pistolenschuß in dunkler Nacht resp. die zugehörige Vorstellungskomplexion: Vorstellung des Knalls und Vorstellung des Pulvergeruchs —, kann die Komparation ganz fehlen. Besonders klar ist der Einfluß der Komparation auch bei denjenigen individuellen Komplexionsvorstellungen, welche irgendwie ähnliche oder gleiche (simultane, etwas seltener sukzessive) Empfindungen zusammenfassen, den sog. individuellen Kollektivvorstellungen, wie z. B. des Sperlingschwarms, der eben draußen aufflattert. Bei dieser Kollektion ist sogar oft die Komparation bzw. ihr Ergebnis das Motiv zur Komplexion.

Man hat sich in solchen Fällen oft bemüht, irgendein besonderes „Moment" nachzuweisen, welches unmittelbar in der Anschauung erfaßt werde, ein „figurales Moment", wie Husserl[1] es nennt, oder ein Einheitsmoment, wie Riehl[2] zu sagen vorschlägt. Husserl hat z. B. angenom-

[1] Husserl, Philos. d. Arithmetik, Halle 1891, S. 217ff. (namentlich S. 225ff.) u. Logische Untersuchungen, Teil 2, Halle 1901, namentlich S. 269ff. [2] Husserl, Log. Unters. a. a. O. S. 231

men, daß „Verschmelzungs"vorgänge der einzelnen Glieder des Komplexes und ihrer Relationen dies Moment liefern. Ebenso hat Cornelius[1] von „neuen Merkmalen" gesprochen, durch welche sich der Komplex von der bloßen Summe der Teilinhalte unterscheiden sollte. Ich kann in meiner Selbstbeobachtung schlechterdings nichts dergleichen konstatieren, weder Verschmelzungen noch neue Merkmale. Alle diese Hypothesen beruhen auf dem Mangel einer scharfen Unterscheidung der Komparation und der Komplexion. Wenn man beide als Grundprozesse anerkennt und ihre Beteiligung bei der Bildung der Komplexionsvorstellungen zugibt, so bedarf es gar keiner weiteren Momente und Merkmale. Erst die Komplexionsvorstellung selbst bringt dann das neue „Moment", das neue „Merkmal", die „Form", wie es Stumpf[2] genannt hat. Dabei ist aber diese Form nicht ein besonderes „Korrelat der zusammenfassenden Funktion", sondern eine Inhaltseigentümlichkeit der Komplexionsvorstellungen, die auf Grund eines bestimmten Tatbestandes der gleichzeitig oder sukzessiv gegebenen Empfindungen dank der synthetischen Funktion zu dem sonstigen Inhalt, d. h. der einfachen Summe der Teilerinnerungsbilder hinzukommt. Die synthetische Funktion oder, wie ich sage, der Vorgang der Synthese (Komplexion) wird auch bei meiner Auffassung nicht erklärt, aber wenigstens von überflüssigen Hypothesen frei gehalten.[3]

[1] Cornelius, Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1900, Bd. 22, S. 101; Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Leipzig 1897, namentlich S. 70, 119, 164, 216 u. a. m.; Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1893, Bd. 17, S. 30 (nam. S. 60ff.).

[2] Abh. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. v. J. 1906, Berlin 1907, S. 28ff. Vgl. auch Gelb, Ztschr. f. Psych. 1911, Bd. 58, S. 1.

[3] Meiner Auffassung steht in einigen Beziehungen die Lehre Meinongs von „fundierenden" und „fundierten Inhalten" etwas nahe (Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1891, Bd 2, S 245; 1894,

Das Stadium der primären individuellen Komplexions- und Isolationsvorstellungen bildet den Ausgangspunkt für noch andere Weiterentwicklungen. Von diesen fassen wir wiederum zunächst nur eine in das Auge, die Entstehung der sekundären Individualvorstellungen. Die Bedingungen für diese sind gegeben, wenn sukzessiv ähnliche Empfindungen bzw. Empfindungskomplexe auftreten, deren Veränderungen mehr oder weniger stetig sind oder als stetig gedacht werden. Dann bildet sich die Vorstellung eines identischen, aber doch veränderlichen Gegenstandes. Die erkenntnistheoretische Bedeutung dieser Annahme einer Dieselbigkeit kann hier nicht erörtert werden.[1] Der psychologische Vorgang entspricht einer Verbindung derjenigen Analyse, die wir oben als Akzentuation bezeichnet haben, mit einer besonderen, eben durch die Vorstellung der Dieselbigkeit charakterisierten Synthese. Der ganze Vorgang soll als „Kontraktion", die sekundären Individualvorstellungen daher auch kurz als „Kontraktionsvorstellungen" bezeichnet werden.[2] Wenn ich einen bestimmten

Bd. 6, S. 340; 1899, Bd. 21, S. 182, nam. S. 191ff.). Noch mehr gilt dies von der Abhandlung Ameseders, übrigens eines Schülers von Meinong, Untersuch. z. Gegenst.theorie u. Psych., herausg. v. Meinong, Leipzig 1904, S. 481. Ameseder erklärt ausdrücklich, daß wir durch „Vorstellungsproduktion" die fundierten Gegenstände erfassen. Selbst Lipps steht dieser Auffassung nicht zu fern, nur schiebt er alles dem Apperzipieren eines Ichs zu (Einheiten und Relationen, Leipzig 1902). Man beachte übrigens, daß vom Standpunkt meiner Erk.theorie, da die Reduktionsbestandteile den Vorstellungen mitsamt ihren Relationen inexistieren, das Problem sich wesentlich anders, und zwar, wie mir scheint, lösbarer gestaltet.

[1] Eine ausführliche Darlegung findet man in meiner Erk.theorie 1913, S. 17, 256ff. u. 306ff.

[2] Ob die bei der „Kontraktion" beteiligte Synthese mit derjenigen, welche wir als Komplexion bezeichnen, identisch ist und die Kontraktion sich also nur durch das Hinzukommen der Akzentuation von der Sukzessivkomplexion unterscheidet, kann füglich bezweifelt werden, da auch die Sukzessivkomplexion oft von Akzen-

Baum beispielsweise während mehrerer Monate öfters gesehen habe, so bilde ich aus diesen primären individuellen Erinnerungsbildern schließlich ein sekundäres individuelles Erinnerungsbild. Die gleichbleibenden Merkmale entsprechen dem A', die veränderlichen dem A'' unserer Auseinandersetzung oben S. 133. Beide werden zusammengefaßt, dabei aber die ersteren akzentuiert und die letzteren nicht wie bei der Isolation ganz weggelassen („weggedacht"), sondern schwach und unbestimmt mitgedacht. Die Tatsache, daß der Komplex A' viel öfter aufgetreten ist als die Komplexe A'', gibt uns eine einfache Erklärung für diese Verschiedenheit der Intensität und der Deutlichkeit (Bestimmtheit).

Diese sekundären Individualvorstellungen sind keineswegs auf exzernierte Komplexe beschränkt, sondern bilden sich — wenn auch viel seltener — auch für exzernierte bzw. isolierte einfache Merkmale. So kann ich mir eine sekundäre Individualvorstellung von den Blaunüancen bilden, welche die Farbe des Himmels beispielsweise heute im Verlauf des Tages durchlaufen hat. Es gibt also nicht nur sekundäre individuelle „Ding"[1]-vorstellungen, sondern auch sekundäre individuelle „Merkmal"vorstellungen. Bei den letzteren tritt an

tuationen begleitet ist. Es handelt sich hier um eine der schwierigsten psychologisch-erkenntnistheoretischen Fragen. Meines Erachtens ist allerdings die Synthese als solche überall dieselbe und beruht der Unterschied zwischen Komplexion und Kontraktion nur auf der Dieselbigkeitsvorstellung, welche mit der ersteren in ganz anderem Sinn verknüpft wird als mit der letzteren (vgl. Erk.theorie S. 17ff., 257ff. u. 305ff.). Die Komparation spielt nur bei der Dieselbigkeit der Kontraktion eine notwendige Rolle.

[1] Ich fasse hier „Ding" natürlich nicht in dem naiven Sinn des Tast- und Sichtbaren, sondern einfach im Sinn eines mit der Vorstellung der Dieselbigkeit verbundenen Merkmalkomplexes. In diesem Sinn ist also z. B. auch ein Akkord ein „Ding". Von der erkenntnistheoretischen Reduktion der Dinge auf Atome, Moleküle usw. wird bei dieser autochthonen psychologischen Betrachtung ganz abgesehen.

Stelle der Gemeinsamkeit einiger Merkmale oder Teile (bzw. auch eines Merkmals oder eines Teils) die Ähnlichkeit des einen überhaupt nur gegebenen Merkmals. Die Zerlegung in A′ und A″ muß nicht immer eine Zerlegung in isoliert denkbare Teile oder Merkmale sein, sondern kann auch in der Zerlegung in eine übereinstimmende und eine verschiedene Komponente bestehen, die beide nicht isoliert gedacht werden können. Die Blaunüancen des Himmels in dem oben angeführten Beispiel haben alle eine übereinstimmende Komponente, dank welcher wir sie eben alle als Blau bezeichnen, die aber isoliert gar nicht vorgestellt werden kann. Wir wollen, um diese beiden außerordentlich wichtigen Fälle künftig präziser unterscheiden zu können, die Ähnlichkeit von Komplexen auf Grund gemeinsamer Teile oder Merkmale auch als „frustale", die nicht faktisch zerlegbare Ähnlichkeit einfacher Objekte (Merkmale) als „propinquale"[1] bezeichnen. Die hypothetische übereinstimmende Komponente im letzteren Fall — die übrigens psychophysiologisch sehr wohl der Feststellung zugänglich ist — werde als Propinqualkomponente bezeichnet.

Diese Zusammenfassung (Kontraktion) primärer sukzessiver ähnlicher Individualvorstellungen zu sekundären Individualvorstellungen ist, wie schon oben bemerkt, nicht an die absolute Stetigkeit der in Frage kommenden Veränderungen der Empfindungen gebunden. Wir nehmen fortgesetzt selbst erhebliche Unstetigkeiten in den Kauf, wofern wir nur Veranlassung haben, die Unstetigkeiten bzw. auch Lücken in entsprechender Weise aus-

[1] Zur Rechtfertigung der ersten Bezeichnung sei nur bemerkt, daß „frustum" „Brocken", „Stück" bedeutet. Die Bezeichnung „partial" empfiehlt sich nicht, weil sie den Gedanken an den Gegensatz „total" weckt und die Ähnlichkeit einfacher Objekte nicht wohl als total bezeichnet werden kann. Die zweite Bezeichnung, „propinqual", soll auf die Nachbarschaft solcher ähnlicher Merkmale in der Ton-, Farben-reihe usf. hindeuten.

gefüllt zu denken. Man berücksichtige nur, daß wir die meisten, ja fast alle Dinge nur in größeren Zwischenzeiten sehen und nach den Zwischenzeiten fast niemals ganz unverändert wiederfinden. Ferner ist für die Gemeinsamkeit der Merkmale bzw. Teile, also die frustale Ähnlichkeit, und auch für die Ähnlichkeit eines isolierten Merkmals, also die propinquale Ähnlichkeit, durchaus nicht erforderlich, daß auch zeitlich weiter abstehende Empfindungen des bezüglichen Dings oder Merkmals eine solche Ähnlichkeit aufweisen. Sie wird nur für die mehr oder weniger unmittelbar benachbarten Empfindungen verlangt. Ich kann den Empfindungskomplex eines Kindes und den viel späteren eines Mannes trotz Fehlens jeder Ähnlichkeit auf dieselbe Person beziehen, d. h. zu einer sekundären Individualvorstellung vereinigen, wofern nur die zeitlich benachbarten Komplexe Stetigkeit der Veränderung zeigen oder stetige Veränderungen solcher zeitlich benachbarter Komplexe ergänzend auf Grund irgendeiner Veranlassung (Legitimationspapiere usf.) hinzugedacht werden können. So kann, um das oben gewählte Beispiel nochmals zu verwenden, die Himmelsfärbung eines Nachmittags von mir zur sekundären Individualvorstellung eines Merkmals auch dann zusammengefaßt werden, wenn die Anfangs- und die Schlußfärbung keinerlei Ähnlichkeit erkennen lassen. Es genügt auch hier, daß je zwei zeitlich benachbarte Färbungen stetige Veränderungen zeigen oder als stetig verändert gedacht werden.

Mit der Stufe der sekundären Individualvorstellungen ist in einer Richtung das Maximum der Vorstellungsentwicklung erreicht. Es erscheint daher nicht unzweckmäßig, alle Vorstellungsgebilde, welche den bis jetzt besprochenen Stufen entsprechen, mit einer besonderen Bezeichnung zu versehen. Als solche scheint sich mir der Terminus „Erinnerungsbild" am besten zu

eignen.[1] Wir würden also unter dieser Bezeichnung alle primären und sekundären individuellen Vorstellungen zusammenfassen (einschließlich der komplexen und isolierten). Dabei halten wir daran fest, daß der Terminus „Vorstellung" alle aus den Empfindungen entwickelten Gebilde umfaßt.

§ 51. Allgemeinvorstellungen. Generalisation. Schon an die exzernierten primären Individualvorstellungen, vor allem aber an die sekundären Individualvorstellungen, sowohl Komplexions- wie Isolationsvorstellungen (Dingvorstellungen oder Merkmalvorstellungen, zusammengesetzte oder einfache Vorstellungen), schließt sich ein weiterer Prozeß der Vorstellungsentwicklung an, die sog. Generalisation. Der Tatbestand, der zu diesem Prozeß Anlaß gibt, läßt sich sehr scharf präzisieren. Während simultane und sukzessive Empfindungen, einerlei, ob sie total verschieden, ähnlich oder gleich sind, zu Komplexionsvorstellungen — und während sukzessive, verschiedene, aber stetig veränderliche und daher als „dieselben" gedachte Empfindungen zu sekundären Individualvorstellungen zusammengefaßt werden, werden sukzessive (ausnahmsweise auch simultane), ähnliche oder gleiche, aber nicht als „dieselben" gedachte Empfindungen zu Allgemeinvorstellungen zusammengefaßt. Wie die Bildung der Komplexionsvorstellungen und der Kontraktionsvorstellungen, so ist also auch die Bildung der Allgemeinvorstellungen, die Generalisation, ein Spezialfall der Synthese (Zusammenfassung), der jedoch an andere Bedingungen geknüpft und durch spezielle Charakteristika ausgezeichnet ist. Die allgemeinen Bedingungen der Generalisation sind, wie sich aus der vorhergehenden Gegenüberstellung ergibt, enger als diejenigen für die Bildung der Komplexionsvorstellungen, insofern bei totaler Verschiedenheit die Bildung von Allgemeinvorstellungen

[1] Vgl. Erk.theorie, S. 281, Anm 1.

ausgeschlossen ist, während die Bildung von Komplexionsvorstellungen auch dann noch möglich ist; sie fallen also nur teilweise zusammen. Von den Bedingungen für die Kontraktion, d. h. die Bildung der sekundären Individualvorstellungen unterscheiden sich die Generalisationsbedingungen sehr scharf[1], indem jene die Dieselbigkeitsvorstellung voraussetzen, diese sie ausschließen. Dabei ist die Dieselbigkeit hier nicht sowohl im erkenntnistheoretischen als im naiv-psychologischen Sinn der „stetigen Veränderung" zu verstehen.

Die speziellen Charakteristika der Generalisation gegenüber der Komplexion und der Kontraktion ergeben sich aus folgender Überlegung. Um zur Allgemeinvorstellung zu gelangen, muß erstens eine Komparation der Empfindungen bzw. Empfindungskomplexe oder ihrer Erinnerungsbilder a_1, b_1, a_2, b_2, a_3, c_1, d_1, b_3, a_4 ... usf. stattfinden mit dem Ergebnis der Vorstellung einer Ähnlichkeit zwischen a_1, a_2, a_3, a_4 ... Die Ähnlichkeit kann frustal oder propinqual sein (vgl. oben S. 144). Frustale Ähnlichkeit besteht z. B. zwischen den einzelnen Menschen, insofern ihnen bestimmte Teile gemeinsam sind, propinquale zwischen den einzelnen Nüancen des Gelb. Sehr oft besteht sowohl frustale wie propinquale Ähnlichkeit. Hierauf werden a_1, a_2, a_3, a_4 ... durch Synthese zusammengefaßt, dabei aber die übereinstimmenden Teilmerkmale bzw. Propinqualkomponenten[2] (vgl. oben S. 144) $m_1 = m_2 =$

[1] Die Erweiterung des Begriffes der Allgemeinheit in dem Sinn, daß sie sowohl Kontraktion wie Generalisation umfaßt (vgl. z. B. Rickert, Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1894, Bd. 18, S. 286) und schlechthin jede „Vereinfachung der Wirklichkeit" bedeutet, scheint mir weder logisch noch psychologisch empfehlenswert. Erdmann (Logik, Bd. 1, 2. Aufl., Halle 1907) faßt das Gemeinsame der beiden Prozesse, wenigstens soweit Analyse beteiligt ist, als Abstraktion zusammen (namentlich S. 64, 70, 90, 147).

[2] Der Index unten rechts von den Buchstaben weist auf den Index des zugehörigen a hin.

$m_3 = m_4 \ldots$, $n_1 = n_2 = n_3 = n_4 \ldots$ akzentuiert und die nicht übereinstimmenden — etwa w_1, x_1, y_2, $z_3 \ldots$ nur schwach und unbestimmt vorgestellt, wie es oben S. 133 und 136 ff. für die Akzentuation festgestellt wurde.

Die Eigentümlichkeit dieses ganzen Generalisationsprozesses, der also keineswegs ein Grundprozeß ist, sondern sich aus den drei Grundprozessen der Synthese, Analyse und Komparation zusammensetzt, tritt am schärfsten hervor, wenn man ihn mit dem Komplexions- und mit dem Kontraktionsprozeß (oben S. 142) vergleicht. Dabei empfiehlt es sich, zum Vergleich einen solchen Komplexionsprozeß heranzuziehen, bei dem die Glieder der Komplexion ähnlich sind, also einen Kollektionsprozeß (vgl. oben S. 140), so daß der zu betrachtende Komplexionsprozeß in anderen Beziehungen dem Generalisationsprozeß möglichst nahe steht. Wir können also zum Vergleich etwa verwenden: die Vorstellung einer bestimmten, zu bestimmter Zeit, an bestimmtem Ort gesehenen Schafherde (primäre individuelle Kollektivvorstellung), die Vorstellung eines bestimmten Schafes[1], das ich öfters gesehen habe (Kontraktionsvorstellung, sekundäre Individualvorstellung) und die Allgemeinvorstellung Schaf, die ich mir z. B. auf Grund des einmaligen oder öfteren Sehens derselben Herde gebildet habe. Synthese von Ähnlichem liegt in allen drei Fällen vor. Die Analyse beschränkt sich bei der Kollektivvorstellung auf die Exkretion (vgl. oben S. 136), bei der Kontraktionsvorstellung und bei der Allgemeinvorstellung kommt auch eine Akzentuation innerhalb des exzernierten Komplexes hinzu. Bei der Kontraktionsvorstellung bezieht sich diese Akzentuation auf das trotz Zeitwechsels Unveränderliche der kontrahierten Sukzessivvorstellungen, bei der Allgemeinvorstellung ganz ohne Rücksicht auf die Zeit auf das

[1] Oder auch die gesonderten Vorstellungen mehrerer bestimmter Schafe. Vgl. auch unten S. 150.

Gemeinsame der Generalisationsglieder. Bei der Kontraktion wird von Teil- bzw. Merkmalveränderungen (m'_1, m''_1, m'''_1 ... mit Bezug auf das Merkmal m_1; m'_2, m''_2, m'''_2 ... mit Bezug auf das Merkmal m_2; w'_1, w''_1, w'''_1 mit Bezug auf w_1; x'_1, x''_1, x'''_1 ... mit Bezug auf x_1; y'_2, y''_2, y'''_2 ... mit Bezug auf y_2 usf.), die mit der Zeit eintreten, bei der Generalisation von einzelnen, nicht übereinstimmenden Teilen und Merkmalen (w_1, x_1, y_2 usf.) abstrahiert. Die Komparation ist bei allen drei Prozessen beteiligt.[1] Eine gewisse „Dieselbigkeit" wird stets vorgestellt, aber sie ist in den drei Fällen total verschieden. Die kollektive Dieselbigkeit bezieht sich auf die Ähnlichkeit der Glieder a_1, a_2, a_3 unter sich[2], die kontraktive auf die Ähnlichkeit von m'_1, m''_1, m'''_1 ..., von w'_1, w''_1, w'''_1 ... usf.[3], die generale auf die Übereinstimmung von m_1, m_2, m_3 ..., von n_1, n_2, n_3 ... usf. Schränkt man den Terminus „Dieselbigkeit" auf die kontraktive (individuelle) ein, wie dies meistens mit gutem Grund geschieht, und bezeichnet man die als „dieselben" gedachten Dinge als „Individuen", so involviert die Kollektion überhaupt keine Vorstellungen von Individuen, während die Kontraktion solche bildet und die Generalisation sie umfaßt. Ausnahmsweise kann sogar, wie oben schon hervorgehoben wurde, die Generalisation von Individuen ganz absehen und, wie schon zu Anfang des Paragraphen angedeutet wurde, unmittelbar an die exzernierten primären Individualvorstellungen anknüpfen.

Selbstverständlich darf man sich nicht dadurch irre machen lassen, daß die verschiedenen Prozesse sich in

[1] Bei der nicht-kollektiven Komplexion kann sie fehlen (s. oben).

[2] Bei nicht-kollektiven Komplexionsvorstellungen tritt an Stelle der frustalen oder proquinqualen Ähnlichkeit eine lokale oder temporale Übereinstimmung. Vgl. Erk.theorie, S. 16 u. 219 über Koinaden.

[3] Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß einzelne Merkmale, statt ähnlich zu bleiben, sogar gleich bleiben.

mannigfaltiger Weise supraponieren können. So kann sich der Kontraktionsprozeß auch an der Kollektivvorstellung Schafherde statt an der sukzessiven Vorstellungsreihe eines einzelnen Schafes (oder einzelner Schafe, vgl. oben S. 148, Anm. 1) vollziehen und zur Kontraktionsvorstellung Schafherde im Sinn einer sekundären kollektiven Individualvorstellung führen. Ebenso kann an den Kontraktionsvorstellungen mehrerer Schafherden ein neuer Generalisationsvorgang ablaufen und so die Allgemeinvorstellung „Schafherde" im Sinn einer allgemeinen Kollektivvorstellung zustande kommen.

Ein Vergleich mit den üblichen psychologischen Theorien der Allgemeinvorstellungen ergibt folgendes.

Die erste Theorie, die als Summentheorie bezeichnet werden kann, übrigens heute, wenn man von der sog. algebraischen Logik absieht, kaum noch Anhänger zählt, betrachtet die Allgemeinvorstellung als eine Summe von Individualvorstellungen. Die Verknüpfung derselben hat die Bedeutung einer einfachen Addition. Die Unhaltbarkeit dieser Anschauung ergibt sich schon daraus, daß der Unterschied zwischen individueller Kollektivvorstellung und Allgemeinvorstellung, den die Selbstbeobachtung ebenso wie unsere Analyse ergibt, ganz verwischt wird. Sie ist diesem Einwand gegenüber auch dann hilflos, wenn sie sich in ein physiologisches Gewand kleidet und von dem „Zusammenschwingen" der beteiligten Vorstellungserregungen spricht. Auch physiologisch muß dies „Zusammenschwingen" bei der Allgemeinvorstellung ein anderes sein als bei der Kollektivvorstellung. Der einfache Hinweis auf das Zusammenschwingen genügt also nicht.

Die zweite Theorie kann man als die Durchschnittstheorie bezeichnen. Sie behauptet, daß man alle Merkmale als quantitative Größen auffassen kann. Jede Variation eines Merkmals ist sonach ebenfalls im Sinn eines

Plus oder eines Minus zu deuten. Durch Bildung der algebraischen Summen $m_1 + m_2 + m_3 + \ldots$, $n_1 + n_2 + n_3 + \ldots$ usf. soll sich also für jedes Merkmal m, n usf. eine mittlere Größe bestimmen lassen, das Durchschnittsmerkmal. Der Allgemeinbegriff wäre nach dieser Theorie nichts anderes als der Komplex der Durchschnittsmerkmale. Diese Theorie kommt der Wahrheit bereits erheblich näher. Die Durchschnittsvorstellung ist nämlich eine Vorstufe bzw. ein besonders einfacher Spezialfall der Allgemeinvorstellung. In der Tat, wenn alle Merkmale der Glieder a_1, a_2, $a_3 \ldots$, aus denen die Allgemeinvorstellung gebildet wird, sich vollständig durch Quanta ausdrücken lassen, wie z. B. Linienlängen, und wenn diese quantitativen Merkmale allen Gliedern zukommen (also nicht etwa einige Glieder quantitative Merkmale haben, die anderen fehlen), so fällt die Durchschnittsvorstellung mit der Allgemeinvorstellung zusammen. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich schon vor vielen Jahren, um Einblick in den Aufbau der Allgemeinvorstellungen zu bekommen, unter anderem auch Experimentaluntersuchungen über die Bildung von Durchschnittsvorstellungen, z. B. bei Linienlängen angestellt.[1] Der psychologische Hergang bei der Bildung solcher Durchschnittsvorstellungen unterscheidet sich auch für die Introspektion in keiner Weise — abgesehen von den unten angeführten Spezialisationen — von dem Hergang bei der Bildung irgendwelcher Allgemeinvorstellungen. Man

[1] Pädag.-psych. Stud. 1900, Nr. 1. Später habe ich durch einen meiner Schüler diese Experimentaluntersuchungen über Allgemeinvorstellungen (nicht nur Durchschnittsvorstellungen) fortsetzen lassen. Vgl. Ballin, Das Wesen u. die exakte Prüfung der Begriffsbildung, Diss. Berlin 1912. Die Resultate bieten, wie mir scheint, ein außerordentliches Interesse. Den theoretischen Ausführungen Ballins stimme ich übrigens keineswegs in allen Punkten bei. Wie ich später festgestellt habe, hat auch J. Jastrow solche Durchschnittsversuche angestellt (Amer. Journ. of Psych. 1890, Bd. 3, S. 43)

kann der Durchschnittstheorie also nur vorwerfen und muß ihr vorwerfen, daß sie nur für einen äußerst seltenen Spezialfall der Generalisation zutrifft. Für weitaus die meisten Fälle treffen ihre Voraussetzungen nicht zu. In der Regel lassen sich die einzelnen Merkmale durch Zahlen nicht vollständig ausdrücken, und in der Regel kommen manche Merkmale nur einzelnen Gliedern zu. Rot, Weiß und Gelb — man denke z. B. an Rosen — lassen sich gar nicht zu einem psychologischen Durchschnitt vereinigen; sie sind als Empfindungen weder additionsfähig noch teilungsfähig.[1] Die Haube einzelner Lerchenarten ist ein Merkmal, welches den meisten Lerchenarten überhaupt nicht zukommt. Soll man nun etwa der Lerche als Allgemeinbegriff eine im Verhältnis der Zahl der Haubenlerchen zu allen Lerchen verkleinerte Haube zuschreiben? Auch die Selbstbeobachtung widerspricht in der Mehrzahl der Fälle durchaus dem Schema der Durchschnittstheorie. Am klarsten trat dies bei meinen Versuchen über Bildung von Allgemeinvorstellungen aus quantitativ nicht meßbaren[2] Empfindungen hervor. Wir denken uns dabei fast niemals einen bestimmten Durchschnitt, sondern lassen den einzelnen Merkmalen einen mehr oder weniger unbestimmten Spielraum. Die Durchschnittstheorie übersieht, daß die Akzentuation etwas anderes ist als die Ziehung eines arithmetischen Mittels. Auch ist es nicht einmal richtig, daß der Grad der Vertretung, das „Gewicht" eines Merkmals, z. B. eines bestimmten m in der Allgemeinvorstellung lediglich von seiner relativen Häufigkeit in der Grundempfindungsreihe abhängt. Vielmehr sind außer-

[1] Übrigens ist selbst bei extensiven Empfindungseigenschaften eine solche Additions- und Teilungsfähigkeit nur in eingeschränktem Sinn vorhanden.

[2] Die Meßbarkeit bezieht sich natürlich immer auf die Empfindungen, nicht auf die Reize.

dem noch mannigfache andere Faktoren, so z. B. die Frische und Deutlichkeit der bez. Erinnerungsbilder, das Maß und die Art ihrer assoziativen Verknüpfungen, maßgebend.

Der Durchschnittstheorie steht die dritte Theorie, die ich als Repräsentationstheorie bezeichnen will, sehr nahe. Sie setzt an Stelle des arithmetischen Mittels ein einzelnes bestimmtes Glied der Reihe, z. B. a_r (bzw. auch eventuell mehrere unter sich völlig übereinstimmende), und behauptet, daß dieses als „Repräsentant" die ganze Reihe vertritt. Die Auswahl des Repräsentanten würde z. B. durch die überwiegende Häufigkeit der bei a_r vorhandenen Merkmalkombination bzw. sehr ähnlicher Merkmalkombinationen in der Reihe bedingt sein. Nun ist allerdings richtig, daß wir bei dem Versuch, einen Allgemeinbegriff bestimmter zu denken, oft eine solche Repräsentationsvorstellung an ihn anknüpfen, aber schon die Tatsache, daß diese Repräsentationsvorstellung nicht immer vorhanden ist[1] und meistens sehr schwankt, läßt sich mit der Repräsentationstheorie kaum vereinigen. Dazu kommt nun vor allem, daß doch eben immer ein Unterschied zwischen a_r und der Allgemeinvorstellung A bleibt, wie unsere Selbstbeobachtung jeden Augenblick ergibt. Die Repräsentationstheorie klärt uns über diesen Unterschied nicht auf. Sie gibt uns nicht an, welcher phänomenologische Unterschied zwischen beiden besteht, sie sagt uns nicht, was die „Repräsentation", die „Vertretung" bedeutet.[2] Sie läßt

[1] Steinthal (Einl. in die Psychol. 2. Aufl. Berlin 1881, S. 121) spricht von einer „Fähigkeit", einem „Trieb" zur „Konkretion".

[2] Auch Wundt zähle ich trotz einzelner Modifikationen zu den Vertretern der Repräsentationslehre (vgl. z. B. Logik, 2. Aufl. Stuttgart 1893, S. 43). Allerdings entfernt er sich bereits von derselben, indem er neben „der Auswahl der repräsentativen Vorstellung" eine „Auswahl der herrschenden Elemente derselben" annimmt. Damit führt Wundt ein Moment ein, welches von der hier angenom-

es sogar offen und muß es offen lassen, daß dasselbe a_r repräsentativ für mehrere Allgemeinvorstellungen auftritt[1].

Meistens hat man daher die Repräsentationstheorie zur Zentraltheorie umgestaltet. Diese vierte Theorie nimmt an, daß die Repräsentationsvorstellung a_r dadurch repräsentierend wirkt, daß sie mit den übrigen a's durchgängig verknüpft ist und diese daher immer „mitschwingen" oder jeden Augenblick in Anknüpfung an a_r reproduziert werden können. Im ersteren Fall — bei der Annahme des Mitschwingens — hat die Zentraltheorie teilweise recht, wofern sie die zentrale Stellung von a_r gegenüber dem Mitschwingen der anderen a's lediglich im Sinn unserer Akzentuation auffaßt, sie wird aber auch dabei den Tatsachen noch nicht gerecht, insofern fast niemals ein bestimmtes Glied a_r der einzige Gegenstand der Akzen-

menen Akzentuation wohl nicht allzu wesentlich verschieden ist (abgesehen natürlich von der Zuweisung an eine Apperzeption bei Wundt). Als einen Rückschritt betrachte ich es dagegen, wenn Wundt die repräsentative Bedeutung durch ein „Begriffsgefühl" zu erklären versucht und von einem „in der Regel nur in der Form eines Gefühls zum Ausdruck kommenden Bewußtsein der bloß stellvertretenden Bedeutung" spricht (Grundriß d. Psych., Leipzig 1896, S. 312; Grundz. d. phys. Psych. Leipzig 1911, Bd. 3, S. 546). Ich kann von irgendwelchem Gefühlscharakter nichts feststellen. Störring (Philos. Stud. 1902, Bd. 20, S. 323) hat daher denn auch das Begriffsgefühl wieder in zweite Linie gestellt und versucht, die repräsentative Bedeutung anderes zu bestimmen. Er gelangt dabei zu einer Auffassung, welche die Zentraltheorie mit der Urteilstheorie verknüpft. Wundt zieht übrigens auch diejenige Konsequenz aus seiner Lehre, zu welcher jede Repräsentations- und Zentraltheorie kommen muß, nämlich daß es eigentlich gar keine Allgemeinvorstellungen gibt (wie schon Ploncquet u. a. behaupteten). Was Wundt dann selbst als Allgemeinbegriffe beschreibt (S. 101 ff. u. 105 ff.), deckt sich durchaus nicht mit unseren Allgemeinvorstellungen, denn er versteht unter „Allgemeinheit", wenn man diesem Kriterium „überhaupt noch eine Bedeutung beilegen wolle", nur die Eigenschaft, daß „jeder Begriff in zahlreiche Urteilsakte als Element eingehen kann, und daß in diesen einzelnen Urteilen seine Beziehungen zu anderen Begriffen bestimmt werden."

[1] Vgl. Störring a. a. O. S. 329.

tuation ist, sondern die Akzentuation Merkmale der verschiedensten Glieder betrifft und außerdem graduell verschieden ist und sogar auch entgegengesetzte Merkmale akzentuieren kann (z. B. braun und weiß und schwarz bei der Allgemeinvorstellung Pferd). Im letzteren Fall — bei der Annahme einer fakultativen Anknüpfung der übrigen a's an a_r — bleibt die Zentraltheorie demselben Einwand ausgesetzt, an dem bereits die Repräsentationstheorie in ihrer primitivstenForm scheiterte: sie sagt uns nicht, worin das Vertreten der Repräsentationsvorstellung (Zentralvorstellung) a_r besteht, wenn, wie dies so häufig unbeschadet des Allgemeincharakters von A geschieht, die fakultative Anknüpfung anderer a's ausbleibt. Die potentielle Anknüpfung muß sich, wenn sie einen Unterschied zwischen a_r und A begründen soll, in irgendeiner Weise phänomenologisch äußern, und über eine solche Äußerung schweigt die Zentraltheorie.

Man kann versuchen, die Zentraltheorie dadurch zu verbessern, daß man hinzufügt, die Tatsache, daß a_r ohne Störung meines Denkens durch ein anderes a ersetzt werden könne, gebe dem Glied a_r seinen Repräsentationswert. Indes damit ist wenig geholfen. Diese Substituierbarkeit mag a_r als Beispiel empfehlenswert machen, erklärt mir aber den Unterschied zwischen A und a_r, der doch nun einmal besteht, nicht.[1]

Eine besonders schwache Variante der Repräsentations- und Summationstheorie ist die Worttheorie[2], die ich als fünfte Theorie kurz anführen will. Sie behauptet, daß das Wort die Repräsentation für die All-

[1] Vgl. hierzu Th. Lipps, Philos. Monatsh. 1881, Bd. 17, S. 28 (45).

[2] Vgl. z. B. P. du Bois-Reymond, Über die Grundlagen der Erkenntnis, Tübingen 1890. Unter den modernen Logikern stehen John Stuart Mill (An examination of Sir W. Hamiltons Philosophy usw. London 1865, Kap. 17, S. 308ff., namentl. S. 330) und Jevons (Elements of logic, 7. Aufl., London 1878) der Worttheorie in manchen Beziehungen nahe.

gemeinvorstellung hat und die sachlichen Vorstellungsglieder a_1, a_2, a_3 usf. nur mitschwingen oder angeknüpft werden können. Die außerordentliche Bedeutung, welche der Wortvorstellung, namentlich der akustischen, für die Entwicklung unserer Allgemeinvorstellungen und das Denken mit denselben zukommt, ist selbstverständlich unbedingt zugegeben[1], aber es leuchtet doch ein, daß die Worttheorie, wenn sie das Wesen der Allgemeinvorstellungen erklären will, vollständig versagt. Sie verbindet die Fehler und Mängel der Repräsentationstheorie mit denjenigen der Summationstheorie.

Eine Variante der Zentraltheorie oder der Worttheorie ist es auch nur, wenn man an Stelle der potentiellen Anknüpfung der a's die letzteren als unbewußte oder unterbewußte Faktoren deutet. So kommen die couples conscients — inconscients von Ribot[2] zustande. Worte oder Zeichen, zuweilen auch eine vage begleitende Vorstellung stellen den bewußten Faktor dar, unser „latentes, potentielles, organisiertes" Wissen liefert den unbewußten. Dabei bleibt ganz unaufgeklärt, wieso wir doch in der Allgemeinvorstellung auch bewußt mehr denken als die Wort- oder Zeichenvorstellung.

Mehr Beachtung beansprucht eine sechste Theorie, die Exzerptionstheorie.[3] Sie besagt, daß die Allgemeinvorstellung A mit der Summe der gemeinsamen Merkmale der Glieder a_1, a_2, a_3 ... identisch ist. Es wäre also, wenn wir die oben S. 147 eingeführten Buchstabenbezeichnungen

[1] Dagegen muß schon bestritten werden, daß Allgemeinvorstellungen ohne Worte ganz undenkbar seien. Namentlich im 18. Jahrhundert war die Lehre von der Unmöglichkeit und Undenkbarkeit wortloser Begriffe sehr verbreitet. Vgl. z. B. Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen. Leipzig 1777—78 u. Handb. d. Psych. 1804.

[2] L'évolution des idées générales. 3. Aufl. Paris 1909 (z. B. S. 251).

[3] Aristoteles stand psychologisch im wesentlichen auf diesem Standpunkt. Vgl. den Schluß der Analyt. post. II, 19.

festhalten, A = m + n ..., wobei in m bzw. n die übereinstimmenden Merkmale m_1, m_2, m_3 ... bzw. n_1, n_2, n_3 .. zusammengefaßt wären und die nicht-gemeinsamen Merkmale w_1, x_1, y_2, z_3 usw. ganz wegfallen würden. Diese Theorie setzt also an Stelle der von mir behaupteten Akzentuation eine Isolation (vgl. oben S. 136ff.). Insofern sie damit überhaupt auf den analytischen Prozeß bei der Generalisation hinweist, ist sie den meisten vorher besprochenen Theorien weit überlegen. Indes lehrt doch die Beobachtung, daß auch sie den Tatbestand nicht richtig und namentlich nicht vollständig wiedergibt. Es ist, wie die Selbstbeobachtung — insbesondere auch die experimentelle — lehrt, nicht richtig, daß die Merkmale w_1, x_1, y_2 ... vollständig weggedacht werden. Das Merkmal „Weiß" wird von demjenigen, der auch weiße Rosen gesehen hat, nicht ganz weggelassen oder weggedacht, sondern nur weniger akzentuiert. Die Isolation, welche von der Exzerptionstheorie behauptet wird, liegt nicht vor. Auch ist in vielen Fällen — namentlich in solchen, wo nicht frustale, sondern propinquale Ähnlichkeit der Glieder vorliegt — diese Exzerption gar nicht ausführbar.[1]

Eine siebente Theorie, die Verschmelzungstheorie, beschränkt sich darauf, anzunehmen, daß die Glieder

[1] Die Exzerptionstheorie ist bekanntlich schon von Berkeley bekämpft worden (Princ. of human knowledge, Introduction, ed. Fraser, Oxford 1901, Bd. 1, S. 244 u. Alciphron, Bd. 2, S. 326). Die Argumentation läßt übrigens, so oft man sich auch später auf sie berufen hat, die diesem Philosophen sonst eigentümliche klare logische Unterscheidung ganz und gar vermissen. Er konfundiert die Exzerptionstheorie mit der Durchschnittstheorie. Die Unmöglichkeit der anschaulichen Vorstellbarkeit, welche er der ersteren vorhält, trifft nur die letztere. Die Exzerptionstheorie beansprucht für ihren aus gemeinsamen Merkmalen zusammengesetzten Begriff gar keine Anschaulichkeit. Wenn sie z. B. das Vorhandensein dreier Punkte als gemeinsames Merkmal aller Dreiecke angibt, so hat sie von der Lageeigentümlichkeit geflissentlich, weil sie variiert, abgesehen. Berkeleys eigene Ansicht ist eine ziemlich unklare Repräsentationstheorie.

a_1, a_2, a_3 . . . untereinander verschmelzen, und fügt zuweilen noch hinzu, daß insbesondere die gemeinsamen Merkmale m_1, m_2 . . ., n_1, n_2 . . usf. völlig, die nicht gemeinsamen je nach dem Grade ihrer (propinquativen) Ähnlichkeit mehr oder weniger verschmelzen. Außerdem kann sie auf die Verschmelzungen im Bereich der Gehörsempfindungen als ein Analogon hinweisen, insbesondere auf die Tatsache, daß wir an einem Begriff gelegentlich in ganz ähnlicher Weise die einzelnen Glieder oder auch die einzelnen Merkmale herausvorstellen (isolieren) können, wie wir aus einem Klang die Teiltöne heraushören können.

Am nächsten lag der Gedanke an eine solche Verschmelzungstheorie der Lehre Herbarts. In der Tat hat auch Herbart nicht nur für die Entwicklung der Kontraktionsvorstellungen, sondern auch für diejenige der Allgemeinvorstellungen eine Verschmelzung, welche der eben erörterten im wesentlichen entspricht, als Grundlage angenommen und dabei zugleich eine Hemmung und schließlich „dauernde Verdunkelung" der nicht-übereinstimmenden Merkmale w_1, x_1, y_2 usf. gemäß seiner Vorstellungsmechanik behauptet.[1] Er hat dann allerdings gemeint, daß „allgemeine Begriffe, die bloß durch ihren Inhalt gedacht würden, ohne ein Hinabgleiten des Vorstellens in ihren Umfang", nur logische Ideale seien, und für diese logischen Ideale die Entstehung aus Urteilen gelehrt.[2] Es ist jedoch klar, daß dasjenige, was die Psychologie „Allgemeinvorstellung" nennt und was uns im täglichen Leben als solche begegnet, keineswegs in dem bloßen Denken eines Inhalts besteht und keineswegs das Hinabgleiten in den Umfang ausschließt, sondern

[1] Lehrb. z. Psychologie § 180 u. 31.

[2] a. a. O. § 180, 189ff. u. 78. Diese logischen Ideale unterscheiden sich von unseren Allgemeinvorstellungen in ähnlicher Weise wie bei den Stoikern die durch διδασκαλία und ἐπιμέλεια künstlich hergestellte ἔννοια s. str. von der πρόληψις (= ἔννοια φυσικὴ τοῦ καθόλου).

letzteres geradezu involviert und von dem logischen Ideal, welches Herbart im Auge hat und mit dem früher besprochenen (Buch I, S. 229) und alsbald nochmals zur Erörterung kommenden „Normalbegriff" fast identisch ist, streng unterschieden werden muß. Für die Allgemeinvorstellung in unserem Sinn kann also bereits Herbart als Vertreter der Verschmelzungstheorie angeführt werden.

Die Verschmelzungstheorie ist nach Herbart noch in mannigfacher Weise variiert worden.[1] Auf diese Modifikationen kann hier nicht eingegangen werden. Ich begnüge mich hier vielmehr mit einer kurzen allgemeinen Kritik der Verschmelzungstheorien.

Diese muß nun zunächst feststellen, daß die Verschmelzungslehre, insofern sie den synthetischen, von der einfachen Summation verschiedenen Prozeß bei der Generalisation anerkennt, einen wesentlichen Fortschritt darstellt. Man darf sich diese Verschmelzung natürlich nicht so vorstellen, als ob die gesonderten psychischen Prozesse a_1, a_2, a_3 . . . (oder, auf die Merkmale bezogen, m_1, m_2 . . ., n_1, n_2 . . ., w_1, x_1, y_2 . . .) entsprechend den physiologischen Prozessen α_1, α_2, α_3 . . . diese Verschmelzung eingingen, sondern man hat sich zu denken, daß dem Zusammenauftreten der physiologischen Prozesse α_1, α_2, α_3 . . ., welches mit einer gegenseitigen Modifikation verbunden ist (vgl. Buch I, S. 128 ff., namentlich auch S. 129, Anm. 1), der synthetisch, nicht einfach summativ, entstandene Prozeß der Allgemeinvorstellung $\overline{a_1, a_2, a_3 \ldots}$ entspricht. Die psychischen Einzelprozesse a_1, a_2 . . . sind wohl früher einmal gesondert aufgetreten, müssen aber bei dem jeweiligen Auftreten der Allgemeinvorstellung nicht immer wieder erst gesondert auftreten, um hinterher zu verschmelzen, sondern treten dann sofort verschmolzen auf.[2]

[1] Übrigens ist sie auch vor Herbart oft genug vertreten worden.

[2] Vgl. auch Erk.theorie 1913, S. 284.

Anderseits ist auch die Verschmelzungstheorie nicht ausreichend, indem sie uns über den Unterschied der Verschmelzung (Synthese) bei der Kollektions-, bei der Kontraktions- und bei der Allgemeinvorstellung (vgl. das Beispiel oben S. 148) nicht aufklärt. Diese Aufklärung ist eben nur möglich, wenn man, wie dies oben geschehen ist, auch die bei der Generalisation stets mitbeteiligte Komparation (Kategorialfunktion) und Analyse (insbesondere Akzentuation) heranzieht. Aus der spezifischen Kombination dieser drei Funktionen ergibt sich das Charakteristische der Generalisation oder, anders ausgedrückt, bekommt die Generalisationssynthese (Generalisationsverschmelzung) ihr charakteristisches Gepräge.

Der Verschmelzungstheorie steht die Undeutlichkeitstheorie ziemlich nahe. Sie behauptet, daß durch die Verschmelzungen der nicht-übereinstimmenden Merkmale w_1, x_1, y_2 ... in bezug auf diese Merkmale eine Undeutlichkeit zustande kommt, und daß gerade vermöge dieser partiellen Undeutlichkeit die Allgemeinvorstellung A befähigt ist, als Anknüpfungspunkt für die Glieder a_1, a_2, a_3 ... zu dienen. Dies würde sich darin äußern, daß jedes Glied z. B. a_1 leichter im Anschluß an A reproduziert und bei neuem Auftreten leichter unter A subsumiert werden kann. Dieser Standpunkt läßt sich übrigens auch mit der Repräsentations- und Zentraltheorie und mit der Exzerptionstheorie vereinigen, indem man die Akzentuation des a_r bei den beiden ersteren bzw. die Isolation der gemeinsamen Merkmale m_1, m_2 ..., n_1, n_2 ... bei der letzteren auf eine Undeutlichkeit der anderen Glieder a_1, a_2... bzw. der seltener vorkommenden, nicht-übereinstimmenden Merkmale w_1, x_1, y_2 ... zurückführt. Wegen dieser Vieldeutigkeit zähle ich sie nicht zu den Haupttheorien. Es ist auch in der Tat nicht zu verkennen, daß sie nur ein Nebenmerkmal der Allgemeinvorstellung hervorhebt. Charakteristisch ist

dasselbe schon deshalb nicht, weil auch unzählige nicht-allgemeine Vorstellungen undeutlich sind. Dazu kommt, daß wir die Undeutlichkeit nur als einen geringeren Grad der Übereinstimmung mit den zugehörigen Grundempfindungen bzw. deren Erinnerungsbildern, also a_1, a_2, a_3 . . ., auffassen können[1] und ganz offen bleibt, ob die Allgemeinvorstellung, die wir auf diese Übereinstimmung prüfen müssen, als $a_1 + a_2$ . . . im Sinn der Summentheorie oder als a_r im Sinn der Repräsentationstheorie zu betrachten ist usf. Wenn sonach die Undeutlichkeitstheorie auch keine vollständige, selbständige Theorie ist, so hat sie doch das Verdienst, auf einen für die Entstehung der Allgemeinbegriffe und einen für ihre Verwendung wichtigen Punkt hinzuweisen, den sie allerdings gewöhnlich selbst gar nicht berücksichtigt. Die Undeutlichkeit aller unserer Erinnerungsbilder und speziell der individuellen a_1, a_2, a_3 . . . wie sie durch die Unschärfe unseres Gedächtnisses bedingt wird, ist nämlich offenbar der Entstehung von Allgemeinvorstellungen innerhalb bestimmter Grenzen günstig. Sie bringt es geradezu mit sich, daß a_1, und a_2 und ebenso später a_1 und a_3, a_2 und a_3 usf. verwechselt werden. Eine solche Verwechslung wirkt für die Synthese der Generalisation offenbar vorbereitend. Außerdem macht uns die Undeutlichkeit der Allgemeinvorstellung verständlich, daß auch ein ganz neues Glied a_k, welches nach Bildung der Allgemeinvorstellung A uns zum erstenmal begegnet, sehr leicht, wofern es nur in den Hauptmerkmalen übereinstimmt, trotz ganz neuer Nebenmerkmale der Allgemeinvorstellung A subsumiert wird. Der außerordentlich wichtige transgressive, über die ursprünglich zugrunde liegenden Glieder hinausgehende Charakter, die Unabgeschlossenheit (Offenheit) unserer Allgemeinvorstellungen wird so unserem Verständnis näher gebracht.[2]

[1] Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 262 u. 360.
[2] Vgl. Erk.theorie 1913, S. 284, 313, 507.

Als achte und letzte Theorie sei die Urteilstheorie angeführt, die sich gerade im letzten Jahrzehnt — zum Teil unter logizistischen Einflüssen — großer Beliebtheit erfreut. Nach dieser Theorie entsteht die Allgemeinvorstellung aus Urteilen. Sie ist gewissermaßen ein abgekürzter Ausdruck für eine Reihe zusammengehöriger Urteile. Eine gründliche Ausführung dieser Theorie steht noch aus. Auch wird von den Anhängern dieser Theorie oft nicht ausreichend zwischen den logischen Normalbegriffen (vgl. Buch I, S. 229ff.) und unseren pyschologischen Allgemeinvorstellungen unterschieden. Meistens läuft der Gedankengang der Vertreter derselben auf folgendes hinaus: wir urteilen zuerst $a_1 = m_1 + n_1 + w_1 + x_1 \ldots$, $a_2 = m_2 + n_2 + y_2 \ldots$ usf.; dann folgen Urteile von der Form $m_1 = m_2$, $n_1 = n_2 \ldots$ usf.[1]; die Gesamtheit aller dieser Urteile wird schließlich in dem Allgemeinbegriff zusammengefaßt.

Die Kritik der Urteilstheorie der Allgemeinbegriffe hat vor allem anzuerkennen, daß diese Theorie in der Regel dem Anteil, den die Analyse und die Komparation neben der Synthese an der Generalisation hat, viel besser gerecht wird als andere Theorien. Dann aber muß sie mehrere Bedenken erheben. Erstens wirft die Urteilstheorie unter der Bezeichnung „Urteile" zwei Vorgänge zusammen, die nicht unwesentlich verschieden sind. Wenn ich in einer zusammengesetzten Empfindung oder im Erinnerungsbild einer solchen a_1 das Merkmal m_1 isoliere bzw. akzentuiere und wenn ich m_1 mit m_2 vergleiche, so unterscheidet sich dies Isolieren und Vergleichen von dem ausgebildeten Urteil: „a_1 hat das Merkmal m_1" bezw. „m_1 ist gleich m_2" insofern, als ich bei dem ein-

[1] Vgl. z. B. Störring, a. a. O. S. 329. Wundt (Logik, 2. Aufl., Bd, 1, S. 105ff.) gibt eine ähnliche Entstehungsweise aus Urteilen für seine „Allgemeinbegriffe" an, diese sind jedoch von unseren Allgemeinvorstellungen wesentlich verschieden (vgl. oben S. 153, Anm. 2).

fachen Isolieren und Vergleichen die Zugehörigkeit von m_1 zu a_1 bzw. die Gleichheit von m_1 und m_2 gar nicht ausdrücklich denken muß. Das Ergebnis der Isolation und Komparation wird gar nicht in einem Urteil formuliert, sondern kommt nur indirekt und nicht abgesondert in den Folgeerscheinungen, nämlich der Begriffsbildung zum Ausdruck. Der Vorgang des Wiedererkennens bietet eine sehr weit gehende Analogie. Auch hier ist die Komparation unzweifelhaft von entscheidender Bedeutung, aber ihr Ergebnis wird in der Regel gar nicht in einem Urteil formuliert („dies ist Herr M")[1], sondern äußert sich nur in den angeknüpften Vorstellungen und Handlungen. Nun kann man natürlich den Begriff des Urteils terminologisch erweitern und, wie das gewöhnliche Wiedererkennen, so auch die Isolation von m_1 aus a_1 und den Vergleich von m_1 mit m_2 als rudimentäres Urteil bezeichnen. Es soll auch nicht bestritten werden, daß dies rudimentäre und das ausgebildete Urteil manche Eigentümlichkeiten gemein haben (vgl. unten S. 170). Man sollte aber doch auch die Unterschiede nicht vergessen und muß jedenfalls festhalten, daß die Urteilstheorie der Allgemeinbegriffe eben nur dann zutreffend ist, wenn man das Urteil im weiteren Sinn nimmt, also auch das rudimentäre Urteil einbegreift. In der Tat ist auch das Vorstellungsprodukt sehr verschieden, je nachdem die Generalisation sich auf rudimentäre oder auf ausgebildete Urteile stützt. Im ersten Fall entsteht die Allgemeinvorstellung im gewöhnlichen psychologischen Sinn, die φυσικὴ ἔννοια τοῦ καθόλου der Stoiker (vgl. oben S. 158, Anm. 2), im letzteren die durch eine Definition festgelegte, für den logischen Gebrauch im Sinn eines Normalbegriffes bestimmte Allgemeinvorstellung, die ἔννοια διὰ διδασκαλίας καὶ ἐπιμελείας.

Ein zweites Bedenken richtet sich gegen die Annahme,

[1] Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., 1914, Vorles. 11.

daß Urteilsvorgänge (rudimentäre oder ausgebildete) von der Form $a_1 = m_1 + n_1 + w_1 + x_1 \ldots$ (vgl. oben S. 162) der Generalisation vorausgehen müßten. Es genügt vollständig, daß einzelne Urteile von der Form: „m_1 gehört zu a_1", „n_1 gehört zu a_1" usf. im Sinn von Isolationen oder Akzentuationen vorhergegangen sind. Viel Gewicht soll auf diesen Einwand nicht gelegt werden, da er offenbar durch eine etwas abweichende Fassung der Urteilstheorie beseitigt werden könnte, ohne daß die Theorie selbst in ihrem Hauptsatz aufgegeben wird.

Entscheidend ist hingegen das dritte Bedenken. Die Urteilstheorie übersieht ganz, daß alle isolierenden (akzentuierenden) und vergleichenden Urteile, so unerläßlich sie auch — wenigstens in rudimentärer Form — für die Generalisation sein mögen, uns doch die Zusammenfassung der Individualvorstellungen zur Allgemeinvorstellung nicht erklären. Der synthetische Akt der Generalisation kommt zu kurz. Dieser läßt sich überhaupt — ohne grobe Tautologien — gar nicht auf Urteilsakte zurückführen. Auch durch Zurückgreifen auf die Worttheorie (vgl. oben S. 155) läßt sich dieser Mangel nicht beseitigen.

Auf Grund dieser freilich sehr zusammengedrängten kritischen Übersicht[1] über die üblichen Theorien der Gene-

---

[1] Ich habe diese Übersicht absichtlich nicht in streng systematischer Form gegeben, sondern diejenige Reihenfolge gewählt, welche mir für die kritische Darstellung am zweckmäßigsten erschien. Systematisch und in kurzen Formeln ausgedrückt gruppieren sich die Theorien folgendermaßen:

I. $A = a_1 + a_2 + a_3$ III. $A = a_r$

II. $A = \frac{a_1 + a_2 + a_3}{z}$ IV. $A = a_r + (a_1 + a_2 + \ldots)$

V. $A = W + (a_1 + a_2 + \ldots)$ VI. $A = m + n + \ldots$

VII. $A = \overbrace{a_1\ a_2\ a_3}$

VIII. $A = \left[\begin{matrix} a_1 = m_1 + n_1 + w_1 \ldots, & a_2 = m_2 + n_2 + y_2 \ldots, \ldots \\ m_1 = m_2,\ n_1 = n_2, \ldots & \end{matrix}\right]$

Die beistehenden römischen Ziffern verweisen auf die Aufzählung

ralisation, die sich übrigens noch mannigfach verflechten und kombinieren, scheint mir meine oben (S. 146ff.) formulierte Funktionstheorie[1], welche nicht mehr erklären will, als erklärt werden kann, und die Generalisation auf das spezielle Zusammenwirken dreier Grundfunktionen zurückführt, den Vorzug zu verdienen. Wir nehmen also an, daß dem Auftreten einer Allgemeinvorstellung folgender Vorgang entspricht: Meist im Anschluß an eine Erregung des Sprachzentrums oder auch zugleich mit ihr treten schwache Miterregungen zahlreicher latenter Erinnerungsbilder α_1, α_2, α_3 ... auf (physiologisches Mitschwingen); dem entspricht psychologisch das Auftreten eines schwachen einheitlichen psychischen Prozesses (meist entsprechend der Wortvorstellung) $\overbrace{a_1, a_2, a_3 \ldots}$ (psychologisches Mitschwingen).[2] Die Auswahl von

der Theorien im Text. z bezeichnet die Zahl der Glieder, W die Wortvorstellung, $\overbrace{\quad}$ die Verschmelzung, (...) die potentielle assoziative Anknüpfung.

[1] Mach (Prinzipien der Wärmelehre, 2. Aufl. Leipzig 1900, S. 415ff. u. Erkenntnis u. Irrtum, Leipzig 1905, S. 124ff.) hat für die „Begriffe" überhaupt, nicht speziell für die Allgemeinvorstellungen eine einigermaßen verwandte Anschauung entwickelt. Er lehrt, daß der Begriff namentlich durch die auf ihn folgenden Reaktionen (Tätigkeiten) charakterisiert sei. Definition und Name des Begriffs sollen eine bestimmte Reaktion, die ein bestimmtes Ergebnis hat, auslösen, und Art und Ergebnis der Reaktion sollen für den Begriff charakteristisch sein. Ich glaube nur, daß der Begriff doch mehr ist als eine solche Anweisung auf Reaktionen oder Tätigkeiten und auch dann, wenn die letzteren nicht erfolgen, doch noch einen Inhalt hat, der mit der Wortvorstellung nicht erschöpft ist. Ähnliche Anschauungen wie Mach entwickelt A. Stöhr, Lehrb. d. Logik in psych. Darstellung, Wien-Leipzig 1910, Ref. u. Kleinpeter, Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1909, Bd. 33, S. 455. Sie münden übrigens meistens in die Worttheorie (siehe oben S. 155) ein.

[2] Diese schwache und globale (d. h. nicht-isolierte) psychophysiologische Miterregung ist von mir schon lange gelehrt worden. Ich erblicke keinen Fortschritt darin, wenn Ach jetzt eine solche „Anregung von Reproduktionstendenzen" oder eine solche „nur eingeleitete"

a_1, a_2, a_3 . . . ist durch die Assoziationsgesetze bestimmt, die spezifische Verknüpfung von a_1, a_2, a_3 . . . in der Allgemeinvorstellung $\overline{a_1, a_2, a_3}$ . . . durch ein spezifisches Zusammenwirken der drei Grundfunktionen (vgl. auch § 55).

Was die Terminologie anlangt, so scheint es mir am zweckmäßigsten, den Terminus „Allgemeinvorstellung" („Generalvorstellung")[1] beizubehalten. Kant[2] hat das Wort „Begriff" für die Allgemeinvorstellungen — wie übrigens andere schon vor ihm — reservieren wollen (im Gegensatz zur „einzelnen Vorstellung", die er „Anschauung" nannte). Dieser Sprachgebrauch hat sich jedoch nicht eingebürgert. Zurzeit herrscht vielmehr eine unglaubliche Verwirrung im Gebrauch des Worts „Begriff". Nur darin stimmt wohl die gesamte Literatur überein, daß wenigstens die Exkretion in dem oben S. 73 festgestellten Sinn stattgefunden haben muß, bevor man von „Begriffen" spricht. Da nicht-exzernierte Vorstellungen in unserem Denken nur eine ganz verschwindende Rolle spielen, so würde praktisch der Terminus „Begriff" mit dem Terminus „Vorstellung" sich fast vollständig decken.[3] Da mithin ersterer nahezu überflüssig wird, scheint es mir doch in Frage zu kommen, ob man ihn nicht aus der

Reproduktion, wie er sich ausdrückt, als „Bewußtheit" bezeichnet und mit anderen bis jetzt noch nicht genügend untersuchten Prozessen zu einer Klasse vereinigt. Es erinnert mich das immer etwas an die Zona incerta der Hirnanatomie. Die Achsche Definition der Bewußtheit als des „Gegenwärtigseins eines unanschaulich gegebenen Wissens" (Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905, S. 210ff. u. Über den Willensakt und das Temperament. Leipzig 1910, z. B. S. 9) zeigt schon deutlich durch ihr negatives Merkmal, daß sie ganz Heterogenes und Unbestimmtes zusammenfaßt; überdies sagt uns Ach weder, was er unter „anschaulich", noch was er unter „Wissen" versteht. Vgl. auch § 57c dieses Buchs.

[1] Über den Unterschied zwischen „universal" und „general" siehe Erk.theorie 1913, S. 341ff.

[2] Vgl. z. B. Logik, § 1.

[3] Vgl. Erk.theorie 1913, S. 281, Anm. 1.

Psychologie völlig ausweist und der Logik überläßt. Er würde dann jene mehrfach erwähnten (Buch I, S. 229ff., Buch II, S. 159 u. 162) Normalbegriffe bezeichnen, für welche die Psychologie nur Weg und Richtung der Bildung angeben kann, ohne sie im psychischen Leben selbst nachweisen zu können, Begriffe also, die — einerlei ob individuell oder allgemein — als absolut konstant gedacht und, soweit möglich, in Definitionen festgelegt werden (vgl. Buch I, S. 229).[1]

§ 52. Vergleichungsvorstellungen. Ganz unabhängig von der Generalisation entwickeln sich die ersten Vergleichungsvorstellungen. Ihre erste Bildung setzt schon auf einer früheren Stufe als die Generalisation ein. Sobald die ersten Exkretionen erfolgt sind, bilden wir bereits Vergleichungsvorstellungen, und auf allen weiteren Stufen setzt sich diese Bildung fort.

Der eigentümliche Tatbestand, der diese Vorstellungsbildung charakterisiert, läßt sich schlechterdings durch keine Definition wiedergeben. Wir können ihn nur durch Beispiele, also durch Hinweise auf unser Erleben charakterisieren. Er läßt sich auch nicht irgendwie weiter zerlegen, insbesondere durchaus nicht auf Synthese oder Analyse zurückführen. Gewiß wirken, wenn ich zwei ähnliche Empfindungen a′ und a″ vergleiche, zwei Vorstellungsprozesse zusammen, aber sie werden nicht zusammengesetzt wie bei der Synthese. Ebenso ist klar, daß, wenn ich zwei propinqual ähnliche Empfindungen, z. B. zwei Gelbnüancen, oder zwei Akkorde mit einzelnen gemeinsamen Teiltönen vergleiche, die gemeinsamen Merkmale bzw. Komponenten zur Wirksamkeit gelangen,

[1] Die Wissenschaften würden also, wenn man diese Terminologie akzeptiert, wenn irgend möglich solchen Normalbegriffen sich anzunähern versuchen. Soweit stimme ich mit der Darlegung Husserls (Log. Untersuch. II, S. 95) überein. — Über den Terminus „Vorstellung" vgl. auch G. E. Müller, Ztschr. f. Psychol. Erg. Bd. 8, 1913, S. 494.

aber die Vergleichungsvorstellung selbst ist nicht etwa mit einer der isolierbaren Vorstellungen identisch. Es handelt sich also in der Tat um einen ganz spezifischen Grundprozeß.

Seine außerordentliche Bedeutung ergibt sich schon daraus, daß er bei den seither besprochenen Vorstellungsbildungen, wie die vorausgehenden Erörterungen gelehrt haben, vielfach beteiligt ist.[1] Bei der Exkretion ist er zwar nicht unerläßlich, aber doch oft anstoßgebend. Bei der Komplexion ist er im allgemeinen allerdings überflüssig, dagegen bei der Kollektion, also einer speziellen Form der Komplexion wiederum von entscheidender Bedeutung. Für die Isolation und Akzentuation ist er, solange sie vollständig individuell bleibt, entbehrlich, aber doch weitaus in den meisten Fällen — noch mehr als für die Exkretion — anstoßgebend und maßgebend. Endlich ist die Kontraktion und die Generalisation ohne ihn überhaupt nicht denkbar.

Trotzdem hat dieser Grundprozeß, den ich auch als „primitive Vergleichungsfunktion" oder „Kategorialfunktion" bezeichnet habe, in der Psychologie nur unverhältnismäßig wenig Beachtung gefunden. In der Lehre von der qualitativen, intensiven und extensiven Unterschiedsempfindlichkeit, wo sich die beste Gelegenheit zu seiner Erörterung darbot und seine Erörterung unerläßlich war, hat man meistens über dem Bestreben, Maßverhältnisse zwischen Empfindung und Reiz zu ermitteln, den Grundprozeß als solchen unbeachtet gelassen. Auch in der Erkenntnistheorie ist ihm meistens nicht die gebührende Beachtung zuteil geworden.[2] Eine bemerkenswerte Ausnahme macht in der Geschichte der Psychologie vor allem Tetens. Er hat die zentrale Be-

[1] Erdmann (Logik, Halle 1907, 2. Aufl., namentl. S. 158ff.) bezeichnet Begriffe, die auf Grund von Beziehungen zwischen den Gliedern (auf Grund der Zusammengehörigkeit) zusammengesetzt oder isoliert worden sind, als „Inbegriffe". Vgl. oben S. 75, Anm. 1.

[2] Vgl. Erk.theorie 1913, S. 3ff.

deutung der Vergleichungsfunktion bereits klar erkannt. Die Hauptstelle seines Werkes führe ich daher wörtlich an[1]: „An der anderen Seite fällt die Denkkraft, in so fern sie auch das Beziehungsvermögen in sich begreift, mit der vorstellenden Kraft zusammen. Es ist eine offenbare Analogie zwischen den Grundregeln, nach welchen die vorstellende Kraft Bilder verbindet und trennet, vermischt und auflöset, und die Denkkraft sie als einerley und verschieden, als verbunden und getrennet erkennet. Diese Ähnlichkeit der Wirkungsgesetze scheinet es offenbar zu machen, daß die Denkkraft als Beziehungsvermögen nichts anders sey, als die vorstellende Kraft, in so ferne diese die vorräthigen Bilder stellet und ordnet." Allerdings kommt Tetens weiterhin kaum über diese Sätze hinaus und zerstört ihre Bedeutung zum Teil selbst wieder. Er konnte sich einerseits von der Vermögenslehre nicht frei machen, anderseits glaubte er — unter dem Einfluß der Lehre vom „inneren Sinn" — neben dem Beziehen der Vorstellungen aufeinander als „erstem Stück des Denkaktus" noch das „Gewahrnehmen dieser Beziehung" als „zweites Stück" im Sinn „einer neuen selbsttätigen Äußerung des Gefühls" annehmen zu müssen.[2] Dazu kam, daß er die Komparation doch nicht scharf und klar von der Synthese und der Analyse trennte. Er nimmt offenbar, wie auch der zitierte Passus zeigt, an, daß auch das „Erkennen" des „Verbunden"- und „Getrenntseins" der Kategorialfunktion zufällt bzw. mit dem Erkennen des Gleich- und Verschiedenseins wesensgleich ist. Die „Beziehung", welche zwischen den Gliedern einer Komplexion, und die „Beziehung", welche zwischen einem isolierten Glied und der Komplexion besteht, ist für ihn von der „Beziehung" zwischen Gleichem und der Be-

[1] Philos. Versuche über die menschliche Natur u. ihre Entwicklung. Leipzig 1777, 9. Versuch, S. 594 (S. 582 der neuen Ausgabe der Kantgesellschaft). [2] a. a. O. S. 606 (594).

ziehung zwischen Verschiedenem nicht wesentlich unterschieden. Während ich drei Beziehungen unterscheide, die synthetische, die analytische und die komparative[1], und unter Beziehungsvorstellungen s. str. nur die komparativen Vorstellungen (Vergleichungsvorstellungen) verstehe, wirft er alle drei zusammen. Daraus entspringen bei Tetens manche weitere Unklarheiten und Unrichtigkeiten, auf welche hier nicht eingegangen werden kann. Hier sollte vielmehr gerade hervorgehoben werden, wie nahe Tetens bereits der richtigen Auffassung gekommen ist.

Tetens hat auch die besonders nahe Verwandtschaft zwischen Vergleichungsvorstellung und Urteil schon ziemlich klar erkannt. Dieselbe ist in der Tat unverkennbar. Ich kann auch jede Komplexion und jede Isolation in Urteilsform bringen — etwa a besteht aus m, n . . . oder m, n . . . bilden zusammen a —, aber die Urteilsform ist hier nicht unumgänglich, sie fügt sogar, wie sich später ergeben wird, immer noch etwas zu der Komplexion und Isolation hinzu. Demgegenüber ist die Vergleichungsvorstellung mit einem Urteil fast identisch. Die Vorstellung der Ähnlichkeit von a′ und a″ unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Urteil „a′ ist a″ ähnlich". Es fehlt ihr nur die ausdrückliche Formulierung. Großes Gewicht ist übrigens auf diesen Unterschied im Grad der Verwandtschaft der drei Grundprozesse mit dem Urteil nicht zu legen. Auch ist, wie schon oben S. 163 betont wurde und die Erörterung des Urteils bestätigen wird, dabei der Begriff des Urteils weiter gefaßt, so daß er auch sog. rudimentäre Urteile umfaßt (vgl. § 54).

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Prozeß der Generalisation sich auch an Vergleichungsvorstellungen an-

[1] Dabei beachte man, daß die synthetische und die analytische Funktion als inverse betrachtet werden können, während die komparative (kategoriale) Funktion in sich den Gegensatz zwischen Gleichheit und Verschiedenheit trägt.

schließen kann und auf diesem Weg allgemeine Vergleichungsvorstellungen zustande kommen wie Ähnlichkeit, Farbenähnlichkeit, Gleichheit, Formgleichheit, Verschiedenheit usf. Es gibt also sowohl Vergleichungsvorstellungen mit Bezug auf Allgemeinvorstellungen (wie z. B. die Unterschiedsvorstellung zwischen Pflanze und Tier, Intensität und Qualität, Existenz und Essenz) wie Allgemeinvorstellungen von Vergleichungsvorstellungen.

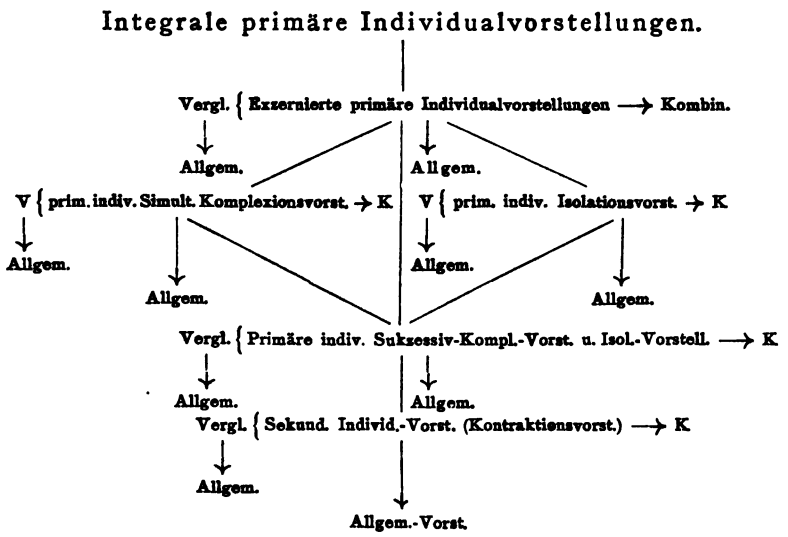
Die Frage, ob es außer den Vergleichungsvorstellungen noch andere Beziehungsvorstellungen (vgl. oben S. 170 u. S. 76) gibt, insbesondere ob Vorstellungen der Komplexions- und Isolationsbeziehung (synthetischen und analytischen Beziehung) existieren, kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Ich will nur kurz bemerken, daß meines Erachtens die Frage zu verneinen ist. Synthese und Analyse sind Funktionen, welche sich an den Empfindungen bzw. Vorstellungen vollziehen, ohne daß die Grundempfindungen eine entsprechende Zusammenfassung bzw. Trennung zeigen. Die Komparation ist ebenfalls eine Vorstellungsfunktion, aber sie ist der unmittelbare Ausdruck eines Tatbestandes der Empfindungen selbst. Die Vorstellung der Ähnlichkeit des Grüns der Wiese und des Grüns des Waldes entspricht einer tatsächlichen Ähnlichkeit des ersteren und des letzteren. Die Zusammenfassungen Wiese einerseits und Wald anderseits knüpfen zwar auch an einen Tatbestand der Empfindungen an, aber sie gehen über diesen Tatbestand weit hinaus, sie drücken etwas aus, was in diesem Tatbestand nicht enthalten ist. Die synthetischen und analytischen Beziehungen entstehen erst durch unsere Vorstellungen und sind daher nicht nochmals vorstellbar, die komparativen Beziehungen (einschließlich der räumlichen und zeitlichen) sind in den Empfindungen selbst unmittelbar begründet und können daher vorgestellt werden, d. h. Beziehungsvorstellungen (Vergleichungsvorstellungen) liefern. Vgl. oben S. 131.

§ 53. Kombinationsvorstellungen. Schlußübersicht. Der letzte Prozeß, der sich gewissermaßen als Nebenlinie allenthalben an die einzelnen Stadien der Vorstellungsbildung anschließt, ist die sog. Kombination. Sie besteht in der Synthese von Vorstellungen, deren Grundempfindungen niemals zugleich oder in unmittelbarer Sukzession gegeben waren. Teils werden exzernierte, isolierte oder komplexe primäre, teils sekundäre Individualvorstellungen, teils Allgemeinvorstellungen, teils Vergleichungsvorstellungen neukombiniert. Je nachdem Individual- oder Allgemeinvorstellungen in der Kombination vorherrschen, kann man Phantasievorstellungen und Spekulationsvorstellungen unterscheiden.[1] Wie solche Neuschöpfungen zustande kommen können, kann hier nicht im einzelnen erörtert werden (vgl. auch § 58c). Der Grundprozeß, welcher der Kombination zugrunde liegt, deckt sich vollständig mit demjenigen, welcher der Komplexion zugrunde liegt. In beiden Fällen handelt es sich um den typischen synthetischen Prozeß. Auch kommen zwischen der einfachen Komplexion gleichzeitiger oder zeitlich benachbarter Vorstellungen und der kombinatorischen Komplexion mannigfache Übergänge vor, insofern die zeitliche Nachbarschaft (Kontiguität) ein gradueller Begriff ist. Ein prinzipiell neues Faktum begegnet uns also in den Kombinationsvorstellungen nicht. Ein weiteres Eingehen ist daher an dieser Stelle überflüssig. Es sei nur erwähnt, daß selbstverständlich auch die Kombinationsvorstellungen zum Gegenstand der Komparation und Generalisation werden

[1] Nähere Ausführungen in Ziehen, Prinzipien u. Methoden der Intelligenzprüfung. Berlin 1911, 3. Aufl. S. 41ff. Bei dem sukzessiven Denken unterscheidet man zweckmäßig eine ergänzende (supplierende) und eine schöpferische (kreative) Kombination, bei der Vorstellungsbildung ist dies überflüssig, da eine supplierende Vorstellungsneubildung wohl kaum jemals vorkommt. Die Supplierung arbeitet mit alten Vorstellungen und bringt sie nur in einen neuen Zusammenhang.

können. Ich kann zwei Phantasiegestalten mit Bezug auf ihre Größe vergleichen und kann aus vielen Phantasiegestalten die Allgemeinvorstellung „Phantasiegestalt", „Romanheld" usf. bilden.

Zum Schluß der ganzen Besprechung der Vorstellungsbildung erinnere ich daran, daß meine Darstellung nicht etwa überall der tatsächlichen zeitlichen Aufeinanderfolge der Vorstellungen entspricht. Zeitlich verflechten und verschieben sich die angeführten Prozesse in der mannigfaltigsten Weise. Es kam mir nur auf den systematischen Zusammenhang und die Entwicklungsbeziehungen an. Ebenso ist eine „Einteilung" im gewöhnlichen Sinn in Anbetracht der mannigfachen Komplikationen und Variationen ganz ausgeschlossen. Die nachfolgende Schlußübersicht kann daher auch nur einen unvollständigen Überblick über die Gesamtheit unserer Vorstellungen geben. Einer näheren Erläuterung bedarf sie nach den vorausgegangenen Erörterungen nicht. Ich bemerke nur,



daß horizontale Pfeile auf die Anknüpfung von Kombinationsvorstellungen hinweisen und letztere meistens nur durch ein K angedeutet sind. Eine geschweifte Klammer weist auf Anknüpfung von Vergleichungsvorstellungen (Vergl. oder V), ein senkrechter Pfeil auf Anknüpfung von Allgemeinvorstellungen hin. Manche Komplikationen, so namentlich die Allgemeinvorstellungen von Kombinationsvorstellungen und die Kombinationsvorstellungen von Vergleichungs- und Allgemeinvorstellungen mußten, um das Bild nicht zu verwirren, weggelassen werden.

§ 54. Urteil. In dieser Grundlegung kann es sich nur darum handeln, die Abgrenzung des Urteils einerseits gegenüber der disparaten Ideenassoziation, anderseits gegenüber den Prozessen der Vorstellungsbildung zu versuchen.

Die disparate Ideenassoziation, z. B. Rose — Sommer — rot, kommt im normalen Denken nur selten vor, wenigstens erstreckt sie sich fast niemals über mehr als zwei oder drei Glieder. Es „fällt" uns allerdings, wenn wir etwas sehen, hören usf. oder auch denken, oft plötzlich etwas „ein", es „taucht" plötzlich eine Vorstellung auf. Der weitere Verlauf ist aber gewöhnlich der, daß die neu aufgetretene Vorstellung in Urteilsassoziationen (z. B. der Ähnlichkeit) einbezogen wird. Im Affekt setzt sich auch bei dem normalen Menschen zuweilen der disparate Verlauf etwas länger fort. Namentlich die Extase mit ihrer Neigung zu leiser Miterregung der Empfindungselemente (vgl. Buch II, S. 92) liefert solche Beispiele. Der Vorstellungsablauf wird fast zu einer Aufreihung extatischer, sinnlich lebhafter Vorstellungen. Noch interessantere und viel häufigere Beispiele finden sich in der Pathologie.[1] Ins-

[1] Ziehen, Psychiatrie, 4. Aufl. Leipzig 1911, S. 80ff. Die kaum glaubliche Unbekanntschaft mit den alltäglichsten Tatsachen der Psychopathologie ist für manche verfehlte moderne Urteilstheorie verantwortlich zu machen.

besondere zeigt uns letztere auch, daß zwischen der disparaten Ideenassoziation V_1—V_2—V_3 . . . und der Urteilsassoziation V_1⁀V_2, V_2⁀V_3 . . . allerhand Übergänge vorkommen. Auch berücksichtige man, daß zwischen je zwei aufeinander folgenden Urteilen stets eine gewisse Disparation besteht. Sie wird abgeschwächt, wenn wie in der eben angeführten Formel die sukzessiven Urteile eine Vorstellung gemein haben (V_2), also z. B. in dem sog. Schlußverfahren, sie wird sehr ausgesprochen, wenn die Vorstellungen völlig wechseln (V_1⁀V_2; V_3⁀V_4). Ganz verschwindet sie niemals.

Bei dieser Sachlage dürfen wir keine absolut scharfe Grenzlinie zwischen der disparaten Ideenassoziation und der Ideenassoziation in Urteilsform erwarten. Immerhin besteht ein ganz bestimmter, wenn auch gradueller Unterschied. Dieser läßt sich kurz folgendermaßen präzisieren.[1] Alle unsere Empfindungen sind räumlich und zeitlich bestimmt. Wir sehen die Rose an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit. Diese räumlich-zeitliche Bestimmtheit geht auch auf die Erinnerungsbilder bzw. Vorstellungen über. In der sekundären Individualvorstellung (Kontraktionsvorstellung) wechselt sie zwar, aber sie verschwindet nicht. Wir stellen uns eine stetige Reihe räumlich-zeitlicher Bestimmtheiten vor. Erst in der Allgemeinvorstellung geht die räumlich-zeitliche Bestimmtheit oder — wie ich auch sagen will — der bestimmte Individualkoeffizient ganz verloren. Auf das Verhalten der Individualkoeffizienten nun läßt sich der Unterschied zwischen der disparaten Assoziation und der Urteilsassoziation ohne Schwierigkeit zurückführen. Bei der ersteren stehen die Individualkoeffizienten je zweier aufeinander folgender Vorstellungen in keiner bestimmten Beziehung. Die springende Vorstellungsfolge „Rose —

[1] Vgl. zum folgenden meine Ideenassoziation des Kindes, Berlin 1898

rot" läßt offen, ob die Individualkoeffizienten von „Rose" und „rot" sich decken. Anders bei der Urteilsassoziation: „die Rose ist rot". Mit diesem Urteil verbindet sich stets die Vorstellung, daß die Individualkoeffizienten von „Rose" und „rot" übereinstimmen. Die Rose steht nicht etwa an einem Ort und zu einer Zeit und das Rote an einem anderen Ort und zu anderer Zeit, sondern beide an demselben Ort und zu derselben Zeit. Bei Allgemeinvorstellungen kann allerdings von einer Deckung bestimmter Individualkoeffizienten in dem eben besprochenen Sinn nicht die Rede sein, da den Allgemeinvorstellungen bestimmte Individualkoeffizienten fehlen. Trotzdem bleibt unsere Unterscheidung auch hier in Kraft. Den Allgemeinvorstellungen fehlt wohl ein bestimmter Individualkoeffizient, aber nicht ein Individualkoeffizient überhaupt. Wenn wir uns allgemein eine Rose vorstellen, lassen wir unbestimmt, wo und wann sie blüht, stellen uns aber doch vor, daß sie irgendwo und irgendwann blüht. Wenn wir urteilen: „die Rose ist rot", so denken wir dabei, daß dies „irgendwie" und „irgendwann", welches wir unbestimmt lassen, sich für „Rose" und „rot" deckt. In diesem Sinn kommt auch den allgemeinsten und abgeleitetsten Vorstellungen ein Individualkoeffizient zu, und daher ist auch für die Urteilsverknüpfungen der allgemeinsten und abgeleitetsten Vorstellungen die Deckung der Individualkoeffizienten das wesentliche Unterscheidungsmerkmal gegenüber der disparaten Ideenassoziation.[1]

Nur in zwei Punkten bedarf diese Abgrenzung einer gewissen Einschränkung. Erstens kann für einzelne Urteile die Deckung des zeitlichen Individualkoeffizienten — wenigstens anscheinend — genügen, und zweitens ist

[1] Mit der einfachen Konstatierung eines „Beziehungserlebnisses" (Messer, Arch. f. d. ges. Psych. 1906, Bd. 8, S. 105) ist für die Unterscheidung kaum etwas gewonnen. Meine Ansicht hat Messer total falsch angegeben (S. 94 u. 104).

nicht immer eine völlige Deckung der Individualkoeffizienten bei dem Urteil erforderlich, sondern es genügt, wie oben bereits gesagt wurde, eine „bestimmte Beziehung". Die Kopula drückt gewöhnlich die Dekkung aus. In den Urteilen, welche sich in das Kopulaschema des Urteils nicht oder wenigstens nicht ohne Zwang einfügen lassen, handelt es sich oft nur um eine bestimmte Beziehung (z. B. „aus einem kleinen Samen ist dieser große Baum entstanden").

Ausdrücklich muß hervorgehoben werden, daß diese Grenzbestimmung nicht etwa nur logisch ist, sondern sie ist auf psychologische Beobachtung gegründet. Bei Kindern läßt sich dieser Tatbestand am leichtesten feststellen, aber auch bei Erwachsenen gelingt er einwandfrei, wofern man nur die Versuchspersonen in geeigneter Form unter Vermeidung jeder Suggestion über ihre Selbstbeobachtung befragt.

Die scharfsinnigen Ausführungen Erdmanns[1] zur „psychologischen Urteilstheorie" scheinen mir mit dieser Auffassung zum Teil wohl verträglich zu sein. In einem Hauptpunkt allerdings weichen sie ab. Erdmann hebt als allgemeines Merkmal des Urteils die „logische Immanenz" der „prädizierten Bestimmung zu dem Subjekt" hervor. Ich habe hiergegen ein doppeltes Bedenken geltend zu machen: erstens ist die logische Immanenz schließlich doch ein logisches Merkmal, und wir verlangen in einer psychologischen Theorie ein psychologisches, und zweitens läßt sich für manche Urteile eine solche logische Immanenz ohne Zwang gar nicht feststellen. Man denke z. B. an Urteile wie: „auf das Gewitter folgte ein schöner Nachmittag", „neben der Wiese steht ein Haus" usf.[2]

[1] Logik, Bd. 1, 2. Aufl. Halle 1907, namentlich S. 270ff.

[2] Die Erörterungen Erdmanns, S. 300, scheinen mir nicht ausreichend, um diese Bedenken zu widerlegen.

Sehr viel schwieriger ist die Abgrenzung des Urteils gegen die Prozesse der Vorstellungsbildung. Offenbar kommt dabei eine doppelte Unterscheidung in Frage: erstens diejenige des Urteils von dem Prozeß der Vorstellungsbildung selbst und zweitens diejenige des Urteils von der gebildeten Vorstellung, dem Ergebnis des Prozesses der Vorstellungsbildung. Wenn ich beispielsweise ein Haus mit einem roten Dach sehe, so ist dreierlei zu unterscheiden: erstens der Prozeß der Isolation des roten Daches aus der Gesamtvorstellung des Hauses, zweitens die Isolationsvorstellung des roten Daches des Hauses und drittens das Urteil: „das Haus hat ein rotes Dach."

Die enge Verwandtschaft dieser drei psychologischen Tatbestände wird natürlich niemand bestreiten, es frägt sich nur, ob nicht bei aller Verwandtschaft auch psychologische Unterschiede bestehen (also nicht nur logische, mit denen wir es hier nicht zu tun haben).

Es ist behauptet worden, daß solche Unterschiede nicht existieren. Insbesondere hat Marbe[1] durch sorgfältige experimentelle Untersuchungen nachzuweisen versucht, daß sich psychologische Kriterien für das Urteil nicht aufstellen lassen. Er fand bei seinen Versuchspersonen „keine solchen Erlebnisse, welche immer oder auch nur in den meisten Fällen vorhanden waren, als die Beobachter urteilten"[2], und schließt daher, daß „es überhaupt keine psychologischen Bedingungen des Urteils gibt". Gegen die Marbeschen Versuche und Schlußfolgerungen sind mehrfach Einwände erhoben worden[3], die mir

[1] Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil Leipzig 1901. Vgl. auch H. J. Watt, Arch. f. d. ges. Psych. 1905, Bd. 4, S. 289.

[2] Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1906, Bd. 30, S. 482.

[3] Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. 3, S. 580 (6. Aufl. 1911, S. 551); Erdmann, a. a. O. S. 331, Anm. 2; Moskiewicz, Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sin. 1903, Bd. 33, S. 392ff.

zum Teil wohlbegründet erscheinen. Ich selbst bin bei experimentellen Untersuchungen über das Urteil zu durchaus anderen Ergebnissen als Marbe gelangt. Vor allem hat sich ergeben, daß die von Marbe vermißten Charakteristika sehr wohl vorhanden sind, wie die folgende Darstellung des Näheren ergeben wird. Übrigens würde nach meiner Auffassung Marbes „vorläufige" Definition des Urteils als eines Erlebnisses, auf welches „die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemäße Anwendung finden", bereits einen psychologischen Unterschied involvieren, da ich diese Prädikate, wie in § 99 dargelegt, durchaus nicht als spezifisch logische anerkenne; es wird sich aber zeigen, daß die Marbesche Definition überhaupt gar nicht haltbar ist.

Andere Autoren[1] glaubten — ebenfalls auf Grund von Experimentaluntersuchungen — einen Unterschied konstatieren zu müssen, schoben ihn aber, weil seine Analyse ihnen nicht gelang, einer sog. „Bewußtseinslage" oder „Bewußtheit" zu. Damit ist nun allerdings nichts, aber auch gar nichts geleistet. Man könnte statt Bewußtseinslage und Bewußtheit ebenso gut sagen i oder ψ. Ein klarer, angebbarer oder aufweisbarer Inhalt verknüpft sich mit diesen Worten nicht.

[1] Messer, Arch. f. d. ges. Psych. 1906, Bd. 8, S. 1 (namentl. S. 93ff. u. 175ff.); Bühler, Arch. f. d. ges. Psych. 1907, Bd. 9, S. 297 u. 1908, Bd. 12, S. 1 sowie S. 93 (Gegenkritik gegen Wundt); Ach, Über die Willenstätigkeit und das Denken, Göttingen 1905, namentlich S. 210ff. Vgl. Wundts Kritik a. a. O., die in vielen Punkten sicher berechtigt ist. Die Bezeichnung „Bewußtseinslage" haben wohl zuerst A. Mayer u. Orth, Ztschr. f. Psych. u. Phys. der Sin. 1901, Bd. 26, S. 6 auf Vorschlag Marbes angewendet. Vgl. auch Swoboda, Viert.j.schr. f. wiss. Philos. 1903, Bd. 27, S. 131, nam. S. 169. In vielen Beziehungen sind übrigens diese Bewußtseinslagen nichts anderes als der „campus obscuritatis (tenebrarum)" oder „fundus animae" Baumgartens, also der „complexus obscurarum perceptionum" (Metaphysica, ed. IV, Halae 1757, § 511 u. 514, S. 176).

Demgegenüber stehen diejenigen Autoren, welche bestimmte und klare, mehr oder weniger erhebliche psychologische Charakteristika für das Urteil und insbesondere für die jetzt in Frage stehende Unterscheidung des Urteils von der Vorstellungsbildung und der Vorstellung angeben. Diese Ansichten zerfallen in zwei Hauptgruppen, je nachdem das Urteil aus Vorstellungsbildungen und Vorstellungen oder umgekehrt die beiden letzteren aus Urteilen hergeleitet werden. Die erste Hauptansicht will ich als die Vorstellungstheorie des Urteils, die zweite als die Urteilstheorie der Vorstellung bezeichnen (vgl. oben S. 162ff.). Gegenüber beiden kann man dann die erstbesprochene Ansicht von der psychologischen Ununterscheidbarkeit der Prozesse der Vorstellungsbildung bzw. Vorstellungen und der Urteile als Koinzidenztheorie bezeichnen.

Die Vorstellungstheorie des Urteils weist namentlich auf zwei Merkmale desselben hin, erstens den Sukzessivcharakter und zweitens seine sprachliche Formulierung. Erdmann[1] faßt beides unter dem Merkmal des „sukzessiven Eintritts der spezifischen Wort-

[1] Die Ausführung Erdmanns ist wichtig genug, um sie hier wörtlich anzuführen, zumal sie trotz ihres psychologischen Charakters in den psychologischen Arbeiten in kaum verständlicher Weise ignoriert wird (Logik, Halle 1907, Bd. 1, S. 289): „Das Neue, das im Bewußtsein des Wahrnehmungsurteils gegenüber dem Wahrnehmungsbewußtsein enthalten ist, reduziert sich demnach auf den sukzessiven Eintritt der spezifischen Wortvorstellungen, ihre prädikative grammatische Gliederung und die prädikative Gliederung ihrer Bedeutungen. Die Beziehungen der logischen Immanenz des Inhalts im Gegenstand werden nicht geändert, sondern nur formuliert und ausgedrückt, soweit der Zweck des Urteils reicht. Die Wahrnehmungsvorstellung des Gegenstandes bleibt somit im Wahrnehmungsurteil bestehen; die ausgesagte Bestimmung erhält sich in logischer Immanenz zu dem Gegenstande. Eine Bedeutungstrennung und Wiedervereinigung findet nicht statt. Die vorliegende Trennung vollzieht sich ausschließlich durch die Wortvorstellungen; sie ist eine rein sprachliche, keine gegenständliche."

vorstellungen zusammen" und erwähnt den Sukzessivcharakter der Objektvorstellungen nicht.

Was die tatsächliche Richtigkeit beider Merkmale anlangt, so bemerke ich folgendes. Das erste Merkmal, der Sukzessivcharakter, ist für die Wortvorstellungen bzw. Sprachinnervationen unzweifelhaft, dagegen könnte es für die Objektvorstellungen fraglich erscheinen. Entscheiden kann über diesen Punkt nur die Selbstbeobachtung im Experiment. Nach meinen Untersuchungen ergibt sich dabei mit völliger Sicherheit, daß auch die Objektvorstellungen sukzessiv eintreten. Besonders instruktiv sind in dieser Beziehung abgebrochene, zweifelhafte und durch präpositionale Bestimmungen verzögerte Urteile. Hat man erst an solchen seine Zeitauffassung geschärft, so gelingt es in, wie mir scheint, überzeugender Weise, auch bei vollständigen, sicheren und kurzen Urteilen den zeitlichen Ablauf der Objektvorstellungen festzustellen. Man darf sich nur nicht dadurch beirren lassen, daß unsere sprachliche Formulierung dieser Vorstellungsreihenfolge nicht immer entspricht. Bei dem Urteil, das in den einfachen Worten formuliert wird: „dies Papier ist weiß", kann die Vorstellungssukzession sehr verschieden sein. Bald ist die Gesamtempfindung des weißen Papiers (einschließlich seines Individualkoeffizienten) das erste Gegebene, und dann folgt — im Sinn der Akzentuation oder Isolation — die Vorstellung „weiß", z. B. unter mehr oder weniger vollständiger Abstraktion von Form und Art des Papiers; bald knüpfen sich an die Gesamtempfindung nacheinander zwei Allgemeinvorstellungen „Papier" und „weiß"; bald tritt als erste Vorstellung im Anschluß an die Weißempfindung die Allgemeinvorstellung weiß auf, und erst an zweiter Stelle folgt die Vorstellung „Papier" usf.[1]

[1] Sehr vorsichtig muß man daher auch mit Rückschlüssen aus der Wortstellung auf Vorstellungs- bzw. Urteilscharakter sein. So ist

Noch schwieriger ist die Entscheidung über die tatsächliche allgemeine Richtigkeit des zweiten Merkmals, der sprachlichen Formulierung. Gibt es Urteile ohne sprachliche Formulierung? Bei dem Erwachsenen dürfte es außerordentlich schwierig sein, solche exakt nachzuweisen. Bei einfachen Gleichheits- und Ungleichheitsurteilen, z. B. über Kurven, die nicht mit besonderen Bezeichnungen versehen sind oder deren Bezeichnungen uns nicht geläufig sind, bei Wiedererkennungsurteilen ohne Einfallen des Namens[1] und bei manchen Urteilen über neue Affekterlebnisse bekommt man allerdings sowohl aus der eigenen Selbstbeobachtung wie aus den Aussagen der Versuchspersonen den Eindruck, daß die Wortformulierung („ist gleich", „kommt mir bekannt vor" usf.) erst nachträglich erfolgt und auch nicht den ganzen Inhalt des Urteils wiedergibt. Überhaupt scheint mir das Fehlen eines durchgängigen Parallelismus zwischen dem zeitlichen Ablauf der Wortvorstellungen (Wortinnervationen) und der Objektvorstellungen und ebenso zwischen dem Inhalt der ersteren und der letzteren dafür zu sprechen, daß die sprachliche Formulierung eine sehr gewöhnliche Begleiterscheinung, aber doch kein notwendiges Merkmal des Urteils ist. Die Tatsachen des Versprechens scheinen mir in diesem Zusammenhang gleichfalls sehr beachtenswert. Im frühen Kindesalter könnte man vielleicht auf eine direktere und einwandfreiere Entscheidung unserer Frage hoffen. Leider erweist sich jedoch dieser Weg als

z. B. die attributive Stellung eines Wortes durchaus nicht immer psychologisch auf eine zusammengesetzte Vorstellung, auf ein mögliches Urteil (Erdmann, a.a.O. S. 339 u. 470) zu beziehen, zuweilen involviert sie ein wirkliches Urteil. In dem Satz z. B.: „gelbe Rosen stehen auf diesem Beet" kann das „gelb" trotz seiner attributiven Stellung psychologisch und logisch sehr wohl prädikative Bedeutung haben: „die Rosen auf diesem Beet sind gelb."

[1] Man hat in solchen Fällen sich mit dem nichts sagenden Wort „Bekanntheitsqualität" u. ähnl. geholfen.

ungangbar. Eine verwertbare Selbstbeobachtung fehlt uns hier so vollständig, daß alle Experimentaluntersuchungen scheitern.[1]

Wenn sonach die Vorstellungstheorie des Urteils in ihrer üblichen Fassung meist auf das Merkmal des Sukzessivcharakters angewiesen bleibt, so ist es auch verständlich, daß sie in der Regel dazu kam, das Urteil als eine Vorstellungszerlegung aufzufassen. Erdmann konnte diesen Ausgang der Theorie nur deshalb vermeiden, weil er den Wortvorstellungen eine, wie ich glaube, zu erhebliche Bedeutung für das Urteil beilegte. Wundt dagegen hat das Urteil direkt als „eine Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ihre Bestandteile" definiert.[2] Es ist nun ohne weiteres zuzugeben, daß diese Auffassung des Urteils für zahllose Fälle zutrifft, aber es gibt auch Fälle, wo sie versagt. Schon bei den Vergleichungsurteilen (z. B. „dieses Haus ist höher als jenes") läßt sich nur mit Zwang eine „Zerlegung" in „Bestandteile" nachweisen. Bei manchen synthetisierenden[3] Urteilen (z. B. „Ente, Huhn, Gans, Adler sind Vögel") scheint mir ein solcher Nachweis überhaupt nicht möglich. Hier geht oft (nicht immer!) sehr deutlich die Vorstellung der Arten („Ente" usf.) voraus, so daß von einer Zerlegung des Gattungsbegriffs („Vögel") nicht die Rede sein kann.

Die Urteilstheorie der Vorstellungen, die mit Bezug auf die Allgemein- und die Vergleichungsvorstellung schon besprochen worden ist, stimmt mit der Vorstellungstheorie des Urteils in der Angabe der Unterscheidungsmerkmale zwischen Urteil und Vorstellung gewöhnlich insoweit überein, als sie den Sukzessivcharak-

[1] An Stelle der Sprache treten übrigens, wie auch Marbe betont, zuweilen „Urteilsgesten".

[2] Vgl. z. B. Logik, 2. Aufl. Stuttgart 1893, S. 154ff. (spez. S. 156).

[3] Ich gebrauche dieses sprachlich nicht ganz einwandfreie Wort, um Verwechslungen mit Kants „synthetischen" Urteilen vorzubeugen.

ter des Urteils bzw. den Simultancharakter der Vorstellung als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal anführt. Auf die sprachliche Formulierung legt sie kein Gewicht, sie ist sogar oft geneigt, erst der Vorstellung bzw. dem Begriff die bestimmtere sprachliche Formulierung, wenigstens im Beginn der Entwicklung des Denkens, zuzuschreiben.

Das genetische Verhältnis zwischen Vorstellung und Urteil denkt sich diese Theorie meistens als eine Zusammenfassung vieler Urteile in einer Vorstellung (einem Begriff). Damit enthüllt sich auch die Hauptschwäche dieser Theorie. Während die erste Theorie vorzugsweise auf analysierende Urteile zugespitzt ist und bei anderen versagt, ist diese zweite Theorie vorzugsweise auf komplizierte, komplexe, kontrakte oder allgemeine Vorstellungen zugeschnitten und versagt daher bei den ersten und einfachsten Vorstellungsbildungen. Wenn ich gestern eine krumme Linie gesehen habe, heute eine solche wiedersehe und mir nun eine Vorstellung einer krummen Linie bilde (ohne Kontraktionscharakter), so kann psychologisch in dieser Vorstellung keine Urteilszusammenfassung nachgewiesen werden.

Mein eigener Standpunkt unterscheidet sich von beiden Theorien. Vor allem unterscheide ich zwischen dem Bildungsprozeß einer Vorstellung, der „Vorstellungsbildung", und der gebildeten Vorstellung (vgl. oben S. 178). Ich fasse auch letztere bei ihrer jeweiligen Reproduktion — und außerhalb der letzteren existiert sie überhaupt nicht — als einen Vorgang und nicht als ein stabiles Gebilde (vgl. Buch II, S. 69) auf, aber dieser Vorgangscharakter hat mit dem Bildungsprozeß nichts zu tun. Im Prozeß der Vorstellungsbildung ist nun meines Erachtens Vorstellen und Urteilen noch nicht differenziert. Wir können ebensowohl von einer in der Entwicklung begriffenen Vorstellung wie von einem „rudimen-

tären Urteil"[1] sprechen. Tatsächlich ist uns nur der Akt einer der drei Grundfunktionen (Grundprozesse, vgl. oben S. 133) oder einer Kombination derselben gegeben. Wenn ich zwei ähnliche Farben sehe, so erlebe ich diesen primären Akt. Erst nachträglich spaltet er sich in die Vorstellung der „Ähnlichkeit der beiden Farben" und in das Urteil: „die beiden Farben sind ähnlich". Wenn man nicht mit Definitionen an den Tatbestand herantritt, sondern natürliche Klassifikationsgruppen der psychischen Erscheinungen bildet, so gestaltet sich also die Frage jetzt so: wie unterscheiden sich jene Vorstellung und dies Urteil von dem primären Prozeß der Vorstellungsbildung? Darauf ist nun folgendes zu antworten. Die Vorstellung unterscheidet sich vom Prozeß der Vorstellungsbildung nur dadurch, daß die drei Grundprozesse bei der ersteren zum Abschluß gekommen, bei der letzteren noch im Ablauf begriffen sind. Wir können eine Vorstellung A wohl mit Hilfe der drei Grundprozesse noch weiter umbilden, dann entstehen aber eben neue Vorstellungen B, C usf. Man kann von diesem Standpunkt aus A geradezu als ein abgeschlossenes Stadium im Prozeß der Vorstellungsbildung bezeichnen. Demgegenüber zeigt das ausgebildete Urteil folgende Unterscheidungsmerkmale vom Prozeß der Vorstellungsbildung: 1. ist es eine Verknüpfung abgeschlossener Vorstellungen, 2. ist die Sukzession der Vorstellungen im Urteil umkehrbar.

Das erste Merkmal läßt sich also kurz dahin präzisieren, daß jedes ausgebildete Urteil Vorstellungsbildungen voraussetzt, und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Das zweite Merkmal hängt mit dem ersten eng zusammen. Bezeichnet man, um ein Beispiel der Isolation zu wählen, die Gesamtvorstellung als A, die Isolierungsvorstellung als B, so ist

[1] Mit dem „primitiven" und dem „unvollständigen" Urteil Schleiermachers (Dialektik, herausgeg. v. Halpern, Berlin 1903) hat dies rudimentäre Urteil nichts zu tun.

bei der Vorstellungsbildung zuerst nur A gegeben und B überhaupt noch nicht vorhanden, und dann wird aus A B entwickelt, so daß dann A und B zugleich in ihrer Beziehung gegeben sind. Bei dem Urteil ist von Anfang an A und B latent vorhanden, auch B ist schon abgeschlossen, es muß nicht erst entwickelt werden; daher kann ich die Beziehung zwischen A und B auch in beiden Reihenfolgen A = B und B = A ausdrücken oder, anders gesagt, A = B umkehren. Ich kann sowohl sagen: „der Himmel ist blau" wie „blau ist der Himmel". Beides hat einen guten Sinn, und beides kommt vor. Unbeschadet dieser Umkehrbarkeit ist allerdings meistens die erste Reihenfolge bei weitem die natürlichere. Die Mehrzahl unserer alltäglichen Urteile — wenigstens der Urteile in Kopulaform — sagt von einer gegebenen Empfindung oder spezielleren Vorstellung (Rose, Himmel) die Zugehörigkeit zu einer allgemeineren Vorstellung (Pflanze, Blaues) aus. Wir gehen daher von der ersteren aus und stellen sie daher auch gewöhnlich voran. Dasselbe lehren auch Urteile wie „Ente, Adler und Fink sind Vögel" mit der Umkehrung „Vögel sind Ente, Adler und Fink", oder „A ist B ähnlich" mit der Umkehrung „B ist A ähnlich".[1] Die Bevorzugung einer „natürlichen" Reihenfolge ändert aber an der Tatsache der Umkehrbarkeit nichts.

Vergleicht man die nunmehr festgestellten Unterscheidungsmerkmale zwischen Vorstellungsbildung und Urteil mit den vorher angegebenen zwischen Vorstellung und Vorstellungsbildung, so ergibt sich ein klarer Einblick in die gegenseitigen Verwandtschaften. Insbesondere erkennt man auch die Übereinstimmungen und die Unterschiede zwischen dem Urteil und der Vorstellung. Dabei

[1] Dabei beachte man, daß bei letzterem Urteil auch der Sinn sich nicht verschiebt, während bei den erstgenannten Urteilen mit der Umkehrung die inverse Grundfunktion (die analysierende statt der synthetisierenden bzw. umgekehrt) eintritt.

können wir von absolut einfachen Vorstellungen absehen, da diese ohnehin vom Urteil, das stets wenigstens zwei Glieder umfaßt[1], verschieden sind. Gemeinsam ist beiden: 1. die Beteiligung einer oder mehrerer der drei Grundfunktionen an ihrem Zustandekommen, 2. die oben (S. 175ff.) für das Urteil erörterte und offenbar auch für die Vorstellung — soweit sie zusammengesetzt ist — zutreffende bestimmte Beziehung der Individualkoeffizienten und 3. der Anspruch auf Richtigkeit oder Geltung. Als Unterscheidungsmerkmale bleiben nur: a) der vollzogene Abschluß der Vorstellung in einer Einheit gegenüber dem Zusammenfügen zweier oder mehr abgeschlossener Vorstellungen zu einer Einheit im Urteil. b) der hiermit zusammenhängende Sukzessivcharakter des Urteils gegenüber dem Simultancharakter der Vorstellung.

Zu dieser Aufzählung ist noch einzelnes zu bemerken.

Das übereinstimmende Merkmal unter 1. bedarf hier keiner weiteren Auseinandersetzung. Das übereinstimmende Merkmal unter 3. steht in Widerspruch mit der oben S. 179 erwähnten vorläufigen Definition, welche Marbe für das Urteil gegeben hat. Meines Erachtens ist eben diese vorläufige Definition Marbes nicht haltbar, weil sie zu weit ist. Auch jedes einfachste Erinnerungsbild macht Anspruch auf Richtigkeit, insofern es beansprucht, mit seinen Grundempfindungen übereinzustimmen (vgl. Buch I, S. 221). Dasselbe gilt von jeder zusammengesetzten und abgeleiteten Vorstellung; sie will mit den Grundempfindungen übereinstimmen und außerdem in ihren Teilen übereinstimmen. Ich sehe nicht ein, weshalb daher mit Vorstellungen „die Prädikate richtig und falsch keine sinngemäße Anwendung finden" sollten. Also versagt die Marbesche Definition wenigstens bei der Unterscheidung von Vorstellung und Urteil ganz und gar. Richtig ist

[1] Die sog. meteorologischen Impersonalien sind nur scheinbar eingliedrig.

an ihr nur, daß dieser Anspruch bei dem Urteil ausdrücklich formuliert wird, während er bei der Vorstellung, gerade weil sie in einer Einheit abgeschlossen ist, nur involviert wird.

Die Unterscheidungsmerkmale a und b bedürfen nur insofern einer Erklärung, als vor einer Überschätzung ihrer Bedeutung gewarnt werden muß. Sie sind offenbar graduell. Wir werden also zahlreiche Übergänge zwischen Vorstellung und Urteil zu erwarten haben. Solche Übergänge existieren in der Tat. Man kann im Experiment ohne Schwierigkeit künstlich Situationen schaffen, in denen die Versuchsperson schwankt, ob sie einen psychischen Vorgang als Urteil oder als Vorstellung bezeichnen soll.

Zum Schluß dieser Erörterung sei die oben S. 83 offen gelassene Frage aufgeworfen, ob auf Grund dieser Unterschiede Vorstellung und Urteil, wie Brentano[1] behauptete, „zwei verschiedene Grundklassen" psychischer Phänomene sind, die „eine fundamentale Verschiedenheit der Beziehung zum Objekte" haben. Die ganze Argumentation Brentanos scheint mir schon deshalb unhaltbar, weil sie jene in § 10 bereits kritisierte Aktbeziehung zu einem Objekt voraussetzt. Aber auch abgesehen hiervon vermißt man in seiner Beweisführung ganz und gar ein Eingehen auf die drei eben von mir angeführten Übereinstimmungsmerkmale. Durch Brentanos Beweisgründe werden diese gar nicht berührt. Ebenso hat aber auch Brentano die wirklichen Unterscheidungsmerkmale übersehen und nur eine Intensitäts- oder eine Inhaltsverschiedenheit in Betracht gezogen. Da sich eine solche nun bei seiner Untersuchung nicht fand[2] und doch nach dem allgemeinen Zugeständnis ein Unterschied zwischen

[1] Psych. v. empir. Standpunkt. Leipzig 1874, S. 266ff.

[2] Die Darstellung ist übrigens bezüglich der Inhaltsverschiedenheit z. T. sehr anfechtbar, speziell soweit die Bekämpfung der Millschen Lehre (vom Verbinden und Trennen) mit Hilfe der sog. Existenzialurteile in Betracht kommt.

Vorstellung und Urteil besteht, so glaubte er diesen Unterschied in den „Akt" selbst legen zu müssen und damit den fundamentalen Charakter des Unterschieds nachgewiesen zu haben. Nun ergibt sich aber, daß die tatsächlichen Unterschiede auf einem von Brentano gar nicht berücksichtigten Gebiet, nämlich dem temporalen, liegen. Die oben angeführten Merkmale a und b sind offenbar weder intensiv noch schlechthin inhaltlich, sondern haben beide vor allem temporalen Charakter. Wie wenig die Brentanosche Lehre haltbar ist, ergibt sich auch daraus, daß er einerseits behauptet, die „innere Erfahrung zeige unmittelbar" die von ihm behauptete fundamentale Verschiedenheit in der Beziehung auf den Inhalt zwischen Urteil und Vorstellung (a. a. O. S. 295), und anderseits auch die „Wahrnehmung psychischer Akte und die Erinnerung", obwohl „viele" den Ausdruck Urteil hier nicht gebrauchen, zu den Urteilen rechnet (a. a. O. S. 262). Er gibt dann selbst als charakteristisches Merkmal des Urteils das „als wahr Annehmen" oder „als falsch Verwerfen"[1] an. Dies Merkmal trifft aber nach unseren Auseinandersetzungen oben S. 186ff. nicht zu, wenigstens nicht mit der Schärfe, daß man von einem „fundamentalen" Unterschied sprechen könnte. Dasselbe gilt auch von dem „Zustand der Sicherheit", den Störring[2] neben dem Bewußtsein der Gültigkeit als Charakteristikum des Urteilserlebnisses anführt.

§ 55. Die Ideenassoziation und die Differenzierungsfunktionen. Aus allen vorausgehenden Erörterungen (§ 49—54) und dem allgemeinen Standpunkt

[1] Bei Überweg (System der Logik 4. Aufl. Bonn 1874, S. 154) und anderen Logikern wird daraus sogar eine „bewußte Beziehung auf die Wirklichkeit oder zum mindestens auf die objektive Erscheinung". Und die Urteile über Phantasievorstellungen? Kant und Kants Schüler (vgl. z. B. Kiesewetter, Grundriß einer allg. Logik usf. Berlin 1796, S. 43, § 96) haben die Beziehung zwischen Vorstellung und Urteil schon viel richtiger erkannt.

[2] Arch. f. d. ges. Psych. 1909, Bd. 14, S. 1.

dieser Psychologie ergibt sich eine sehr klare und eindeutige Gesamtauffassung des Prozesses des Denkens oder der Ideenassoziation. Der Ablauf des materiellen Erregungsprozesses in den kortikalen u-Elementen u_1, u_2 usf. und nur dieser[1] bestimmt die Reihenfolge der aufeinander folgenden Vorstellungen V_1, V_2 usf. Diese Vorstellungen bieten sich also nicht etwa, wie namentlich Wundt in den früheren Auflagen seiner physiologischen Psychologie gelehrt hat, einer Apperzeption oder, wie andere meinen, einem Ich an und werden nicht von einer solchen Apperzeption oder einem solchen Ich ausgewählt usf. Ihre Auswahl ist vielmehr ausschließlich durch den nach Kausalgesetzen ablaufenden Erregungsprozeß in den u-Elementen, der zuweilen auch noch neue Einwirkungen von v-Elementen erfährt, bestimmt.

Von dieser Auswahl der Reihenfolge ist selbstverständlich der Inhalt der sukzessiven Vorstellungen V_1, V_2 usf. und ihrer Verknüpfungen zu trennen. Die Frage, welche Parallelwirkungen der Erregungsreihe u_1, u_2, u_3 usf. und dem Verlauf des Erregungsprozesses von u_1 nach u_2, von u_2 nach u_3 usf.[2] entsprechen, hat mit der Reihenfolge nichts zu tun. Diese ist kausalgesetzlich von den Rindenprozessen abhängig, jene — die Parallelwirkungen — sind parallelgesetzlich bestimmt. Daß ein bestimmter psychischer Prozeß, nämlich diese oder jene bestimmte Vorstellung V_1 dem u_1, eine andere V_2 dem u_2 entspricht usf., ist eine Tatsache, die von der Reihenfolge ganz unabhängig ist. Dasselbe gilt von der psychischen Bedeutung, d. h. eben der Parallelwirkung, des Fortschreitens des Prozesses von u_1 nach u_2 nach u_3 usf. Die Parallelwirkung von u_1 ist

[1] Um Mißverständnissen, die allerdings nur bei mala fides denkbar sind, nochmals vorzubeugen, sei nochmals hervorgehoben, daß es sich selbstverständlich nicht um einzelne Ganglienzellen, sondern um ausgedehnte Ganglienzellenkomplexe handelt.

[2] Die paarweise Zusammenfassung ist hier nur als Beispiel gewählt.

durch die Parallelgesetze der Retention gegeben. Wie ein Empfindungselement der Hirnrinde (v-Element) gemäß seinem materiellen Erregungszustand — der wiederum einerseits von der ganzen Anlage des Elements und anderseits von dem einwirkenden Reiz abhängig ist — mit einer Blau- oder Rot- oder Cis-Empfindung antwortet, so antwortet ein Vorstellungselement mit einer Blau- oder Rot- oder Cis-Vorstellung. Beide Antworten d. h. beide Parallelwirkungen sind sogar einander sehr ähnlich; sie unterscheiden sich, wie wir gehört haben, nur durch die sog. sinnliche Lebhaftigkeit. Diese kommt der Parallelwirkung der Empfindung zu, während sie der retentiven Parallelwirkung — so will ich die Parallelwirkung bei dem einfachen Erinnerungsbild nennen — fehlt. Ganz in derselben Weise entspricht auch dem Fortschreiten[1] des Prozesses von v_1 nach v_2 nach v_3 usf. eine bestimmte Verknüpfung auf psychischem Gebiet, d. h. eben eine bestimmte Parallelwirkung. Es ist dies dieselbe Parallelwirkung, die auch dann auftritt, wenn v_1, v_2, v_3 usf. gleichzeitig mitsamt ihren Verbindungsbahnen erregt werden. Diese Parallelwirkungen, welche auf der simultanen oder sukzessiven Erregung von v_1, v_2 usf. und der Bahnen v_1v_2, v_2v_3 usf. (vgl. jedoch oben S. 190, Anm. 2) beruhen, sind mit den Beziehungen, welche in der abgeleiteten Vorstellung A und in dem Urteil U zwischen den Vorstellungen a_1, a_2 usf. gedacht werden, identisch. Sie sind den spezifischen Energien der v-Elemente und den retentiven Parallelwirkungen der unverbunden gedachten v-Elemente ganz analog. Sie lassen sich, wie unsere Untersuchungen ergeben haben, auf drei Grundbeziehungen oder Grundprozesse zurückführen (vgl. oben S. 133):

[1] Ich brauche wohl nicht immer wieder zu versichern, daß dies Fortschreiten ein äußerst komplizierter, ebenfalls auf viele, weit verbreitete Zellkomplexe ausgedehnter, überdies auch zeitlich sehr verwickelter Prozeß ist (vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 343ff.).

Synthese, Analyse und Komparation. In meiner Erkenntnistheorie[1] habe ich sie auch als „Funktionen", und zwar „Differenzierungsfunktionen" bezeichnet. Es sollte durch diesen Terminus nur ausgedrückt werden[2], daß die Prozesse A und U zwischen den Vorstellungen a_1, a_2, a_3 ... bestimmte Beziehungen herstellen, etwa wie arc sin in der Formel $y = \text{arc sin } x$ eine Beziehung zwischen y und x bedeutet[3], und dadurch die ursprünglich gegebenen Vorstellungen zu vielen abgeleiteten Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen weiter entwickeln („differenzieren"). Von den Stumpfschen Funktionen (vgl. § 45) unterscheiden sie sich dadurch, daß sie sich erstens auf das Gebiet des Denkens beschränken und zweitens in keinem Gegensatz zu den Erscheinungen stehen. Noch weniger haben sie mit den oben S. 123 besprochenen Funktionsbegriffen von Koffka und Messer zu tun. Meine Differenzierungsfunktionen sind ebenso sehr bzw. ebenso wenig deskriptiv zugänglich wie die einfachen Erinnerungsbilder. Aus diesen Verschiedenheiten erklärt es sich auch, daß sie nicht, wie die Stumpfschen und die Koffka-Messerschen Funktionen, ganz heterogene psychische Erlebnisse zusammenfassen, deren vollständige und systematische Aufzählung noch nicht einmal versucht worden ist, sondern drei ganz bestimmte, klar abgegrenzte Prozesse umfassen.

Wir können daher geradezu, um jedes Mißverständnis auszuschließen, diese Parallelwirkungen in folgender Übersicht zusammenstellen:

---

[1] 1913. Vgl. z. B. S. 327.

[2] Vgl. a. a. O. S. 439.

[3] Sachlich ist dieser Vergleich also ohne wesentliche Bedeutung, er schwebte mir nur bei der Wahl des Worts vor. Stumpfs Abhandlung „Erscheinungen und Funktionen" war mir bei der Abfassung des ersten Teils meiner Erk.theorie, in dem ich den Terminus „Funktion" schon eingeführt hatte, noch nicht bekannt.

Erregungsprozesse der v-Elemente — spezifische Sinnesenergien[1] der Empfindungsprozesse — . . . . . — Beispiel: Cis = Empfindung.

Erregungsprozesse isolierter u-Elemente — retentive Parallelwirkungen — Beispiel: Cis = Vorstellung.[2]

simultane Erregungsprozesse verbundener u-Elemente — (d. h. der u-Elemente und ihrer Verbindungsbahnen)	Differenzierungsfunktionen[3]	Beispiel: Vorstellung der Melodie cis—f—fis.
sukzessive Erregungsprozesse verbundener u-Elemente — (d. h. der u-Elemente und ihrer Verbindungsbahnen)		Beispiel: Diese Melodie besteht aus den Tönen cis, f und fis.

Damit ist nun auch die Bedeutung der Differenzierungsfunktionen für die Ideenassoziation klar abgegrenzt. Die Reihenfolge der Vorstellungen der letzteren wird vom Verlauf des Rindenprozesses, die inhaltliche Verknüpfungsweise von den Differenzierungsfunktionen, d. h. den Parallelwirkungen der u-Verbindungen gesetzmäßig bedingt. Assoziation und Synthese sind also auch nicht identisch, sondern an die erstere kann sich entweder Synthese oder Analyse oder Komparation knüpfen.

Dies ist die Grundlehre der von mir vertretenen Assoziationspsychologie. Und was hat man vielfach aus dieser Assoziationspsychologie gemacht? Es wird ihr untergeschoben — anders kann ich es nicht bezeichnen —, daß sie aus der zeitlichen Sukzession V_1, V_2 . .

[1] Allerdings nicht in dem Sinn von Joh. Müller und der heutigen Physiologie, sondern im Sinn meiner Erk.theorie (S. 59ff.).

[2] Im Sinn einer integralen primären Individualvorstellung (vgl. Buch II, S. 136).

[3] Retentive Parallelwirkungen und Differenzierungsfunktionen faßt man am besten als „Ideation" zusammen (Erk.theorie S. 327).

auch die spezifische Verknüpfungsweise der Vorstellungen, also die eigenartige Vorstellungsbeziehung in den verschiedenen Begriffsbildungen[1] und Urteilsformen erklären wolle, oder man hat ihr gar zugemutet, sie müsse dies leisten, um ihren — ihr fälschlich zugeschriebenen — Prinzipien[2] treu zu bleiben. Unverständige haben sich dadurch in der Tat lange genug täuschen lassen. Tatsächlich fällt es der Assoziationspsychologie gar nicht ein, aus der Sukzession der Vorstellungen als solcher irgendwelche Parallelwirkung erklären zu wollen. Ein solcher Versuch wäre noch alberner als das Suchen nach dem Perpetuum mobile. Sie hat auch niemals daran gedacht. Ebensowenig wie aus der Sukzession der Erregung bestimmter Empfindungselemente die spezifische Energie der letzteren erklärt werden kann und ebensowenig wie die Assoziationspsychologie eine solche Erklärung versucht hat, ebensowenig ist die spezifische Verknüpfung der Vorstellungen in Begriff und Urteil aus der Sukzession der Vorstellungserregungen als solcher zu erklären, und ebensowenig beansprucht die Assoziationspsychologie einen solchen Erklärungsversuch.[3]

[1] Ich spreche hier von „Begriff" in Anlehnung an die Ausdrücke der Gegenseite.

[2] Hierher gehört auch die in allerhand Varianten auftretende, fast grotesk anmutende Darstellung, die sog. Assoziationspsychologie habe behauptet, daß der Vorstellungsverlauf nur unter der Wirkung von „assoziativen Reproduktionstendenzen" vor sich gehe, und erst die Überwinder der Assoziationspsychologie hätten andere wichtige und neue, mit der Assoziationspsychologie unverträgliche Faktoren wie die sog. „perseverierende Reproduktionstendenz" und die sog. „determinierenden Tendenzen" entdecken müssen (vgl. z. B. selbst die im übrigen anerkennenswert objektive Darstellung von Ach, Über die Willenstätigkeit u. das Denken. Göttingen 1905, S. 187). Dabei sind sowohl die determinierenden Tendenzen wie die perseveratorische Tendenz nur Spezialfälle der von mir so genannten Konstellation. Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl. S. 322 u. 353.

[3] Selbst bei älteren Vertretern der Assoziationspsychologie wird man nur selten Äußerungen treffen, die einen solchen Erklärungs-

Was die Assoziationspsychologie nur absolut ablehnt, ist die Annahme irgendeines Prozesses neben dem Erregungsprozeß in der Großhirnrinde und seinen spezifischen Parallelwirkungen (einschließlich, um es nochmals zu sagen, aller an die Erregung der zwischen u_1 und u_2 usf. gelegenen Bahnen geknüpften Parallelwirkungen), man mag diesen Prozeß nun mit Wundt Apperzeption nennen und in das Stirnhirn lokalisieren oder ihm jede Beziehung zum Gehirn absprechen. Hier liegt der einzige tatsächliche und allerdings unüberbrückbare Unterschied zwischen der Assoziationspsychologie einerseits und allen anderen Psychologien. Wir werden sehen, wer siegen wird. Nur lasse man sich nicht durch den Bluff und das monotone Triumphgeschrei einiger etwas naiver Psychologen und Psychiater beirren, die immer wieder urbi und orbi verkünden, die Assoziationspsychologie sei längst tot, und ihr mit einigen Schimpfworten („Schematismus", „Materialismus" usf.) noch Fußtritte geben, und schiebe der Assoziationspsychologie nicht Ansichten unter, die sich wegen ihrer leichten Bekämpfbarkeit allerdings dem Gegner empfehlen, aber mit der Assoziationpsychologie nichts zu tun haben.[1]

versuch involvieren. Ich selbst habe ausdrücklich schon in der ersten Auflage meines Leitfadens (Jena 1891, S. 128) auf das „psychische Korrelat" des „materiellen Zwischenprozesses" zwischen R_{v_1} und R_{v_2} (d. h. u_1 und u_2 der Darstellung oben im Text) hingewiesen. Es versteht sich dabei von selbst, daß nicht etwa erst V_1 entsprechend der Erregung des Komplexes u_1 und dann die Urteilsverknüpfung entsprechend der Erregung der Bahn u_1 u_2 und dann die Vorstellung V_2 entsprechend der Erregung des Komplexes u_2 auftritt. Um zu verhüten, daß man etwa auch diese lächerliche Anschauung der Assoziationspsychologie unterschiebe, habe ich von Anfang an daran erinnert, daß eine solche Trennung nicht einmal physiologisch vorliegt, sondern daß die Erregung in u_1 mit der Erregung in u_2 zeitlich zum Teil zusammenfällt. Das Urteil entspricht also dem Gesamtablauf u_1—u_2 und läßt sich nicht etwa in drei Phasen zerlegen.

[1] Nach der Niederschrift dieser Zeilen kommt mir der 3. Teil von G. E. Müllers Werk „Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des

Die ernst zu nehmenden Gegner der letzteren aber, mit denen ich es hier allein zu tun habe, die also die wirklichen Ansichten der Assoziationspsychologie mit Gründen bekämpfen, bitte ich zu erwägen, ob die von mir dargelegte assoziationspsychologische Auffassung in ihrer Verbindung mit der erkenntnistheoretischen Grundlegung nicht eine widerspruchsfreiere Darstellung des Tatbestandes bietet als andere Auffassungen. Die einheitliche Organisation der Großhirnrinde, welche uns — abgesehen von den Unterschieden zwischen Empfindungssphäre, Vorstellungssphäre und motorischer Region — überall einen sehr ähnlichen Aufbau aus Ganglienzellen und Assoziationsfasern zeigt, zwingt uns geradezu, entweder die assoziationspsychologischen Hauptsätze zu akzeptieren oder psychische Prozesse anzunehmen, welche von dem Gehirn ganz unabhängig sind. Wer die letztere Annahme wählt, braucht freilich keine Rücksicht auf die Assoziationspsychologie zu nehmen. Eine suprazerebrale Seele kann beliebige „Funktionen" ausüben, kann apperzipieren, wollen, urteilen, reflektieren, erschauen usf., ohne an die Reihenfolge, in welcher die Erregungsprozesse in der Großhirnrinde sich abspielen, gebunden zu sein. Man erwäge aber auch, daß man erstens damit unrettbar einem unklaren Dualismus des Materiellen und Psychischen verfallen ist und mit der Erkenntnistheorie in Widerspruch gerät, und daß man zweitens die einfachsten Beobachtungstatsachen der Psychiatrie bei der Annahme einer solchen suprazerebralen Seele ignorieren muß.

Vorstellungsverlaufes", Leipzig 1913 in die Hände. Auch G. E. Müller wendet sich gegen solche „unglaubliche Blüten" der Polemik gegen die Assoziationspsychologie. „Es ist mir unerfindlich geblieben, was für eine Mißgeburt von Assoziationspsychologie Dürr bei dieser Auslassung vor Augen haben könnte", heißt es S. 487. In der Tat kämpfen alle diese Gegner wie Dürr, Koffka, Messer, Wreschner nur gegen solche Mißgeburten. Ich kann nur empfehlen, solche Angriffe einfach zu ignorieren, wie ich es seit Jahren getan habe.

§ 56. Schlußverfahren. Die Lehre vom Schluß bedarf einer besonderen psychologischen Grundlegung nicht. Die Psychologie weist in überzeugender Weise nach, daß bei der Entstehung eines neuen Urteils aus anderen Urteilen keine neuen Faktoren wirksam werden. Die Reihenfolge der Vorstellungen bleibt gesetzmäßig durch den Gang des kortikalen Erregungsprozesses bedingt. Der Inhalt und die Verknüpfungsweise hängt von den Parallelwirkungen der sukzessiv auftretenden υ-Elemente ab. Neue Differenzierungsfunktionen ergeben sich bei der Verknüpfungsweise des Schlusses nicht. Bei einer rein autochthonen Analyse reduziert sich der charakteristische psychologische Tatbestand des Schlusses auf folgendes: Sukzession mehrerer Urteile (Prämissen) mit zum Teil sich deckenden Vorstellungen[1]; abschließendes Urteil, das zwei oder mehr Vorstellungen der Prämissen in einer neuen Verknüpfung enthält; synthetische (zusammenfassende) oder analytische (isolierende) oder komparative (kategoriale, vergleichende) Prozesse bezüglich der gemeinsamen Vorstellungen.

Alle übrigen Momente sind akzessorisch. So fehlt z. B. die von Fr. A. Lange[2] als charakteristisch betrachtete räumliche Begleitanschauung oft ganz und gar, desgleichen die Erkenntnis oder das Gefühl eines notwendigen Zusammenhangs zwischen Prämissen und Konklusion, das Bewußtsein der Substitution usf. Die logische Reflexion vermag solche Faktoren vielleicht aufzuzeigen, aber die behaupteten psychischen Vorgänge (Gefühle, Erkenntnisse, Bewußtheiten usw.) fehlen sehr oft. Auch die sehr interessanten experimentellen Untersuchungen von Störring[3] haben kein einheitliches neues Moment ergeben.

[1] Zuweilen decken sich nur die Wortvorstellungen, bekanntlich eine der häufigsten Ursachen von Fehlschlüssen (Quaternio terminorum usf.) [2] Log. Stud. Iserlohn 1877, S. 9 ff. u. S. 74 ff.).

[3] Arch. f. d. ges. Psych. 1908, Bd. 11, S. 1. Sie leiden übrigens unter dem Mißstand, daß die Versuchspersonen akademisch gebildet waren

Überschaut man die drei oben angeführten Merkmale, so bestätigt sich, daß psychologisch der Schluß von dem Urteil nicht prinzipiell verschieden ist.[1] Er erweitert unsere Auffassung der Ideenassoziation höchstens insofern, als er uns zeigt, daß der Wirkungsbereich einer Vorstellung sich nicht etwa auf ein einziges Urteil beschränkt, sondern sich auf viele sukzessive Urteile erstrecken kann, d. h. daß die Differenzierungsfunktionen keineswegs nur für zwei in unmittelbarer Folge auftretende Vorstellungen in Betracht kommen. Dasselbe lehrt übrigens bereits jede längere Reihe einer disparaten Ideenassoziation. Insbesondere haben bei dem normalen Denken einige Vorstellungen, die ich als Dominantvorstellungen bezeichnet habe, einen sehr weit reichenden Einfluß auf den Gang der Ideenassoziation, namentlich der in Urteilen sich abspielenden. Der Beweis liefert das beste Beispiel für die Wirksamkeit solcher Dominantvorstellungen.[2] Dabei ergibt sich zugleich, daß nicht nur die aktuellen, sondern auch die sog. latenten Vorstellungen (vgl. § 30) den Gang der Ideenassoziation beeinflussen und somit auch für die Urteils- und Schlußbildung von wesentlicher Bedeutung sind. Alle von mir so genannten Konstellationserscheinungen gehören hierher.

§ 57. Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte.

(S. 4), also mit dem üblichen logischen Schema des Schlusses vertraut waren. Wählt man ungebildete Personen, so fallen die Ergebnisse, wie ich mich selbst überzeugt habe, ganz anders aus. So erklärt sich die merkwürdige logische Färbung und die auffällige Abstimmung der Ergebnisse auf die Lehren dieser oder jener Schule. Überhaupt kranken die meisten denkpsychologischen Untersuchungen daran, daß man die Kontrolle der Ergebnisse an Ungebildeten und Kindern versäumt hat. Ebenso verkehrt wäre natürlich die Beschränkung auf Ungebildete und Kinder, da die Selbstbeobachtung bei diesen zu dürftig und unzuverlässig ist.

[1] Vgl. auch Erk.theorie 1913, S. 428ff.

[2] Vgl. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 322, 351, 380 u. namentlich Psychiatrie 4. Aufl., S. 79, 97 usf.

Diese große Gruppe der psychischen Prozesse bedarf um so mehr einer grundlegenden Erörterung, als wir oben S. 78 nur ganz vorläufig die Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte als Eigenschaften den Empfindungen und Vorstellungen zuordneten und nur einige auf ganz groben Mißverständnissen beruhende Einwände gegen diesen unseren sogenannten „Intellektualismus" erledigten, im übrigen aber auf eine spätere eingehende Beweisführung zugunsten dieser Lehre verwiesen. Diese Beweisführung soll im folgenden gegeben werden.

a) Sensorielle Gefühlstöne (primäre). Ich gehe von denjenigen Gefühlen aus, welche dem Empfindungsbereich angehören, d. h. in unmittelbarer Abhängigkeit von aktuellen Reizen, die auf unser Nervensystem einwirken, stehen. Man hat diese Gefühle auch speziell als „sinnliche" Gefühle bezeichnet. Ich ziehe die Bezeichnung „sensorielle Gefühle" oder „sensorielle Gefühlstöne" vor. Außerdem unterscheide ich primäre und sekundäre sensorielle Gefühlstöne. Die alltägliche Beobachtung lehrt nämlich, daß die sensoriellen Gefühle teils ausschließlich vom Reiz selbst bzw. der Empfindung selbst bedingt werden, teils auf der früheren Verknüpfung mit Vorstellungen beruhen. Ein schmerzhafter Stich, ein intensives Licht, ein reiner C-Dur-Akkord verdanken ihren negativen bzw. positiven Gefühlston[1] keiner Vorstellung, die etwa früher diese Empfindungen begleitet hat. Dagegen ist der Anblick eines Freundes positiv gefühlsbetont, weil mit seinem Gesicht

[1] Die wohl von Baldwin stammende Bezeichnung „algedonisch" für „positiv und negativ gefühlsbetont" scheint mir sprachlich nicht glücklich gewählt. Der zweite Bestandteil, der doch offenbar die ἡδονή, das Lustgefühl ausdrücken soll, tritt zu sehr zurück; das ist um so empfindlicher, als bekanntlich „ἀλγηδών" das Leid bedeutet. Es würde sich also wenigstens empfehlen, von hedonalgischen Gefühlen usf. zu sprechen, wobei allerdings immer noch die Einsetzung von Schmerz (ἄλγος) für den allgemeinen Begriff der Unlust zu beanstanden wäre.

sich gefühlsbetonte Vorstellungen (meiner Freundschaft mit dem Betreffenden usf.) verknüpft haben. Es ist dann schließlich gar nicht mehr nötig, daß diese assoziierten Vorstellungen als solche isoliert auftauchen, sondern der Anblick des Gesichts hat den Gefühlston der früher assoziierten Vorstellungen überkommen und hält ihn auch, ohne daß die Vorstellungen jedesmal wieder geweckt werden, fest. Wie man sich diesen Prozeß zu denken hat, ist vorerst gleichgültig und soll erst später erörtert werden. Es soll auch hier noch gar nicht berücksichtigt werden, daß auch diese von Vorstellungen überkommenen Gefühlstöne sensoriellen Ursprungs sind. Jedenfalls steht fest, daß die sensoriellen Gefühlstöne diesen doppelten Charakter haben, teils primär, teils sekundär sind. Es empfiehlt sich nun, auch hier den genetischen Weg einzuschlagen und zuerst ausschließlich die primären sensoriellen Gefühlstöne zu betrachten, also alle Vorstellungseinflüsse, soweit irgend möglich, auszuschließen. Es wird sich in der Tat zeigen, daß die Entscheidung des ganzen Gefühlsproblems hier gelegen ist.

Bezüglich der Auffassung dieser primären sensoriellen Gefühlstöne nun stehen sich verschiedene Theorien[1] gegenüber, nämlich 1. Stumpfs Theorie der Gefühlsempfindungen[2]: nach dieser Theorie bilden die primären sensoriellen Gefühle eine besondere Modalität (Qualitätengruppe) der Empfindungen, die beispielsweise der Modalität der Gehörsempfindungen,

[1] Die hier von mir gegebene Einteilung der Gefühlstheorien deckt sich nicht mit der Stumpfschen; namentlich scheint mir Stumpf die von mir an zweiter Stelle genannte Theorie in einer zu ungünstigen Fassung dem Leser vorzuführen. Die Einteilung Külpes (Grundriß d. Psych., Leipzig 1893, S. 233) scheint mir gleichfalls den Haupttheorien nicht ganz gerecht zu werden. In der Dreizahl stimmen alle drei Einteilungen überein.

[2] Ztschr. f. Psych. 1907, Bd. 44, S. 1 (auch Vortr. auf dem 2. Kongr. d. Gesellsch. f. exper. Psych. 1906).

Gesichtsempfindungen usf. koordiniert ist und der in der Regel[1] auch spezifische peripherische Endorgane und besondere Bahnen zukommen. 2. Die epigenetische Theorie oder Theorie der Gefühlstöne, von Stumpf als „Eigenschafts"theorie der sinnlichen Gefühle bezeichnet: diese von mir vertretene Theorie behauptet, daß die primären sensoriellen Gefühle stets nur in Begleitung einer der allgemein anerkannten Empfindungsqualitäten (Farbe, Druck, Ton usf.) auftreten und dadurch zustande kommen, daß der zentrale Empfindungsprozeß oft je nach seiner Intensität, Qualität, Lokalität und Temporalität unmittelbar noch einen zweiten Prozeß, den Gefühlsprozeß in denselben Elementen auslöst, dessen psychisches Korrelat mit den übrigen Empfindungseigenschaften zu einer Einheit verschmilzt. 3. Die Theorie der selbständigen zentralen Reaktion, derzufolge der zentrale Empfindungsprozeß in anderen Elementen des Gehirns einen ganz eigenartigen neuen, selbständigen psychischen Prozeß auslöst, der von dem Empfindungsprozeß nur bis zu einer gewissen Grenze abhängig ist.

Diese Einteilung ist in dieser Form offenbar psychophysiologisch, insofern sie überall auf die zugehörigen physiologischen Prozesse zurückgeht. Sie läßt sich aber auch ohne Schwierigkeit rein psychologisch, also vom Standpunkt der autochthonen Psychologie formulieren. Rein psychologisch ausgedrückt, besagt

die erste Theorie, daß die primären sensoriellen Gefühle einen psychischen Prozeß darstellen, der alle Eigenschaften der anerkannten Empfindungen hat und auch ohne andere anerkannte Empfindungen auftreten kann;

die zweite Theorie, daß sie nur in Verbindung mit einer der anerkannten Empfindungen auftreten, von dieser Empfindung durchaus abhängig sind und mit ihr eine Einheit bilden;

[1] Über die Ausnahmen siehe unten S. 203.

die dritte Theorie, daß sie einen ganz eigenartigen psychischen Prozeß darstellen, der nicht unbedingt an die Begleitung der anerkannten Empfindungen gebunden ist.

Übrigens liegt auf der Hand, daß diese Einteilung weder in ihrer psychophysiologischen noch in ihrer reinpsychologischen Form die möglichen Theorien erschöpft und auch Übergänge und Kombinationen keineswegs ausschließt. Sie soll also nur als eine Aufzählung der wichtigsten Theorien, welche in der Psychologie bis jetzt tatsächlich aufgetreten sind, gelten.

Zur Abkürzung will ich den peripherischen physiologischen Prozeß, welcher der Empfindungsqualität und -intensität entspricht, mit P_q, den etwa vorhandenen peripherischen physiologischen Prozeß, welcher dem primären sensoriellen Gefühl (sinnlichen Gefühl, Gefühlston der Empfindung) entspricht, mit P_a bezeichnen. Die analogen zerebralen Prozesse mögen mit C_q und C_a bezeichnet werden. Man kann dann auch kurz sagen, daß Stumpf auch besondere P_a-Prozesse annimmt, die zweite und dritte Theorie dagegen nur besondere C_a-Prozesse.

Ich beginne mit der Kritik der ersten Theorie, der Theorie der Gefühlsempfindungen von Stumpf.[1]

[1] Eine Koordination der „Lust"- und „Schmerzempfindung" mit der Berührungs-, Wärme-, Farbenempfindung usf. lehrte übrigens schon Brentano, auch brauchte er bereits die Bezeichnung „Gefühlsempfindungen" (Psych. vom empir. Standpunkte. Leipzig 1874, S. 109). Ein wesentlicher Unterschied zwischen seiner und Stumpfs Anschauung besteht namentlich u. a. insofern, als Brentano — gemäß dem älteren Standpunkt der Sinnesphysiologie — für die einzelnen Gattungen der sinnlichen Qualitäten keine besonderen Bahnen annimmt; daher kann er unbeschadet seiner Lehre von der selbständigen Qualität der Gefühlsempfindungen ihnen dieselben Leitungsbahnen wie den Berührungsempfindungen usf. zuordnen. — Stumpf führt als Vorläufer auch Meynert an, wie ich glaube, nicht mit Recht; wenigstens hat Meynert gelegentlich auch ausdrücklich behauptet, zwischen der Wahrnehmung und ihrem Gefühlston — er nennt ihn auch Affekt — bestehe nur ein „quantitativer Unterschied"

Dabei ist es zweckmäßig, die Frage der Gefühlsempfindungen auf dem Gebiet der Haut- und Organempfindungen und die Frage der Gefühlsempfindungen im Bereich der höheren Sinne vorerst zu sondern. Die Stumpfsche Theorie ist vorzugsweise den Haut- und Organempfindungen angepaßt und unten dieser wieder den sog. Schmerzempfindungen. Für die Lustempfindungen des Hautsinnes[1] und namentlich die Lust- und Unlustempfindungen der höheren Sinnesgebiete läßt sie sich überhaupt nur mit Schwierigkeit durchführen. Es dürfte daher billig erscheinen, sie gerade zuerst auf dem ihr günstigsten Gebiet, demjenigen der Haut- insbesondere der Schmerzempfindungen zu prüfen.

Für die Haut- und Organempfindungen kann Stumpf seine Theorie sehr einfach und klar präzisieren. Er schreibt dem Gefühlssinn, wie er ihn gemäß seiner Theorie als selbständige Modalität aufstellt, zwei „Hauptqualitäten" zu: „Schmerz" und „Lust" („Annehmlichkeit", „Wohlsein"). Eine Unklarheit bleibt nur insofern, als Stumpf offen läßt, daß für einzelne Schmerz- bzw. Unlust- und Lustempfindungen (z. B. der Sättigung, der Ruhe, des allgemeinen Wohlbehagens) vielleicht lediglich „bestimm-

(Klinische Vorlesungen über Psychiatrie, Wien 1890, S. 10). Sehr nahe steht dagegen der Stumpfschen Theorie Nichols (Philos. Review 1892, Bd. 1, S. 403 u. 1895, Bd. 4, S. 506, Ref.). Derselbe berücksichtigt auch bereits die höheren Sinnesgebiete. Als ursprünglichste Sinnesempfindung betrachtet er die Lustempfindung. In der an zweiter Stelle zitierten Arbeit gelangt N. allerdings zu einer sehr viel allgemeineren Auffassung des Gefühls. Er betrachtet es als den durch seine Einfachheit eindeutig charakterisierten primitivsten Zustand des psychischen Geschehens überhaupt. Manche Übereinstimmungen mit Stumpf zeigen auch die Lagerborgschen Arbeiten (Das Gefühlsproblem. Leipzig 1905; Skand. Arch. f. Phys. 1906, Bd. 18, S. 47; Arch. f. d. ges. Phych. 1907, Bd. 9, S. 450).

[1] Ich gestatte mir, im folgenden die Organempfindungen meistens nicht ausdrücklich anzuführen; sie sollen aber stets miteinbegriffen sein.

te zentrale Prozesse maßgebend sind, die als Nebenwirkungen von Modifikationen des Blutkreislaufs im Gehirn eintreten"; er scheint in solchen Fällen eine peripherische Reizung (auch im vegetativen Gebiet) nicht für nötig zu halten. Bei der außerordentlichen Dunkelheit, welche über das Wesen dieser Allgemeinempfindungen besteht, soll von ihrer Hineinziehung in die Diskussion ganz Abstand genommen werden, obwohl ich glaube, daß das Hauptprinzip der Stumpfschen Theorie durch die Annahme solcher rein-zentralen Gefühlsempfindungen erheblich gefährdet, wenn nicht gar durchbrochen wird.[1]

Die Diskussion konzentriert sich also jetzt zunächst auf die gewöhnlichen Schmerzempfindungen. Stumpf behauptet, daß der Schmerz eine selbständige Sinnesqualität darstellt, ich behaupte, daß er nur eine durch einen zentral hinzukommenden Prozeß bedingte Zusatzqualität zu anderen Qualitäten (Berührung, Wärme, Kälte) darstellt. Die Entscheidung zwischen beiden Ansichten ist deshalb besonders schwierig, weil eine andere Frage, die von der unsrigen trotz einer bestimmten gegenseitigen Beziehung scharf zu unterscheiden ist, hier mit hineinspielt, nämlich die Frage, ob besondere Schmerzpunkte und besondere Schmerzbahnen existieren. Stumpf muß vom Standpunkt seiner Theorie diese Vorfrage bejahen. Bei unserem heutigen allgemeinen psychophysiologischen Standpunkt[2] müssen wir dem Schmerz, wenn er, wie Stumpf glaubt, eine besondere Sinnesmodalität ist, jedenfalls einen besonderen Leitungsapparat zuschreiben (ganz einerlei ob für die Modalität die peripherischen oder die zentralen Endstationen in letzter

[1] Letzteres würde namentlich dann der Fall sein, wenn Stumpf diese rein-zentral gereizten Elemente nicht mit den zentralen Endstationen seiner Lust- und Unlustbahnen identifiziert.

[2] Brentano dachte, wie wir oben gesehen haben, noch anders (vgl. oben S. 202, Anm. 1).

Linie bestimmend sind). Die Gegner der Stumpfschen Theorie können sich sowohl mit einer negativen wie mit einer positiven Beantwortung der Vorfrage abfinden. Eine negative würde, wie wir eben gesehen haben, ohne weiteres zu ihren Gunsten und gegen Stumpf entscheiden. Eine positive würde in unserer Hauptfrage keine Entscheidung herbeiführen; denn die Gegner der Stumpfschen Theorie würden die Beweiskraft der Existenz besonderer Schmerzpunkte und -bahnen für die Existenz einer spezifischen selbständigen Schmerzqualität nicht anerkennen und die Existenz solcher Punkte und Bahnen darauf zurückführen, daß die Reizempfänglichkeit der Nervenfasern verschieden ist. Man kann sich ohne jede Schwierigkeit vorstellen, daß ein bestimmter Teil der taktilen und thermischen Nervenfasern dank der Organisation seiner peripherischen Endapparate oder seiner intrazentralen Bahnschaltungen oder seiner zentralen Endstätten auf jeden Reiz mit einem steileren Anstieg der Intensitätskurve der Erregung und damit auch der Empfindung[1] antwortet als die übrigen taktilen und thermischen Fasern. Dann würde der C_a-Prozeß in der Hirnrinde, welcher gemäß unserer Festsetzung dem Gefühl entspricht, nur deshalb lediglich oder vorwiegend von den Schmerzpunkten aus und auf den Schmerzbahnen hervorgerufen werden können, weil die übrigen Fasern auf Reize mit zu schwachen Erregungen antworten. Auch können Stumpfs Gegner sich, selbst wenn man diese Erklärung aus irgendeinem mir übrigens ganz unerfindlichen Grunde ablehnen wollte, mit der Existenz von Schmerzpunkten und Schmerzbahnen noch immer auch durch die Annahme abfinden, daß nicht alle taktilen und thermischen Fasern zu zentralen Elemen-

[1] Die Lage der Reizschwelle bleibt dabei ganz offen

ten führen, in welchen Gelegenheit zu C_a-Prozessen gegeben ist. Es ist sehr wohl möglich, daß die chemischen Vorbedingungen zu den C_a-Prozessen nicht in den Endelementen aller Fasern des Hautsinns vorhanden sind.[1] Die affektiv disponierten Endelemente würden damit in eine gewisse Analogie zu den lokal disponierten (lokal abgestimmten) Endelementen treten, welche ich einem anderen Teil der Nervenfasern des Hautsinns zuordne.

Während also Stumpf auf den Nachweis besonderer Schmerzpunkte und -bahnen angewiesen ist, können wir die Entscheidung über diese schwierige Frage abwarten und uns mit jeder Entscheidung abfinden. Ich kann — mit anderen Worten — keinesfalls zugeben, daß mit dem Nachweis besonderer Schmerzpunkte und -bahnen die Entscheidung bereits zugunsten der Stumpfschen Theorie gefallen wäre.

Wie gestaltet sich nun aber die Antwort auf die in Rede stehende Vorfrage? Ist der Nachweis überhaupt wirklich geführt? Stumpf scheint dies in der Tat anzunehmen. Ich muß bezweifeln, daß dieser Nachweis schon gelungen ist. Die Versuche von v. Frey und Alrutz, welche Stumpf anführt, beweisen nur, daß es auf der Haut zerstreute Maxima der Schmerzempfindlichkeit, die sog. Schmerzpunkte, gibt. Da jedoch bei Verstärkung des Reizes auch von den Zwischenpunkten Schmerz ausgelöst werden kann und bei starker Abschwächung des Reizes auch die Schmerzpunkte mit einer nicht schmerzhaften, überhaupt nicht unlustbetonten spitzigen Empfindung antworten, so ist nicht abzusehen, warum die Schmerzpunkte nicht einfach dadurch vor anderen Punk-

[1] Ich habe diese Annahme, welche mir weitaus am wahrscheinlichsten scheint, schon in meiner Anatomie des Zentralnervensystems vertreten (außerdem mündlich schon lange in meinen Vorlesungen).

ten ausgezeichnet sein könnten, daß sie besonders günstige anatomische Bedingungen für die Aufnahme des Reizes in voller Intensität darbieten (z. B. infolge einer bestimmten Lagerung der Nervenendigungen). Oben (S. 205) sahen wir, daß selbst nicht einmal mit dem Nachweis der Beschränkung der Schmerzleitung auf besondere Fasern die Existenz einer selbständigen Schmerzqualität im Sinne Stumpfs entschieden wäre; jetzt zeigt sich, daß die Versuche, welche diesen Nachweis führen sollen, für die behauptete Beschränkung gar nicht beweiskräftig sind. Um sich von diesem Mangel an Beweiskraft zu überzeugen, bedenke man weiter, daß — wie man jederzeit leicht selbst feststellen kann und auch v. Frey[1] selbst angibt — ein Reizhaar je nach der Dauer seiner Einwirkung schmerzlos oder schmerzhaft empfunden wird, und zwar an demselben Hautpunkt, und daß die Lage der Schmerzpunkte bei Prüfung in Zwischenräumen von einigen Tagen keineswegs konstant ist. Etwas mehr Beweiskraft scheint den physiologischen und pathologischen Erfahrungen über Spaltung der Berührungs- und Schmerzempfindlichkeit, namentlich über Verspätung der Schmerzempfindung und über Analgesie ohne erhebliche Störung der Berührungsempfindlichkeit, zuzukommen. Ich habe jedoch an anderer Stelle[2] bereits darauf hingewiesen, daß auch diese Beobachtungen nicht so eindeutig, wie man es oft annimmt, die Existenz besonderer Schmerzfasern beweisen. Insbesondere lassen sie offen, daß erst im Rückenmark eine Teilung der Bahn eintritt und die eine Bahn einen kleinen Bruchteil der Erregung rasch, die andere den größten Teil der Erregung langsam zum Gehirn leitet; die erste Bahn würde nur Berührungsempfindungen und die zweite Schmerzempfindungen,

[1] Abh. d. math. phys. Kl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 1896, Bd. 23, Nr. 3, S. 242 (74).

[2] Ltf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 201.

bzw. von Schmerz begleitete Berührungsempfindungen auslösen. Manche anatomische und pathologische Tatsachen würden hiermit sehr gut in Einklang stehen. Es soll nun hier gar nicht untersucht werden, ob auch eine solche nicht-peripherische, sondern zentrale Spaltung für die Stumpfsche Theorie genügen würde. Es kommt mir nur darauf an zu zeigen, daß auch der Nachweis der Beschränkung der Schmerzempfindungen auf besondere peripherische Endorgane und besondere Bahnen noch keineswegs einwandfrei erbracht ist. So erklärt es sich denn auch, daß z. B. außer mir auch Wundt noch an der „Einerleiheit" der „sogenannten Druck- und Schmerznerven" festhält.[1] Adhuc sub judice lis est.

Geben wir aber selbst einmal zu, daß wirklich besondere Schmerz- und ebenso Lustpunkte und -bahnen existieren und nur diese Schmerz- bzw. Lustempfindungen vermitteln, so ist damit, wie wir oben (S. 206) gesehen haben, nur die Vorfrage erledigt. Nun muß Stumpf uns vor allem nachweisen, daß die vorbehaltlich zugestandenen Bahnen im Sinn seiner Theorie ein selbständiges isoliertes Schmerzgefühl leiten und nicht etwa eine Berührungsempfindung (Druckempfindung) oder Temperaturempfindung, die im Sinn der zweiten Theorie erst sekundär im Gehirn den zusätzlichen Prozeß C_a auslöst. Mit diesem Nachweis steht es nun noch wesentlich unsicherer als mit dem Nachweis der Schmerzpunkte. Allerdings hat v. Frey behauptet, wie auch Stumpf anführt, daß bei Beobachtung bestimmter Vorschriften mit bestimmten Reizhaaren die Reizung zwischen den Haarbälgen so ausgeführt werden könne, daß die schmerzhafte Empfindung ohne vorgängige oder begleitende Druckempfindung auftrete.[2] Wenn diese Angabe richtig wäre, so wäre damit allerdings die Entscheidung auf

[1] Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl., Leipzig 1910, Bd. 2, S. 19.
[2] a. a. O. S. 241.

dem Gebiet des Hautsinns zugunsten der Stumpfschen Theorie gefallen. Indes gerade in diesem entscheidenden Punkt scheint mir die Selbstbeobachtung der v. Freyschen Behauptung direkt zu widersprechen. Für mich ist neben dem Schmerzgefühl noch immer eine Berührungsempfindung (Druckempfindung) vorhanden. Sie kommt nur gegenüber dem starken Gefühlston nicht ganz deutlich zur Geltung, etwa analog wie bei der Einwirkung eines starken Lichts die räumlichen Eigenschaften der Lichtempfindung verdeckt werden. Eine — übrigens auch von Stumpf angezogene — Beobachtung illustriert diesen Tatbestand ausgezeichnet. Reizt man einen Schmerzpunkt mit einer sehr spitzen Nadel, so tritt oft zuerst eine schwache, absolut schmerzlose Empfindung auf[1], die man als spitz oder spitzig bezeichnen kann und die jeder Unbefangene als eine eigenartige Berührungsempfindung deutet[2], und erst bei Verstärkung des Reizes stellt sich mehr und mehr — „ohne Qualitätsänderung", wie Thunberg ganz richtig sagt — ein Schmerzgefühl ein, von dem schließlich die Berührungsqualität fast ganz verdeckt wird. Ich schließe hieraus, daß die Schmerzgefühle nicht selbständig sind. Jedenfalls geht die Unsicherheit der Unterscheidung von Schmerzgefühl und Berührungsempfindung daraus hervor, daß nicht einmal die Vertreter der Annahme besonderer Schmerzpunkte und Schmerzbahnen unter sich einig sind, ob diese spitzi-

[1] Diese Tatsache wird auch von den Anhängern der extremen Schmerzpunkttheorie zugegeben (vgl. z. B. Thunberg, in Nagels Handb. d. Phys. d. Menschen, Bd. 3, Braunschweig 1904, S. 688, spez. S. 695). Thunberg gibt als Reizort nicht ausdrücklich die Schmerzpunkte an, hat sie aber offenbar, wie seine weitere Erörterung ergibt, im Auge. Man kann sich übrigens sehr leicht selbst von der Tatsächlichkeit überzeugen.

[2] Wie Thunberg a. a. O. behaupten kann, daß diese Empfindungen „qualitativ mit den Berührungsempfindungen nichts zu tun haben", ist mir schlechterdings unerfindlich.

gen schmerzlosen Empfindungen als schmerzlose Schmerzempfindungen — auf dieses Paradoxon läuft meines Erachtens die bez. Thunbergsche Ansicht hinaus — oder, wie Stumpf meint, doch noch als Druckempfindungen zu bezeichnen sind.[1] Offenbar ist der erstere Standpunkt ganz unhaltbar. Wenn wir uns aber auf den letzteren stellen und diese spitzigen Empfindungen, wie ich sie kurz nennen will, als Druckempfindungen anerkennen[2], so ist meines Erachtens dem Schluß nicht auszuweichen, daß das Schmerzgefühl unselbständig ist. Stumpf versucht allerdings diesem Schluß dadurch zu entgehen, daß er auf die Grenzstreitigkeiten hinweist, welche auch bezüglich anderer Sinne erhoben worden sind. Demgegenüber muß ich jedoch bemerken, daß diese Grenzstreitigkeiten auf anderen Gebieten — Stumpf bezieht sich auf Geschmack und Geruch und auf den Temperatur- und den Berührungssinn — wesentlich anderer Natur sind. Wir verwechseln Geschmacks- und Geruchsqualitäten nicht bezüglich einer psychologisch bestimmten Modalität, sondern bezüglich der Lokalisation der

[1] Ebbinghaus, Grundz. d. Psych. 2. Aufl. Leipzig 1905, S. 354ff. u. 371ff. hilft sich damit, daß er neben der Druckempfindung eine besondere „Stichempfindung" annimmt und bei dieser „von allem Gefühl abstrahiert". Er betrachtet diese Stichempfindungen also als von dem Unlustgefühl verschieden und „gleichsam als seine Träger". Ich halte diese Auffassung für gezwungen und glaube, daß die in Rede stehende Empfindung nichts anderes ist als die durch die räumlichen Eigenschaften des Reizes bzw. der Empfindung bedingten Modifikationen der Qualität, welche auch bei der Empfindung des Rauhen, Glatten usf. vorliegen. Jedenfalls aber stimmt Ebbinghaus darin mit mir überein, daß die Beobachtungen nötigen, die spitzige Empfindung als eine besondere vom Unlustgefühl verschiedene Qualität aufzufassen.

[2] Ein von Thunberg angeführtes Argument gegen diese Auffassung (Erzeugbarkeit der spitzigen Empfindungen auch durch schwache elektrische und thermische Reizung) ist schon von Stumpf (a. a. O. S. 21) entkräftet worden; übrigens ist nicht einmal die Tatsache sichergestellt.

Empfindung. Wir nennen Geschmack, was in der Mundhöhle, und Geruch, was in der Nasenhöhle einwirkt. Da wir nun die Tatsache, daß verdampfende Teile der Speisen und Getränke aus der Mundhöhle in die Nasenhöhle gelangen können, nicht kennen oder erst spät kennen lernen, sprechen wir irrtümlich oft von Geschmacksstatt von Geruchsempfindungen. Eine Modalitätsverwechslung liegt nicht vor, da weder Geruch noch Geschmack als eine Modalität aufgefaßt werden kann. Erst recht handelt es sich nicht um eine Qualitätsverwechslung, eine solche kommt überhaupt nicht in Frage. Was weiter die Verwechslung von Temperatur- und Berührungsempfindungen anlangt, so scheint eine solche in der Tat in der Nähe der Reizschwelle vorzukommen. Ein Vergleich mit der uns jetzt beschäftigenden Beobachtung scheint mir aber auch hier nicht gestattet; denn erstens erhält sich die spitzige schmerzlose Empfindung weit über die Reizschwelle hinaus, und zweitens sind diese Verwechslungen wechselseitig, während bemerkenswerterweise eine Berührungsempfindung niemals für einen Schmerz gehalten wird.

Weiter erwäge man auch, daß die „Schmerzempfindungen" selbst sehr mannigfaltig sind. Sie sind bald stechend, bald dumpf, bald brennend, bald pressend, bald bohrend usf. Aus der Art der Beschreibung geht eine Beziehung zu Druckempfindungen sehr oft unmittelbar hervor. Sehr überzeugend sind auch die Selbstbeobachtungen nach Kokain- oder Morphiumapplikation. Die Versuchspersonen beschreiben nach solchen nicht selten einen Zustand, in dem die Schmerzgefühle, die vor der Injektion bestanden, verschwunden sind, aber jene stechenden, dumpfen, brennenden usw. Sensationen noch deutlich zu erkennen sind. Gegenüber diesen Beobachtungen scheint es mir kaum möglich, die in Rede stehenden Mannigfaltigkeiten der Schmerzempfindung auf zwei Schmerz-

qualitäten, eine „stechende" und eine „dumpfe", und daher auf „zwei Arten Schmerznerven mit spezifischen Sinnesenergien", wie Thunberg und Alrutz meinen, oder gar auf noch mehr Schmerzqualitäten zurückzuführen. Man ist vielmehr gezwungen, wenn man die Stumpfsche Theorie halten will, eine Kombination von Druck- und Schmerzempfindungen anzunehmen. Ich gebe zu, daß mit dieser Annahme zur Not die oben aufgezählten Variationen der Schmerzen erklärt werden können. Es kommt aber noch eine weitere, wie mir scheint, sehr wichtige Tatsache hinzu: es gibt im Gebiet des Hautsinns Unlustempfindungen, die keine Ähnlichkeit mit Schmerz haben, so z. B. quälende Parästhesien und Dysästhesien.[1] Es ist nach den Angaben der bez. Personen auch ganz ausgeschlossen, daß dabei Gefühlstöne von Vorstellungen beteiligt sind. Soll man hier neben dem Schmerz[2] eine neue Unlustqualität annehmen? mit neuen Endorganen? mit neuen Unlustnervenfasern? Die Zahl dieser Unlustqualitäten und Arten von Unlustfasern wäre dann gar nicht abzusehen.

Ich glaube alle diese Erörterungen (von S. 202 ab) dahin zusammenfassen zu können, daß sich selbst auf dem Gebiet des Hautsinns, welcher der Stumpfschen Theorie weitaus am günstigsten ist, mancherlei schwere Bedenken gegen sie ergeben haben. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob es gelingen wird, diese zu zerstreuen. Nun kommt aber hinzu, daß die Theorie auf den höheren Sinnesgebieten direkt versagt. Das Lustgefühl bzw. Unlustgefühl, welches mittelstarke oder schwache Farben-, Ton-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen[3] begleitet, scheint mir

[1] Vgl. z. B. Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 204 und Fabritius, Mon.schr. f. Psychiatrie u. Neural. 1912, Bd. 31, S. 103ff.

[2] Es fehlen sogar in diesen Fällen Schmerzen oft ganz.

[3] Beiläufig bemerkt, halte ich die von Stumpf zitierte Goldscheidersche Beobachtung (S. 27) für nicht zutreffend.

vom Standpunkt der Stumpfschen Theorie schlechterdings unerklärbar. Man wird sich doch kaum entschließen, im Opticus und Cochlearis, im Olfactorius und in den Geschmacksnerven (Glossopharyngeus und Trigeminus) außer den Seh-, Hörfasern usw. auch Lust- und Unlustfasern anzunehmen. Auch wäre gar nicht abzusehen, welcher Reizeigenschaft diese Gefühlsfasern zugeordnet sein sollten.[1] Stumpf hat, um seine Theorie auch für die höheren Sinne aufrecht zu halten, die Frage aufgeworfen, ob man nicht vom Standpunkt seiner Theorie die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit von Tönen, Gerüchen usw. als eine „bloße Mitempfindung im weitesten Sinn", „vielleicht[2] als eine zentrale Mitempfindung gegenüber den peripherisch bedingten" auffassen könne. Ich verstehe nicht recht[3], wie sich Stumpf diese zentralen Mitempfindungen denkt. Sollen wir uns vorstellen, daß eine Geruchsempfindung — nach Analogie der sog. Synästhesien — auf assoziativem Weg in dem Zentrum der Stumpfschen Schmerz- bzw. Lustempfindungen regelmäßig eine zweite Erregung auslöst, also in denselben Elementen, die sonst von den peripherischen Schmerzpunkten bzw. Lustpunkten erregt werden? Dann würde ich fragen, wieso es kommt, daß diese Mitempfindungen, soweit sie negativ sind, so ganz und gar keine Ähnlichkeit mit dem Schmerz haben. Ich wenigstens kann von einer solchen beispielsweise in der Un-

[1] Diese Frage läßt sich übrigens auch auf dem Gebiet des Hautsinns aufwerfen und führt zu neuen Schwierigkeiten für die Stumpfsche Theorie.

[2] Später bezeichnet Stumpf diese Annahme sogar als höchst wahrscheinlich.

[3] Der Einwand, den Stumpf selbst gegen seine Auffassung erhebt — die Nicht-Isolierbarkeit der Annehmlichkeit bzw. Unannehmlichkeit eines Geruchs usf. in der Vorstellung — und zu entkräften versucht, soll im folgenden unerörtert bleiben, obwohl ich auch in dieser Beziehung noch einige Bedenken gegen die Stumpfsche Gegenargumentation habe.

annehmlichkeit der Asa foetida keine Spur entdecken. Auch hätten wir bei dieser Auffassung der Mitempfindungen zu erwarten, daß für die eine Qualität, z. B. Rosenduft, das synästhetische Lustgefühl, für die andere, z. B. Asa foetida, das synästhetische Unlustgefühl mit der Zunahme des Reizes fortgesetzt wächst. So beobachten wir es bei anderen Synästhesien. Tatsächlich ist dies bekanntlich nicht der Fall, sondern alle oder wenigstens viele Geruchsqualitäten verbinden sich bei genügender Abschwächung mit Lustgefühlen, bei genügender Verstärkung mit Unlustgefühlen. Man müßte also, um die Annahme solcher Mitempfindungen behaupten zu können, sehr komplizierte und unwahrscheinliche, weil jeder Analogie entbehrende neue Annahmen über eine spezielle Organisation der Verbindungsfasern zwischen den zentralen Geruchselementen (Geschmackselementen usf.) und den zentralen Schmerzelementen machen. Oder aber[1] sollen wir uns die von Stumpf geforderten Mitempfindungen nicht an die zentralen Schmerz- und Lust-Elemente gebunden denken, sondern an besondere Elemente der Riechsphäre (Sehsphäre, Schmecksphäre usw.) oder der ganzen Großhirnrinde, die überhaupt mit keinem peripherischen Sinnesgebiet direkt in Verbindung stehen? Dann müßte ich fragen, woher diese Elemente ihre spezifische Sinnesenergie im Sinn der Lust und Unlust haben. Für solche Elemente fehlen bei den anderen Sinnesempfindungen alle Analogien. Es gibt keine optischen, akustischen usw. zentralen Elemente, die, ohne mit der Peripherie in Verbindung zu stehen, doch Farben- und Tonempfindungen usw. produzieren, noch dazu auf Anregung heterosensorieller Reize hin.[2] Nimmt man also

[1] S. 39 scheint Stumpf diese Auffassung zu bevorzugen.

[2] Auch für die echten sog. Synästhesien, die übrigens als eine Ausnahmeerscheinung bezeichnet werden müssen, ist eine solche anatomisch-physiologische Grundlage sehr unwahrscheinlich. — Beiläufig

solche rein-zentralen Elemente an, so geht ihnen jede Analogie mit den zentralen Sinneselementen verloren. Ich sehe nicht ein, warum wir die ihnen entsprechenden Erregungen noch als Empfindungsqualitäten bezeichnen sollten. Es handelt sich dann um besondere adnexe Prozesse C_a, die sich in der Rinde dem Empfindungsprozeß C_a zugesellen (vgl. oben S. 202). Das ist dann aber nichts anderes als die von mir vertretene Theorie der Gefühlstöne, die zweite in der Aufzählung oben S. 201.

Nach allen diesen Erörterungen scheint mir so viel sicher, daß auf den höheren Sinnesgebieten die Stumpfsche Theorie nicht haltbar ist und geradezu gezwungen ist, bei der zweiten oder dritten Theorie Zuflucht zu suchen. Stumpf hat allerdings versucht, seine Theorie durch ihre Anwendungen zu stützen. Ich will auf diese Frage an dieser Stelle nicht eingehen und nur hervorheben, daß die zweite Theorie alle die von Stumpf angeführten Tatsachen wenigstens ebenso einfach erklärt.

Die zweite, von mir selbst vertretene epigenetische Theorie[1] geht von der Tatsache aus, daß isolierte Gefühlstöne nicht nachgewiesen sind, daß die Gefühlstöne ganz fehlen können, daß sie einer Intensitätssteigerung fähig sind, daß ihr Vorzeichen, ihre Qualität und ihre Intensität von der Qualität, Intensität, Lokalität und Temporalität der Empfindung abhängig ist, daß in dem Reiz selbst keine Eigenschaft oder Seite nachgewiesen werden kann, welche speziell dem Gefühlston zugeordnet wäre (wie z. B. die lebendige Kraft des Reizes der Empfindungsintensität), daß der Gefühlston sich mit allen Empfindungsqualitäten

bemerke ich noch, daß das Buch II, S. 92 von mir erwähnte „Mitempfinden" selbstverständlich hier nicht in Frage kommt.

[1] Die Theorie des Gefühlstons ist in anderer Fassung schon früher oft vertreten worden, für den Schmerz z. B. schon von Scaliger (Exot. exercit. de subtil. ad Cardan., Frankf. Ausg. 1576, S. 887, Nr. 299); allerdings scheint Scaliger das Sexualgefühl als sechsten Sinn zu betrachten (Nr. 286).

verbinden kann und endlich daß er in ungleich höherem Maß als die Empfindungsqualitäten von Vorstellungen beeinflußt wird. Allen diesen Tatsachen wird die Theorie durch die einfache Annahme gerecht, daß die zentralen Sinneselemente neben den Substanzen[1], in denen sich der C_q-Prozeß (vgl. oben S. 202) abspielt, noch Substanzen enthalten, in denen sich ein zweiter Prozeß, der C_a-Prozeß abspielt. Dem C_q-Prozeß entspricht die Empfindungsqualität und -intensität.[2] Er ist conditio sine qua non für die Empfindung, ihr gesetzmäßiges Substrat. Dem C_a-Prozeß entspricht der Gefühlston. Er ist fakultativ. Ob der Prozeß in den C_q-Substanzen einen Prozeß in den C_a-Substanzen von einer zum Eintritt des Gefühlstons ausreichenden Stärke auslöst oder nicht, hängt einerseits von der Beschaffenheit (Stärke usw.) des C_q-Prozesses und anderseits von dem Material an C_a-Substanzen ab. Die Doppelsinnigkeit des Prozesses (Lust — Unlust) — unbeschadet weiterer qualitativer Nüancen — kann nicht befremden, da sie uns auch bei vielen anderen psychophysiologischen Prozessen begegnet (Gegenfarben usf.).

Külpe und Stumpf haben nun weniger Einwände gegen diese Sätze, die ich schon in den ersten Auflagen meines Leitfadens in ganz ähnlicher Weise formuliert habe[3], als gegen den Terminus „Eigenschaft" erhoben, den ich für den Gefühlston gebraucht habe. Man kann über die Zweckmäßigkeit dieser Bezeichnung verschie-

[1] Auf die „Substanzen" selbst lege ich dabei kein Gewicht. Ich habe an anderer Stelle über die Natur des in Frage kommenden Prozesses eine besondere Hypothese aufgestellt (Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn., Bd. 31, S. 215).

[2] Von der Empfindungslokalität und -temporalität sehe ich hier ab. Die erstere deckt sich für q und a, die letztere kann für q und a verschieden sein und hängt von der Temporalität des q- bzw. a-Prozesses ab (vgl. auch § 43a).

[3] Ich spreche schon in der 1. Auflage (1891, S. 94) davon, daß die Hirnrinde zu dem Prozeß R_c noch „etwas hinzufügt, dessen psychisches Korrelat der Gefühlston ist".

dener Meinung sein. Versteht man unter Eigenschaft wie Stumpf[1] „etwas ganz Einfaches, ja eine Abstraktion", so ist der Gefühlston natürlich keine Eigenschaft, da er selbst wieder nach Intensität, Qualität usf. variiert. Ich möchte aber doch bezweifeln, daß dieser Gebrauch des Wortes „Eigenschaft" wissenschaftlich — vom gewöhnlichen Sprachgebrauch ganz zu schweigen — schon in diesem Sinn festgelegt ist.[2] Wir sprechen von der Sättigung der Farbenempfindung als einer Eigenschaft derselben, obwohl diese Sättigung durchaus nicht etwas ganz Einfaches ist.[3] Ich kann also nur zugeben, daß der Gefühlston im anderen Sinn eine Eigenschaft ist als Qualität, Intensität, Lokalität und Temporalität[4], muß dann aber zugleich betonen, daß die vier letzteren gleichfalls nicht in demselben Sinn Empfindungseigenschaften sind, sondern sich in dem Eigenschaft-sein wesentlich unterscheiden.

Vor allem aber trifft der Einwand nur den Terminus „Eigenschaft" oder „Merkmal", aber keinen der sachlichen Punkte meiner Theorie.[5] In sachlicher Beziehung kann ich keinem der Külpe-Stumpfschen Einwände irgendwelche Berechtigung zugestehen. Es sind deren zwei. Erstens soll eine Eigenschaft nicht nochmals Eigenschaften besitzen können. Versteht man unter Eigenschaft nicht, wie Stumpf und Külpe, etwas

[1] a. a. O. S. 5.

[2] Man denke z. B. an die Härte in der Mineralogie, die spezifische Wärme in der Physik.

[3] Wenn ich recht sehe, spricht übrigens auch Stumpf selbst an anderer Stelle von den Gefühlsmerkmalen der Konsonanz und Dissonanz. Sollte zwischen Merkmal und Eigenschaft wirklich ein so fundamentaler Unterschied sein?

[4] Ich glaube dies auch selbst genügend hervorgehoben zu haben, indem ich die Unterschiede gegenüber der Qualität ausdrücklich betont, den Gefühlston mit einer „zweiten Qualität", einem „sechsten Sinn" verglichen habe usf. (Leitf. 1. Aufl., S. 93).

[5] Ich selbst habe sie auch niemals als Eigenschaftstheorie bezeichnet.

Einfaches, sondern wie ich etwas Einfaches oder Zusammengesetztes, so verliert der Einwand jede Bedeutung. Ein zusätzlicher Prozeß, wie ich ihn für den Gefühlston annehme, muß geradezu verschiedene Eigenschaften haben. Wenn Külpe sagt, man könnte dann mit demselben Recht die Empfindung zu einer Eigenschaft des Gefühls machen, so ist darauf zu erwidern, daß für eine solche Deutung nicht dasselbe Recht oder vielmehr gar kein Recht in Anspruch genommen werden kann, da der Prozeß C_a sekundär und der Prozeß C_q primär ist. Ebensowenig stichhaltig ist der zweite Einwand: wenn der Gefühlston eine Eigenschaft der Empfindung wäre, müßte, da der Gefühlston graduell abgestuft ist, die Empfindung selbst Null werden, wenn der Gefühlston Null wird. Auch dies ist nur richtig, wenn man einen engeren Begriff der Eigenschaft zugrunde legt. Faßt man den Terminus Eigenschaft im weiteren Sinn, verknüpft damit also nicht die Vorstellung eines notwendigen Merkmals, so verliert der Einwand seinen Sinn. Gut und schlecht sind im weiteren Sinn graduelle Eigenschaften unserer Handlungen, aber es gibt viele Handlungen, die weder gut noch schlecht sind. Wir sprechen von der Rauhigkeit als einer graduellen Eigenschaft der Klänge, obwohl mit dem Verschwinden der Rauhigkeit der Klang selbst nicht verschwindet. Entscheidend ist aber, daß sachlich ein solches Beharren der Empfindung trotz Nullwerdens des Gefühlstons unserer Theorie nicht nur nicht widerspricht, sondern von ihr geradezu gefordert wird, wie die Erörterung oben S. 216 zeigt.

Ich schlage also vor, wenn man durchaus an dem engeren Begriff von Eigenschaft festhalten will[1], meine Theorie

[1] Ich halte dies übrigens nicht für notwendig. Um einfache und obligatorische Eigenschaften speziell zu bezeichnen, dürfte sich eher das Wort „Merkmal" empfehlen. In der neuesten Auflage meines Leitfadens habe ich diese Terminologie durchgeführt.

als die Theorie des Gefühlstons oder als die Theorie des zentralen Zusatzprozesses oder kurz als die epigenetische Theorie zu bezeichnen, nicht aber als Eigenschaftstheorie, da diese Bezeichnung das Wesentliche meiner Anschauung vollständig außer acht läßt.

Die dritte Theorie (vgl. oben S. 201), die Theorie der selbständigen zentralen Reaktion ist in sehr viel verschiedenen Varianten aufgetreten. Gemeinsam aber ist allen diesen Varianten, daß der Prozeß C_a im Gegensatz zur ersten und in Übereinstimmung mit der zweiten Theorie als ein rein zentraler Prozeß betrachtet wird, dessen Eigenheit in keiner Weise schon in den peripherischen Prozessen gegeben ist, daß ihm aber eine selbständige Existenz auch unabhängig von den Empfindungen zugeschrieben wird. Bezüglich der Art und Grenzen dieser Selbständigkeit gegenüber den Empfindungen divergieren die Ansichten der Vertreter der dritten Ansicht außerordentlich. Beispielsweise ist nach Wundts[1] neuester Lehre das sinnliche Gefühl die Reaktion der Apperzeption auf den einzelnen Bewußtseinsinhalt. Aus meinem zusätzlichen C_a-Prozeß ist damit ein etwas mysteriöser, offenbar in hohem Maß selbständiger, gegenüber der Empfindung fundamental neuer Prozeß geworden (vgl. Buch II, S. 121). Nach Külpes letzter Darlegung[2] können die Gefühle nicht nur durch Empfindungen und Reize, sondern auch durch „Vorstellungen, Gedanken und Funktionen" veranlaßt werden. Unselbständigkeit kann nach seiner Meinung

[1] Grundz. d. phys. Psych. Leipzig 1910, Bd. 2, S. 367.

[2] VI. Congrès internat. de Psychologie 1909, Bericht von Claparède, Genf 1910, S. 183ff. Die Einteilung der Gefühlstheorien in heterogenetische und autogenetische, welche Külpe an dieser Stelle gibt, scheint mir nicht recht zweckmäßig. Man könnte z. B. die Herbartsche Theorie, welche Külpe zu den autogenetischen rechnet, ebenso gut zu den heterogenetischen rechnen. Die Worte Genese, Zurückführung usf. sind zu zweideutig, um eine exakte Verwendung zu gestatten.

„nur von den Einzelgefühlen ausgesagt werden, während die Gemeingefühle, die das ganze Bewußtsein erfüllenden Lust- oder Unlustzustände vielfach den Charakter selbständiger Gemütsdispositionen zu haben scheinen". Ob Külpe mit dem letzten Satz überhaupt noch sensorielle Gefühle im Auge hat, ist mir zweifelhaft. Viele andere haben sich noch viel unbestimmter ausgedrückt und insbesondere ganz unklar gelassen, ob ihre Gefühlstheorie sich nur auf die Affekte oder auch auf die sensoriellen Gefühlstöne bezieht. Beschränkt man die Untersuchung, wie wir das hier tun, zunächst ganz auf die sensoriellen Gefühlstöne, so behauptet die dritte Theorie eine Selbständigkeit derselben in folgenden Beziehungen: erstens soll der C_a-Prozeß sich in anderen zentralen Elementen, vielleicht sogar in anderen Sphären (Apperzeptionszentrum usf.) abspielen als der C_q-Prozeß; zweitens soll das sensorielle Gefühl wesensverschieden von der Empfindung sein; drittens soll es wesensgleich mit Gefühlen sein, die gar nichts mit Empfindungen zu tun haben. Ich halte alle drei Behauptungen für unrichtig. Gegen eine weitgehende anatomische Trennung der Träger der C_a-Prozesse und der Träger der C_q-Prozesse sprechen alle unsere klinischen Erfahrungen.[1] Aufhebung der sensoriellen Gefühle durch eine Herderkrankung an bestimmter konstanter Stelle ist noch niemals, auch nicht andeutungsweise, beobachtet worden. Es bliebe also höchstens die Möglichkeit, wenn man durchaus eine Trennung annehmen will, daß die C_a-Träger allenthalben in unmittelbarer Nachbarschaft der C_q-Träger gelegen wären. Eine solche zelluläre Trennung ist mir nicht gerade wahrschein-

[1] Für das Zustandekommen der sekundären sensoriellen Gefühlstöne sind selbstverständlich die in Betracht kommenden assoziierten Vorstellungselemente unerläßlich; aber selbst hierbei ist die Annahme kaum zu umgehen, daß die Vorstellungselemente C_a-Prozesse in den Trägern der C_q-Prozesse, also den Empfindungselementen hervorrufen.

lich, aber auch nicht auszuschließen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß eine solche Trennung auch mit der zweiten Theorie sehr wohl verträglich ist (vgl. oben S. 216, Anm. 1). An dieser Stelle gehen die zweite und die dritte Theorie geradezu ineinander über. Was zweitens die Wesensverschiedenheit zwischen Empfindung und sensoriellem Gefühl anlangt, so wird man diese schon deshalb bezweifeln dürfen, weil ein Forscher wie Stumpf letzteres direkt als eine Empfindung auffaßt. Auch hat Stumpf[1] bereits die vermeintlichen Unterscheidungskriterien einzeln untersucht und ihre Unhaltbarkeit dargetan. Zu demselben Ergebnis ist kürzlich auch Külpe[2] gelangt. Er hält nur an zwei Unterscheidungsmerkmalen fest: die Gefühle sollen nicht wie die Empfindungen „von Sinnesorganen in spezifischer Weise abhängig" sein und zweitens keine Vorstellungsresiduen hinterlassen. Das erstere Kriterium ist, wie auch die zweite Theorie ausdrücklich gegen Stumpf behauptet, sicher richtig, begründet aber doch keine psychologische absolute Wesensverschiedenheit; das letztere Kriterium ist, wie sich bei der Besprechung der Affekte ergeben wird und wie auch Stumpf mit der Annahme seiner Gefühlsvorstellungen gezeigt hat, gar nicht zutreffend. Dazu kommt die positive Tatsache, daß der sensorielle Gefühlston ganz wie die übrige Empfindung nochmals nach Intensität, Qualität[3] und Lokalität variiert. Bei dieser Sachlage dürfte es schwerlich zulässig sein, von einer absoluten Wesensverschiedenheit zwischen Empfindung und Gefühlston zu sprechen. Was endlich drittens die Wesensgleichheit mit Gefühlen anlangt, die überhaupt nichts mit Empfindungen zu tun haben sollen, Vorstellungsgefühlen, Funktionsgefühlen usf., so wird im folgenden gezeigt werden, daß diese Gefühle, soweit sie überhaupt vorhanden sind, höchst

[1] a. a. O. S. 6—15. [2] a. a. O. S. 183.

[3] Külpe (a. a. O. S. 185) u. a. bestreiten allerdings die Annahme

wahrscheinlich ausnahmslos aus primären sensoriellen Gefühlstönen hervorgegangen sind. Damit entfällt der dritte und letzte Stützpunkt für die Annahme einer besonderen „Selbständigkeit" der primären sensoriellen Gefühle, wie sie von der dritten Theorie behauptet wird. Ich glaube daher, daß die dritte Theorie, soweit sie über die zweite hinausgeht, den zurzeit bekannten Tatsachen nicht so vollständig und nicht so einfach gerecht wird wie die zweite.

b) Primäre intellektuelle Gefühlstöne (und sekundäre sensorielle Gefühlstöne). In der allgemeinen Psychologie und speziell auch in der allgemeinen Theorie der Gefühle wird von den primären „sinnlichen Gefühlen" oft unmittelbar übergesprungen zu den Stimmungen und Affekten. Meines Erachtens versperrt man sich dadurch geradezu das Verständnis dieser beiden letzteren. Es ist unerläßlich, sich zuvor über die Gefühlsbetonungen der Vorstellungen, und zwar zunächst der einfachsten Erinnerungsbilder, z. B. eines Geruchs, eines konsonanten oder dissonanten Akkords, eines Schmerzes usf., klar zu werden. Ich habe schon seit vielen Jahren die Überzeugung vertreten, daß der Gefühlston einer Empfindung in doppelter Weise in ihrem Erinnerungsbild wiederkehren kann, nämlich erstens im Inhalt der Vorstellung und zweitens als Gefühlston der Vorstellung selbst. Die Erinnerung irgendeines unangenehmen Erlebnisses ist erstens eine Vorstellung von einem unangenehmen Inhalt und zweitens oft auch eine unangenehme Vorstellung, d. h. eine Vorstellung, die bei ihrer Reproduktion selbst wieder von einem Unlustgefühl begleitet ist. Den Gefühlston der Vorstellung selbst, den sie

„qualitativ verschiedener Lüste und Unlüste". Indes ganz abgesehen davon, daß die vorgebrachten Einwände mir durchaus nicht stichhaltig scheinen, bliebe dabei noch immer die Überstimmung in der intensiven und lokalen Variabilität.

von ihrer Grundempfindung überkommt, habe ich als „primären intellektuellen" („primären ideativen") Gefühlston bezeichnet.

Diejenigen Autoren, welche überhaupt auf die Gefühlsbetonungen der Vorstellungen bzw. das Schicksal des sensoriellen Gefühlstons bei der Retention näher eingegangen sind, haben entweder wie Külpe bestritten, daß die Gefühle überhaupt „Vorstellungsresiduen hinterlassen"[1], oder wie Stumpf behauptet, daß aus den von ihm angenommenen spezifischen Gefühlsempfindungen Gefühlsvorstellungen (Gefühlssinnesvorstellungen) entspringen. Die erstere Ansicht widerstreitet den Beobachtungstatsachen durchaus. Wir sind allerdings wohl nicht imstande, Gefühlstöne isoliert vorzustellen[2], dagegen können wir ohne jede Schwierigkeit mit großer Deutlichkeit, wie auch Stumpf betont, uns irgendeine Empfindung mitsamt ihren Gefühlstönen vorstellen. Ich kann auch diese Erinnerung an den Gefühlston jederzeit von der Gefühlsbetonung der Erinnerung unterscheiden. Längstvergangenen Erlebnissen kommt erstere zu, während letztere oft schon verschwunden ist. Die zweite Ansicht steht und fällt mit Stumpfs Theorie der sensoriellen Gefühle. Da sich diese nicht bewährt hat, wird auch jene hinfällig. Ich erwähne daher nur, daß Stumpf genötigt ist, seinen Gefühlsvorstellungen die Eigenschaft zuzuschreiben, sehr leicht in Gefühlsempfindungen überzugehen, also, anders ausgedrückt, „schon in ganz gewöhnlichen Fällen zu Halluzinationen zu werden". Ich glaube, daß auch diese Konsequenz der Stumpfschen Theorie sehr bedenklich ist[3] und daher gegen die Theorie

[1] a. a. O. S. 183. S. 187 spricht Külpe auch von einem „Mangel eindeutiger Reproduktionstendenz".

[2] Stumpf erörtert diese Frage ausführlich a. a. O. S. 26 u. 29ff.

[3] Ich erinnere z. B. daran, daß Schmerzhalluzinationen bei Geisteskranken geradezu als relativ selten bezeichnet werden müssen.

selbst spricht. Von meinem Standpunkt bietet dagegen das soeben charakterisierte doppelsinnige Verhalten der Gefühlstöne bei dem Retentionsvorgang keinerlei Schwierigkeit. Es bedarf nur der Annahme, daß die C_a-Substanzen nicht nur den Empfindungselementen, sondern auch den Vorstellungselementen[1] der Großhirnrinde zukommen.

c) Stimmungen und Affekte. Nunmehr kann auch das Wesen der Stimmungen und Affekte mit einiger Aussicht auf Erfolg untersucht werden. Unter den zahlreichen Theorien der Affekte (ich begreife vorläufig unter diesem Terminus auch die Stimmungen ein) führe ich hier nur die folgenden an, weil die übrigen zu unklar ausgeführt und begründet sind: 1. die James-Langesche Reperkussionstheorie[2], welche die Affekte als Emp-

[1] Wenn beide, wie manche Physiologen und Psychologen noch immer annehmen, zusammenfallen sollten, so würde selbstverständlich nicht einmal diese Annahme unerläßlich sein. Ich halte jedoch mehr denn je daran fest, daß Empfindung und Vorstellung an getrennte Elemente gebunden sind. In der neuesten Auflage meines Leitfadens (1914, S. 229) findet man alle meine Gründe zugunsten einer solchen Trennung nochmals übersichtlich zusammengestellt. Die gegnerische Ansicht arbeitet zurzeit größtenteils nur noch mit allgemeinen Beteuerungen.

[2] Ich schlage diese Bezeichnung vor, um den wesentlichen Inhalt der Theorie kurz zu charakterisieren. Die gelegentlich verwendeten Bezeichnungen „peripherische" oder „physiologische" Theorie treffen den Kern der Theorie nicht Die Schrift Langes über die Gemütsbewegungen erschien 1885 (deutsche Übers. von Kurella, Leipzig 1887, 2. Aufl. Würzburg 1910). Ein Hauptunterschied zwischen seiner Auffassung und derjenigen von James besteht darin, daß Lange die vasomotorischen Veränderungen in den Vordergrund stellt. Außerdem läßt er ganz unklar, wie nun die vasomotorischen Veränderungen den psychischen Gefühlsprozeß bedingen. Ist letzterer nach Langes Meinung ein Parallelprozeß der Erregung des vasomotorischen Zentrums der Oblongata, oder müssen uns sensible kortikopetale Bahnen von den vasomotorischen Veränderungen oder vielleicht gar von der Erregung des Oblongatazentrums unterrichten, oder muß endlich die Erregung des letzteren zu Zirkulationsveränderungen der Rinde führen und entspricht diesen der psychische Gefühlsprozeß? James dagegen

findungen auffaßt, die wir von den motorischen und vasomotorischen und sekretorischen unbewußten Begleitinnervationen unserer psychischen Vorgänge haben; 2. die von mir vertretene Fusionstheorie[1], derzufolge die Affekte durch Irradiation der intellektuellen Gefühlstöne zustande kommen; 3. die Herbartsche Ideationstheorie[2], welche behauptet, daß die Affekte auf mechanischen Verhältnissen der Vorstellungen untereinander beruhen; 4. die von Lipps[3] und anderen vertretene egotistische Theorie, nach welcher das Gefühl eine Grundzuständlichkeit des Ichs, sein dauerndes Tätigkeitserlebnis ist; 5. die von Cornelius[4] entworfene Theorie der

koordiniert die motorischen und sekretorischen Veränderungen, namentlich die viszeralen mit den vasomotorischen und spricht ausdrücklich von sensiblen Bahnen, die zur Empfindung aller dieser Veränderungen unerläßlich sind. Übrigens hat James in seiner letzten Arbeit seine Theorie bezüglich der sinnlichen Gefühle sehr eingeschränkt. Die Theorie Sergis (Dolore e piacere Mailand 1894) stimmt in den prinzipiellen Fragen mit der Langeschen überein. Die wichtigsten Ausführungen von James findet man Mind 1884, Apr. S. 188 u. Principles of Psychology, London 1901, Bd. 2, S. 442 sowie Psych. Review 1894, Bd. 1, S. 516. Für die Angst hat Arndt schon i. J. 1872 (Naturf. Vers. in Leipzig) eine ähnliche Theorie entwickelt. Einen sehr entfernten Hinweis finde ich auch bei Destutt de Tracy (Projets d'éléments d'idéologie. Paris 1801, S. 45: „Pour moi, je sais qu'il m'est arrivé souvent de ne pouvoir discerner si le sentiment pénible, que j'éprouvais, était l'effet des circonstances tristes dans lesquelles j'étais ou du dérangement actuel de ma digestion." Auf Henles Vorläuferschaft hat schon Stumpf hingewiesen.

[1] Leitf. d. phys. Psych. von der 2. Auflage ab (1893), Vorles. 9.

[2] Bezüglich der Einzelheiten dieser Theorie und der Literaturnachweise muß ich auf meine Schrift: Das Verhältnis der Herbartschen Psych. z. phys. exp. Psych. 2. Aufl. Berlin 1911, S. 62ff. verweisen.

[3] Vgl. z. B. Leitf. d. Psych. 3. Aufl. Leipzig 1909, S. 36 u. Psych. Untersuch. 1907, Bd. 1, S. 641. Die Theorie Ribots verbindet in nicht ganz klarer Weise Elemente der Fusionstheorie mit solchen der Reperkussionstheorie und physiologisch-biologischen Hypothesen (Psychologie des sentiments, Paris 1896 u. Rev. philos. 1909, Bd. 67, S. 180).

[4] Psych. als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1897, S. 74ff.

„Gestaltqualitäten", derzufolge die Gefühle „Gestaltqualitäten" des Gesamtbewußtseinsinhalts sind; 6. die Stumpfsche[1] Funktionstheorie, welche behauptet, daß die Affekte (Gemütsbewegungen) „den Sinnesempfindungen gegenüber heterogen", „gänzlich von ihnen verschieden" sind und zu den Funktionen im Stumpfschen Sinn (vgl. § 46 dieses Werks) gehören.

Zu dieser Aufzählung ist noch zu bemerken, daß die 3. 4. und 5. Theorie zwischen den sinnlichen Gefühlen und den Affekten nicht genügend unterscheiden und daher in manchen Punkten unklar bleiben. Die erste Theorie bezieht sich vorzugsweise auf die Affekte und zieht die sinnlichen Gefühle nur sekundär und mit Einschränkung heran, die zweite leitet die ersteren aus den letzteren her, die sechste zieht zwischen beiden eine sehr scharfe Grenzlinie und gibt nur eine Kombination der Affekte mit sinnlichen Gefühlen zu „Gesamtzuständen" (den „Gemütsbewegungen im populären und weiten Sinn") zu.

Die Kritik der Reperkussionstheorie kann ich hier sehr kurz fassen, nachdem ihre Unzulänglichkeit von Wundt, Stumpf, Lipps, Irons, Worcester u. a. in überzeugender Weise dargetan worden ist und die Verteidigung von James den Einwänden dieser Forscher gar nicht gerecht geworden ist. Entscheidend sind für mich vor allem folgende Tatsachen: a) äußerst ausgedehnte Sensibilitätsstörungen organischen Ursprungs — einschließlich kinästhetischer und viszeraler —, wie wir sie z. B. bei Querschnittsläsionen des oberen Halsmarks beobachten, lassen das Affektleben ganz unbeeinträchtigt.[2] Ich habe sogar wiederholt ein sehr gesteigertes

[1] Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1899, Bd. 21, S. 47 u. 1907, Bd. 44, S. 7 sowie Erscheinungen und psychische Funktionen, Abh. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. v. J. 1906, namentlich S. 26 u. 37.

[2] Analoge Tierversuche hat Sherrington mitgeteilt (Proceed. of the Roy. Soc. 1900, Bd. 66, S. 390), doch sind diese, da Selbstbeobachtungen bzw. sprachliche Äußerungen im Tierexperiment wegfallen,

Affektleben — nicht nur „emotional expressions with no inward feeling", wie James sehr willkürlich in dem seiner Theorie widersprechenden Strümpellschen Fall annimmt[1] — beobachtet. Demgegenüber beweisen die Beobachtungen an Hysterischen und Hypnotisierten, die P. Sollier mitgeteilt hat, gar nichts. Alle solche Beobachtungen sind für die Lehre von der Suggestion und von der Phantasie ganz interessant, aber für alle anderen Probleme der wissenschaftlichen Psychologie, soweit Aussagen der bez. Personen in Betracht kommen, absolut unbrauchbar.[2] b) Schwere Viszeral- und schwere Arterienerkrankungen lassen gleichfalls das Affektleben zuweilen ganz unverändert. Die vasomotorischen Zustände können sich beispielsweise sphygmographisch, sphygmomanometrisch und plethysmographisch schwer verändert erweisen, die Herztätigkeit kann unregelmäßig und abnorm frequent oder abnorm langsam sein, die Motilität und Sekretion des Magens und Darms kann tief gestört sein, und doch ist das Affektleben kaum merklich verändert.

Nimmt man dazu noch die namentlich von Stumpf hervorgehobenen Tatsachen aus dem alltäglichen Leben, welche gegen den Parallelismus der Organempfindungen mit den Affekten sprechen, so ist meines Erachtens das Schicksal der Reperkussionstheorie entschieden.

Indem ich die zweite Theorie vorläufig noch zurückstelle, gehe ich zur Herbartschen Ideationstheorie über. Insofern diese die Bedeutung der gegenseitigen Verhältnisse der Vorstellungen für die Affekte und die Beziehung zwischen Affekt und Vorstellungsablauf (Hem-

---

weniger beweisend (vgl. die Kritik von d'Allonnes, Journ. de Psych. norm. et path. 1907, Ref.).

[1] Princ. of Psychol. 1901, Bd. 2, S. 456.

[2] Vgl. auch Stumpfs Kritik, Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sin. 1899, Bd. 21, S. 71.

mung bzw. Förderung) hervorhebt, hat sie offenbar auf ein wichtiges Moment hingewiesen. Die weitere Ausführung der Theorie selbst steht und fällt mit der Herbartschen Vorstellungsmechanik, die von wissenschaftlichen Psychologen heute wohl kaum noch vertreten wird.

Die Theorien von Lipps und Cornelius bedürfen gleichfalls hier keiner ausführlichen Kritik. Sie setzen Hypothesen voraus, die nicht haltbar sind. Bei Lipps ist dies die Hypothese eines substanziellen Ich, welche ich § 12—18 ausführlich erörtert habe. Bei Cornelius[1] handelt es sich um einen „Gesamtbewußtseinsinhalt", dessen Bestandteile Relationen haben sollen. Die Eigenschaften, welche von diesen Relationen bedingt werden, die Gestaltqualitäten des Gesamtbewußtseinsinhalts, sind nach Cornelius die Gefühlsbetonung des bez. Erlebnisses. Dem liegt offenbar die Hypothese zugrunde, daß neben den Zusammenfassungen von Teilinhalten, welche bei der Auffassung einer Figur, einer Melodie usf. wirksam sind, auch noch Zusammenfassungen aller Teilinhalte ablaufen. Hiervon ist nun schlechterdings nichts nachzuweisen. Wenn ich mich ärgere, ist doch die Gefühlsbetonung gerade an einen bestimmten Teilinhalt gebunden; sie besteht nicht in der Zusammenfassung des Gesamtbewußtseinsinhalts, sondern überträgt sich von dem Teilinhalt auf den letzteren. Sie beruht auch nicht, wenigstens sehr oft nicht, auf den Relationen des Gesamtbewußtseininhalts, sondern ausschließlich auf einem Teilinhalt. Die Tatsache, daß sie durch andere Teilinhalte beeinflußt werden kann, beweist nicht, daß sie mit dem Verhältnis zwischen den Teilinhalten identisch ist.

Die Stumpfsche Theorie, die letzte unserer Aufzählung, hat demgegenüber den großen Vorzug, daß sie die Hypothesen eines Ich, eines Gesamtbewußtseins mit seinen Relationen usf. ganz vermeidet. Dafür ergeben sich

[1] a. a. O. nam. S. 76 u. 70.

andere Bedenken, welche ich im folgenden zu begründen versuchen will. In seiner ersten Abhandlung[1] hatte Stumpf als Hauptcharakteristikum des Affekts hervorgehoben, daß er sich auf ein Urteil gründet, während das sinnliche Gefühl direkt durch den Sinneseindruck hervorgerufen werden soll. In der näheren Ausführung spricht er dann nicht nur von Urteilen, sondern wiederholt auch von „Vorstellungen[2] und Auffassungen, also Urteilstätigkeiten", „Vorstellungsgebilden ... und nicht minder auch Urteilstätigkeiten". Die „Stimmungen und die auf vergessenen Assoziationen ruhenden Gefühlszustände" erkennt er ausdrücklich als „Grenzfälle" zwischen den Affekten und den Gefühlen an. Schließlich definiert er den Affekt als einen „passiven Gefühlszustand, der sich auf einen beurteilten Sachverhalt bezieht" (passiv, insofern er sich auf Seiendes und nicht wie die Begehrungen auf Seinsollendes bezieht). Demgegenüber zieht Stumpf in seinen beiden letzten Abhandlungen einen scharfen Grenzstrich zwischen den sinnlichen Gefühlen, die er ja jetzt zu den Sinnesempfindungen rechnet, und den Affekten (Gemütsbewegungen), die er zu den jetzt von ihm aufgestellten Funktionen zählt. Er spricht von „prinzipieller Verschiedenheit", der Unterschied ist „der schärfste, den wir kennen" (nämlich zwischen den Erscheinungen, zu denen die sinnlichen Gefühle gehören, und den psychischen Funktionen, zu denen die Affekte gehören), „kein Prädikat der Erscheinungswelt kommt den Funktionen zu" (außer der Zeit).[3] Ob Stumpf die

[1] Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn., Bd. 21, S. 48ff.

[2] Die Sperrung des Druckes stammt von mir. Ob sich das „also" auch auf die Vorstellungen bezieht, ist mir zweifelhaft.

[3] Abh. d. Kgl. Pr. Ak. 1906, S. 11 und Ztschr. f. Psych., Bd. 44, S. 7, Anm. 2. Die Zugehörigkeit der sinnlichen Gefühle zu den Erscheinungen läßt Stumpf in der ersten Abhandlung S. 4 allerdings noch offen, aber im folgenden Jahr (1907) hat er sie in der Abh. d. Ztschr. f. Psych. als eine Hauptlehre aufgestellt.

Gefühlstöne der unmittelbaren Erinnerungsbilder, z. B. eines Akkords, eines Dufts, also einfacher Vorstellungen auch zu den Erscheinungen rechnet, wird, soweit ich sehe, nirgends ganz bestimmt gesagt. Nach der Theorie der Gefühlsempfindungen[1] muß dies aber doch wohl Stumpfs Meinung sein. Damit sind also die einfachen Vorstellungen (Sinnesvorstellungen) ganz aus den Affekten herausgedrängt. Selbst der Gefühlston der schwarzen Nacht, die Todesgedanken erweckt, würde, während ihn Stumpf früher wenigstens als Übergang vom Gefühl zum Affekt gelten ließ[2], jetzt, da es sich um eine „gewöhnliche Assoziation" handelt[3], doch wohl nur ein sinnliches Gefühl sein. Der Affekt hat sich also in den letzten beiden Abhandlungen jedenfalls von den sinnlichen Gefühlen der Empfindungen und der Erinnerungsbilder sehr viel schärfer getrennt.

Ob dabei Stumpf ein den Affekten immanentes Urteil auch jetzt noch für ein wesentliches Merkmal des Affekts hält, ist mir nicht ganz sicher. Nach S. 27, Anm. (Abh. d. Kgl. Pr. Ak.) könnte es so scheinen. Nach dem Haupttext habe ich jedoch einige Zweifel, da Stumpf ganz allgemein von den den Affekten „zugrundeliegenden intellektuellen Funktionen" spricht und zu diesen z. B. auch das Zusammenfassen zu einem Ganzen (einer Figur, einer Melodie usf.) gehört.

Ich will im folgenden jedenfalls, um allen Möglichkeiten gerecht zu werden, beide Sätze Stumpfs in Betracht ziehen, sowohl die Behauptung einer absolut scharfen Grenze zwischen sinnlichem Gefühl und Affekt wie

[1] Ich bemerke übrigens ausdrücklich, daß Stumpfs Theorie der Gefühlsempfindungen und Stumpfs Affekttheorie nicht notwendig zusammenhängen. In der Tat hat Woolley versucht, jene ohne diese aufrecht zu erhalten (Psych. Rev. 1907, Bd. 14, S. 329).

[2] Ztschr. f. Psych., Bd. 21, S. 49.

[3] Abh. Pr. Akad. S. 36. Die gewöhnlichen Assoziationen rechnet Stumpf zu den Erscheinungen.

die Behauptung des Vorhandenseins eines dem Affekt immanenten Urteils.

Der erste Satz widerspricht, wie wir eben gesehen haben, Stumpfs eigenen früheren Ausführungen. Er hat uns selbst Übergänge zwischen sinnlichen Gefühlen und Affekten in ausgezeichneter Weise geschildert, wohlgemerkt nicht etwa nur Übergänge im Sinn wechselnder Mischungsverhältnisse ganz heterogener Komponenten, sondern echte qualitative Übergänge. Und in der Tat: ist wirklich das Lustgefühl, welches konsonante Akkorde begleitet (nach Stumpf selbst eine Erscheinung[1]), prinzipiell verschieden von der Freude[2] über eine schöne Akkordfolge? hat es kein Prädikat mit ihr gemeinsam? ist dieser Unterschied der schärfste, den wir kennen? Ich glaube: diese Frage stellen heißt sie verneinen. Dazu kommt nun, daß Stumpf uns, wie früher schon erörtert (Buch II, S. 104ff.), die Angabe eines allgemeinen Unterscheidungsmerkmals zwischen Funktionen und Erscheinungen schuldig geblieben ist. Wir wissen daher, wenn die sinnlichen Gefühle zu den Erscheinungen und die Affekte zu den psychischen Funktionen gerechnet werden, gar nicht, welchen Sinn und welche Bedeutung diese Zurechnung hat, und gewinnen für ihre Unterscheidung gar keine Einsicht. Es bleibt daher nur übrig zu fragen, ob Stumpf vielleicht irgendwo mangels eines allgemeinen Unterscheidungsmerkmals zwischen Funktionen und Erscheinungen ein spezielles zwischen Affekten und sinnlichen Gefühlen angibt. Ein solches bietet nun nur die ältere Abhandlung dar, und zwar nur ein einziges[3]:

[1] Darüber ist z. B. nach Ztschr. f. Psych., Bd. 44, S. 32 kein Zweifel.

[2] Stumpf selbst führt die Freude unter den „eigentlichen Affekten" an.

[3] Gerade an der Stelle, wo Stumpf für die einzelnen Funktionen charakteristische Merkmale anführt (Abh. d. Kgl. Pr. Ak. S. 11), gehen die Affekte leer aus, und Stumpf beschränkt sich darauf, die

der Affekt ist nach Stumpf auf ein Urteil gegründet. Damit gelangen wir zur Prüfung des zweiten Satzes von Stumpf.

Ist wirklich dem Affekt stets ein Urteil immanent? Fehlt dies immanente Urteil allen sinnlichen Gefühlen sowie den Gefühlstönen der Vorstellungen? Und, wenn dies beides zutrifft, ist damit ein absoluter Wesensunterschied zwischen den sinnlichen Gefühlen und den Affekten begründet? Ich muß alle drei Fragen verneinen.

Zunächst gibt es viele Affekte ohne zugrundeliegendes Urteil. Stumpf scheint nun anzunehmen[1], daß schon die bloße Tatsache, daß wir den Affekt „auf einen Sachinhalt beziehen", über den wir uns freuen, vor dem wir uns fürchten usf., ein Urteil involviert, und daß eine solche Tatsache bei der sinnlichen Annehmlichkeit einer Farbe nicht vorliegt. Ich möchte demgegenüber bezweifeln, ob wirklich der Zorn über einen Schlag in höherem Maß ein Urteil involviert als die Lust[2] an einem schönen Akkord oder einem Wohlgeruch. Aber selbst wenn man wirklich mit Stumpf nur im ersten Fall ein zugrundeliegendes Urteil annehmen wollte, bleiben noch genug andere Fälle, wo das Stumpfsche Kriterium versagt. Hierher gehören die zahllosen inhaltlosen Stimmungen,

Gemeinsamkeit des Intensitätsmerkmals für Empfindungen und Affekte, welche für seine Theorie natürlich einen Einwand abgibt, als eine bloße Analogie zu deuten.

[1] Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn., Bd. 21, S. 48.

[2] Das Wort Annehmlichkeit, das Stumpf hier für Lust setzt, läßt sich allerdings nur mit dem Genitiv und nicht mit einem präpositionalen Ausdruck verbinden. Das gilt aber ganz ebenso, wenn ich z. B. von dem „Empörenden" einer Handlungsweise usf. spreche. Hier wird das Affekt-Verursachende ebenfalls als Eigenschaft in das Objekt verlegt und kann daher auch nur mit einem Genitiv verbunden werden. Ich gebe übrigens gern zu, daß die Tendenz zur Objektivierung, wie sie sich auch im Sprachgebrauch ausdrückt, bei den sinnlichen Gefühlen größer ist, ich behaupte nur, daß dieser Unterschied graduell ist.

die wir allenthalben bei uns selbst und anderen beobachten. Früher hat Stumpf diese als „Grenzfälle" anerkannt. Wohin sollen wir sie jetzt zählen? Gerade auf dem Gebiet der Stimmungen beobachten wir die fließendsten Übergänge von einer ganz inhaltlosen Stimmung bis zu der an einen bestimmten Sachverhalt oder an ein bestimmtes Urteil angeknüpften Stimmung. Dürfen wir wirklich an irgendeiner Stelle dieser Reihe einen scharfen Schnitt machen und sagen: von hier ab ist die Stimmung von einem Urteil begleitet, hier beginnt der Affekt? Was wird endlich aus den schweren pathologischen Affekten der Angst, z. B. einer Melancholie, die oft wochenlang jeder Urteilsgrundlage entbehren und erst sekundär (auch zeitlich sekundär) zu Urteilen (Wahnvorstellungen) führen? Sollen wir solche Affekte entgegen allem Sprachgebrauch und trotz ihrer weitgehenden Analogie mit den übrigen auch von Stumpf anerkannten Affekten nur, weil dies zugrundeliegende Urteil fehlt, zu den Sinnesgefühlen rechnen? Oder sollen wir für die Psychosen eine andere Abgrenzung der Erscheinungen und der Funktionen einführen? Ich glaube, daß man sich zu einer Bejahung dieser Fragen nicht entschließen kann und daher auf das Stumpfsche Urteilskriterium verzichten muß. Übrigens hat Stumpf selbst zugestanden, daß für die ästhetischen Affekte sein Kriterium nicht ohne weiteres zutrifft. Er muß das Urteil ersetzen durch die Bewußtwerdung der „empfangenen Förderung unserer geistigen Lebenstätigkeit" und einen „Hinweis auf die Betätigung unseres Urteilsvermögens".

Gesetzt nun aber selbst, daß wirklich jedem Affekt und keinem sinnlichen Gefühl ein Urteil immanent wäre, so hätte ich immer noch schwere Bedenken, hieraus auf eine totale Wesensverschiedenheit von sinnlichem Gefühl und Affekt zu schließen. Können nicht demselben oder wenigstens einem ähnlichen Prozeß sehr verschiedene

Vorgänge zugrunde liegen? Diese Möglichkeit ist um so mehr anzuerkennen, als unsere frühere Erörterung (§ 46) ergeben hat, daß die scharfe Trennung, welche Stumpf zwischen den Funktionen und den Erscheinungen durchzuführen versucht, nicht haltbar ist, daß insbesondere die Sinnesvorstellungen, die Stumpf noch zu den Erscheinungen rechnet, deren Gefühlstöne also noch zu den sinnlichen Gefühlen gezählt werden müßten, von den Urteilen nicht durch eine so absolute Kluft getrennt sind, wie Stumpf glaubt. Dementsprechend bilden die ideativen (intellektuellen) Gefühlstöne meiner Terminologie, d. h. die Gefühlstöne der Vorstellungen, den Übergang zwischen den sensoriellen Gefühlstönen und den Stimmungen und Affekten.

Nachdem sich so auch die sechste Theorie, die Stumpfsche, als unzureichend erwiesen hat, kehre ich zu der von mir aufgestellten, oben S. 225 an zweiter Stelle genannten Fusionstheorie zurück. Diese knüpft unmittelbar an die intellektuellen Gefühlstöne an und lehrt folgende Entstehung der Stimmungen und Affekte:

Mit der oben S. 222 beschriebenen selbständigen Übertragung des Gefühlstons[1] von der Grundempfindung E auf das zurückbleibende Erinnerungsbild V ist der affektive Prozeß noch nicht abgeschlossen. Es kommt vielmehr nun noch ein Gesetz zur Geltung, welches sich schon aus der alltäglichen Erfahrung mit aller Sicherheit ergibt. Danach überträgt sich der Gefühlston von V weiterhin auf alle Vorstellungen V′, V″, V‴ usf., die mit V in assoziativer Verknüpfung stehen. Da die letztere auf dem öfteren gleichzeitigen oder wenigstens zeitlich benachbarten Auftreten von E und E′ (bzw. E und E″ usf.) oder von V und V′ beruht, so kann man auch kurz sagen: sind zwei Empfindungen E und E′ oder ihre Vorstellungen

[1] Von dem Eingehen des Gefühlstons in den Inhalt von V kann im folgenden abgesehen werden.

V und V′ oft gleichzeitig oder zeitlich benachbart aufgetreten, so übertragen die beiden Vorstellungen V und V′ ihre Gefühlstöne aufeinander. Besonders wichtig ist der Fall, daß eine der beiden assoziativ verknüpften Vorstellungen z. B. E einen starken — positiven oder negativen — Gefühlston hat, die andere aber, also E′ der Gefühlsbetonung ganz oder fast ganz entbehrt. Dann wird nach dem einfachen Retentionsgesetz V den starken Gefühlston von E überkommen, dagegen V′ keinen von E′. Dem Assoziationsgesetz zufolge wird nun aber weiter, wenn E und E′ oder V und V′ öfters gleichzeitig[1] auftreten, V seinen Gefühlston allmählich auch auf V′ übertragen, so daß das ursprünglich indifferente V′ schließlich dieselbe, nur etwas abgeschwächte Gefühlsbetonung hat wie V. Diesen Vorgang habe ich auch als Irradiation der Gefühlstöne und das eben erläuterte Gesetz dieses Vorgangs als Irradiationsgesetz bezeichnet.

Und auch damit sind die Übertragungen noch nicht erledigt. Es läßt sich leicht nachweisen, daß nunmehr V′ seinen durch Irradiation überkommenen Gefühlston auch auf seine Grundempfindung E′ überträgt. Diese bekommt zu ihrem ursprünglichen Gefühlston jetzt auf diesem Weg noch einen zweiten Gefühlston hinzu, bzw. wenn sie ursprünglich keinen Gefühlston hatte, bekommt sie jetzt von ihrer Vorstellung einen solchen. Während also sonst — bei der Retention — die Empfindung ihren Gefühlston auf die Vorstellung überträgt, findet jetzt der umgekehrte Verlauf statt. Ich bezeichne daher diese Übertragung des Gefühlstons einer Vorstellung auf ihre Grundempfindung auch als Reversion[2] des Gefühlstons und spreche demgemäß von einem Reversionsgesetz.

[1] Unter der Gleichzeitigkeit will ich im folgenden immer auch die zeitliche Nachbarschaft (Kontiguität) mitverstehen.

[2] Ich habe früher den Terminus Reflexion gebraucht. Bei der Vieldeutigkeit dieses Worts ziehe ich jetzt die Bezeichnung Reversion vor.

Das folgende Symbol mag diese Prozesse kurz veranschaulichen (vgl. Fig. 2):

Mit a und a′ sind die ursprünglichen Gefühlstöne der Empfindungen E und E′ und der Vorstellungen V und V′ bezeichnet, mit α und α′ die durch Irradiation und Reversion übertragenen. Den Gefühlston a von E bezeichne ich auch als primären sensoriellen, den Gefühlston a von V als primären ideativen Gefühlston, dagegen den Gefühlston α′ von V′ als irradiierten

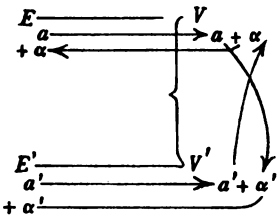


Fig. 2. Erklärung siehe Text.

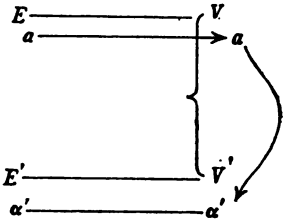


Fig. 3. Erklärung siehe Text.

oder sekundären ideativen Gefühlston und den Gefühlston α′ von E′ als revertierten oder sekundären sensoriellen Gefühlston. Dieselben Bezeichnungen gelten natürlich auch für die Gefühlstöne von E′ und V′.

Ist, wie oben im Spezialfall angenommen wurde, der primäre Gefühlston von E′ gleich Null, so erhält man das einfachere Symbol, wie es Fig. 3 darstellt.

Ich verwahre mich dabei von vornherein gegen die beliebte Unterstellung, bei einer solchen Auffassung würden die Vorstellungen und ihre Gefühlstöne schematisch verdinglicht. Vielmehr leuchtet ein, daß gerade bei dieser Auffassung der Vorgangscharakter durchaus gewahrt wird. Selbstverständlich müssen wir voraussetzen, daß bestimmte materielle Veränderungen sich im Sinn der Pfeilrichtungen von Element zu Element fortgepflanzt haben und daß diese fortgepflanzten (übertragenen) Ver-

änderungen in den bezüglichen Elementen eine gewisse Stabilität besitzen. Hätten sie diese nicht, so würden unsere Neigungen und Abneigungen einem unaufhörlichen, regellosen Hin- und Herschwanken unterworfen sein.[1] Wenn aber die einzelne Empfindung vom Reiz ausgelöst, die einzelne Vorstellung im Lauf der Ideenassoziation reproduziert wird, so handelt es sich um einen Vorgang, um einen Akt — wenn man dies moderne, mit einem gewissen Heiligenschein umkleidete Wort vorzieht —, auch vom Standpunkt meiner Gefühlstheorie.

Um sich davon zu überzeugen, daß die Fusionstheorie bis dahin schlechterdings nur der Ausdruck alltäglicher Beobachtungstatsachen ist, analysiere man beispielsweise die Gefühlsbetonung eines an sich indifferenten Ortes E', der uns durch irgendein Erlebnis E (z. B. eine Begegnung) teuer geworden ist. Dabei kann man sich auch von dem eigentümlichen feinen Unterschied der a-Gefühlstöne und der α-Gefühlstöne — bei aller Ähnlichkeit — überzeugen. Ferner stellt man leicht fest, daß das Auftreten irradiierter und revertierter Gefühlstöne durchaus nicht an die bewußte Reproduktion der die Irradiation bzw. Reversion vermittelnden Vorstellungen (V bei der Irradiation, V' und V bei der Reversion) gebunden ist.

So wird es auch verständlich, daß gelegentlich sogar Vorstellungskomplexe, deren bewußte Teilvorstellungen nur negative Gefühlsbetonungen aufweisen, doch in ihrer Verbindung dank solchen Irradiationen latenter

[1] In pathologischen Fällen beobachtet man zuweilen eine abnorm geringe Stabilität (hysterische Labilität der Gefühlstöne, auch bei Schwachsinnigen kommen ähnliche Erscheinungen vor). — Ich bemerke übrigens, daß es nicht einmal absolut notwendig ist, daß die Veränderungen sich wirklich im Sinn der Pfeile von einem Element zum anderen dauernd übertragen. Es könnte die assoziative Verknüpfung sehr wohl genügen. Insbesondere scheint mir für die Reversion die Annahme einer regelmäßigen Dauerveränderung der E'-Elemente nicht einmal wahrscheinlich.

Vorstellungen positiv gefühlsbetont werden. Bei vielen Menschen ist z. B. die Vorstellung (oder Empfindung) des Unglücks eines Feindes lustbetont, obwohl sowohl die Vorstellung eines Unglücks wie die Vorstellung eines Feindes unlustbetont sind. Die latente — zuweilen übrigens auch bewußte — Vorstellung des eigenen Verschontbleibens und die Vorstellung der durch das Unglück herbeigeführten Herabsetzung der Gefährlichkeit des Feindes, also zwei lustbetonte Vorstellungen sind offenbar für die resultierende Lustbetonung der Vorstellung des Unglücks des Feindes verantwortlich zu machen. Die erste Vorstellung bedingt die Schadenfreude, wie sie auch dem Unglück indifferenter Personen gegenüber auftreten kann, die zweite Vorstellung die Haßbefriedigung, wie sie speziell dem Feind gegenüber sich so leicht zeigt. Es ist dabei gar nicht nötig, daß das vorgestellte oder wahrgenommene Unglück des Feindes wirklich seine Gefährlichkeit herabsetzt oder daß überhaupt eine Gefährlichkeit für mich besteht. Solche Irradiationen latenter Vorstellungen sind oft nicht an die latente Vorstellung des speziellen Falles gebunden, sondern es handelt sich um die allgemeine Verknüpfung der Vorstellung Feind mit der Vorstellung Gefahr bzw. Gefährlichkeit. Daß diese Auffassung richtig ist, ergibt sich am schlagendsten daraus, daß die positive Gefühlsbetonung des bez. Unglücks verschwindet, sobald etwa die bewußte Vorstellung bei mir auftritt, daß das Unglück des Feindes seine Gefährlichkeit aus irgendeinem Grunde gesteigert haben könnte (im Sinn der Rachsucht, Verzweiflung usf.). Dann tritt ein sehr charakteristischer Konflikt der Gefühlsbetonungen ein, ein Kampf der auf allgemeinen Irradiationen beruhenden positiven mit der auf speziellen Irradiationen beruhenden negativen Gefühlsbetonung. Der allgemeine Sachverhalt der Irradiation läßt sich in jedem, selbst dem verwickeltsten Fall nachweisen.

An diesen Tatbestand knüpft die Fusionstheorie die Folgerung, daß durch die fortlaufenden Irradiationen und Reversionen im Anschluß an eine stark gefühlsbetonte, sagen wir z. B. negativ gefühlsbetonte Empfindung A (zuweilen genügt auch eine stark gefühlsbetonte Vorstellung[1]) alle nachfolgenden Empfindungen und Vorstellungen B, C usf. den Gefühlston von A überkommen müssen. Sind daher B, C usf. selbst wenig oder gar nicht gefühlsbetont, so muß eine gleichförmige negative Gefühlsbetonung der ganzen Reihe B, C, D ... zustande kommen. Je nach der Stärke des Gefühlstons von A und je nach den assoziativen Beziehungen von A, B, C, D usf. wird sich diese gleichförmige Gefühlsbetonung über einen kürzeren oder längeren Zeitraum erstrecken. Auch die individuelle Disposition spielt dabei eine große Rolle. Bei dem Leichtsinnigen verschwindet die Nachwirkung von A, wenigstens soweit es sich um negative Betonungen handelt, sehr rasch, bei dem „Schwersinnigen" — wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, da das Wort „schwermütig" zu stark ist — sehr langsam usf. Die Fusionstheorie stellt nun die Hypothese auf, daß das, was wir herkömmlicherweise Stimmung nennen, mit dieser gleichförmigen, durch Irradiation und Reversion entstandenen Gefühlsbetonung der Empfindungen und Vorstellungen eines kürzeren oder längeren Zeitraumes identisch ist. Es handelt sich also gewissermaßen um eine Verschmelzung („Fusion") der sukzessiven irradiierten und revertierten Gefühlstöne von B, C usf. zu einer scheinbaren „Einheit". Dabei kann ganz dahingestellt bleiben, wie weit etwa unsere synthetische Funktion (vgl. Buch II, S. 133 u. 192), die ohnehin bei der Irradiation stets beteiligt ist, eine wirkliche Einheit herstellt. Meines Erachtens ist

[1] Man bedenke, daß manchem Menschen eine durch eine ganz indifferente Empfindung gewissermaßen zufällig geweckte Erinnerung die Stimmung für Minuten und selbst Stunden verderben kann.

eine solche Annahme überflüssig, da unsere Empfindungen und Vorstellungen und daher auch ihre begleitenden Gefühlstöne kontinuierlich sind und die Einheit der Stimmung nichts bedeutet als Gleichförmigkeit und Kontinuierlichkeit der Gefühlstöne.

Ist die Voraussetzung, welche wir zunächst gemacht haben, nicht erfüllt, haben außer A (E in dem ersten Beispiel) auch noch andere Empfindungen bzw. Vorstellungen, z. B. D und G (E′ in dem ersten Beispiel) starke Gefühlstöne, so werden die einzelnen Vorstellungen — einschließlich D und G selbst — durch Irradiation und Reversion mehrere Gefühlstöne überkommen, je nach der Gefühlsbetonung von A, D und G nur positive oder nur negative oder teils negative, teils positive. Wären die Gefühlstöne sämtlich qualitativ identisch, also nur intensiv verschieden, so könnte man unter gewissen Vorbehalten[1] die irradiierten bzw. revertierten Gefühlstöne einer Empfindung oder Vorstellung (z. B. D oder E oder H) nach Art und Weise einer algebraischen Summe addieren und bekäme einen homogenen resultierenden Gefühlston. Ich halte jedoch diese Annahme von der qualitativen Gleichartigkeit aller Gefühlstöne für nicht richtig[2], sondern

[1] Die Vorbehalte beziehen sich namentlich darauf, daß Intensitäten auf psychischem Gebiet nicht im mathematischen Sinn addierbar und subtrahierbar sind.

[2] Die Erörterung dieser schwierigen Frage gehört nicht mehr in diese Grundlegung hinein. Ich erwähne daher nur, daß Külpe die Gründe gegen die Annahme qualitativ verschiedener Lüste und Unlüste auf dem Kongreß in Genf (1909, Bericht S. 185) übersichtlich zusammengestellt hat. Ich kann keinen derselben als stichhaltig anerkennen. Zugunsten der Annahme der qualitativen Verschiedenheit spricht vor allem folgende Beobachtung. Wenn wir an einem Tage ein angenehmes Erlebnis A und ein unangenehmes D von etwa gleicher Stärke der Gefühlsbetonung gehabt haben, so sind die an sich indifferenten Vorstellungen E, F, G, H ... nicht etwa schwach oder gar nicht gefühlsbetont, ebensowenig treten etwa immer alternierend oder mit einer bestimmten Auswahl positive und negative

nehme an, daß qualitative Differenzen schon zwischen den primären sensoriellen Gefühlstönen bestehen und daher auch bei den primären ideativen irradiierten und revertierten Gefühlstönen wiederkehren. Dann wird man für die einzelne Empfindung oder Vorstellung D oder E oder H keine homogene Resultante, sondern eine Kombination von Gefühlstönen als Ergebnis aller einzelnen Irradiationen bzw. Reversionen erhalten. Mit anderen Worten: es werden gemischte Gefühlstöne auftreten. Auch wird die Gleichförmigkeit der Gefühlsbetonung in der Reihe A, B, C, D, E, F ... insofern leiden, als je nach dem zeitlichen Abstand von den gefühlsbetonten Elementen A, D, G und je nach den assoziativen Beziehungen zu denselben die eine oder andere Qualität des Gefühlstons größeren Einfluß haben wird (ganz abgesehen von den primären Gefühlsbetonungen der Elemente A, D, G selbst), während in unserem ersten Fall — Beschränkung der primären Gefühlsbetonung auf ein Glied A — nur eine progressive Intensitätsänderung der allgemeinen gleichförmigen Gefühlsbetonung eintritt. Die enorme Fluktuationsfähigkeit unserer Stimmungen scheint sich mir bei dieser Auffassung am einfachsten zu erklären. Unentbehrlich ist aber die Annahme solcher qualitativer Differenzierungen der Gefühle für die Fusionstheorie nicht: sie kann sich auch mit der Lehre von der einfachen Summierung abfinden. Die

Gefühlstöne auf, sondern man beobachtet an E, F, G ... sehr oft ziemlich lebhafte, eigenartig gemischte Gefühlsbetonungen. Diese Tatsache sowie die meines Erachtens unbestreitbare Mannigfaltigkeit unserer Stimmungen bzw. Affekte (auch abgesehen von ihrem Inhalt) zwingen uns, eine qualitative Verschiedenheit der Gefühle, und zwar schon von den primären sensoriellen Gefühlstönen an, anzunehmen. Vgl. auch die Versuche von Keith, Harvard Psycholog. Studies 1906, Bd. 2, S. 141 u. C. H. Johnston, ebenda S. 159, sowie anderseits Titchener, Lectures on the elementary psychology of feeling and attention, New York 1908, S. 48 ff.

Bedenken gegen diese Lehre sind nicht aus der Fusionstheorie, sondern aus anderweitigen Beobachtungstatsachen geschöpft (vgl. oben S. 240, Anm. 2).

Ganz dahingestellt mag auch die Frage bleiben, ob an die Ideenassoziation als solche bzw. an die Differenzierungsfunktionen besondere Gefühlstöne geknüpft sind. So hat man von „logischen Gefühlen" gesprochen, welche die Übereinstimmung bzw. Nicht-Übereinstimmung (Unstimmigkeit) im Denken begleiten sollen. Mir scheint die Analyse der Beobachtungen jedenfalls zweierlei zu ergeben: erstens sind diese Gefühle stets ohne Rest auf die Gefühlstöne begleitender oder vorausgegangener Empfindungen oder Vorstellungen zurückzuführen, und zweitens ist infolge der Irradiationsprozesse in der Regel gar nicht zu unterscheiden, ob wirklich auch dem Urteil als solchem ein Gefühl zukommt oder nur den angeknüpften Empfindungen und Vorstellungen. Beispielsweise ist das Befriedigungsgefühl, welches das Gelingen im Denken begleitet, durchweg an gefühlsbetonte Vorstellungen gebunden wie die Vorstellung des Fortschreitens zu neuen Ergebnissen, der Leistungsfähigkeit des eigenen Denkens, des Abschlusses der Arbeit und der Möglichkeit der Erholung, fremder Anerkennung usf. Dazu kommen gefühlsbetonte Spannungs- und Entspannungsempfindungen, Ermüdungsempfindungen u. a. m.[1] Der Schlußgedanke, welcher beispielsweise

[1] Vgl. auch Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., S. 281. Ganz unbegreiflich ist mir die Behauptung von Orth (Gefühl u. Bewußtseinslage, Berlin 1903, z. B. S. 116, 127, 131), daß es eine Reihe von Affekten gebe, die kein oder fast kein Gefühl enthalten. Es liegt ihr eine unzulässige und unklare Abgrenzung von Affekt und Gefühl zugrunde. Speziell ist auch die Umdeutung, die Orth an den Aussagen der Versuchsperson A vornimmt (S. 119), nicht gestattet. Über die Unklarheit des Begriffs „Bewußtseinslage" habe ich schon anderwärts gesprochen. Spricht eine Versuchsperson von „Bewußtseinslagen", so bedeutet das nichts anderes als: „ich habe etwas erlebt, weiß aber nicht was". Es ist dann weder eine positive noch eine negative Ver-

ein mathematisches Problem löst, mag auch als solcher gefühlsbetont sein, aber er verdankt diese Gefühlsbetonung ganz den auf ihn konvergierenden Irradiationen. Die Fusionstheorie verträgt sich also auch mit „logischen Gefühlen" in diesem Sinn sehr gut.

Von der Erklärung der Stimmungen aus geht die Fusionstheorie zur Erklärung der Gemütsbewegungen oder der Affekte über. Wie für die Stimmungen gelangt sie auch für die letzteren zu der Überzeugung, daß der populäre Sprachgebrauch eine natürliche Grenzlinie, die man sich allerdings in keiner Weise als scharf denken darf, richtig getroffen hat. Unter bestimmten Umständen nämlich, z. B. bei erheblicher Intensität, konvergenten Irradiationen und Reversionen usf. bekommen die Stimmungen, wie sich experimentell leicht nachweisen läßt, einen stärkeren Einfluß auf das Tempo der Ideenassoziation und auf die sog. Ausdrucksinnervationen. Unter den letzteren spielen neben den mimischen Bewegungen s.str. und den Flucht-, Abwehr- und Annäherungsbewegungen namentlich die Kontraktionen des Herzens, der Blutgefäße und der Respirationsmuskeln eine große Rolle. Wenn diese Rückwirkungen in stärkerem Maß eintreten, sprechen wir nicht mehr von einer Stimmung, sondern von einem Affekt. Auch unser eigenes psychisches Erlebnis in einem solchen Affektzustand weicht von demjenigen einer Stimmung insofern ab, als wir von den peripherischen Effekten jener Ausdrucksinnervationen Empfindungen

wertung zulässig. Im übrigen ist der Zweifel, dessen Analyse O. versucht, ein Alternieren entgegengesetzter Vorstellungen oder Urteile, welches von Gefühlstönen begleitet sein kann; fehlen aber Gefühlstöne, so ist auch kein Affekt vorhanden. Wenn Gefühlstöne vorhanden sind, so ist für sie nach meinen gleichfalls experimentellen Beobachtungen das Ausbleiben des Ausgleichs der Gefühlsbetonungen der entgegengesetzten Vorstellungen durch Irradiation ein charakteristisches Moment. Eine in vielen Punkten zutreffende Analyse des Zweifels hat übrigens P. Sollier gegeben (Le doute Paris 1909).

erhalten. Diese reperkutierten Empfindungen, wie ich sie nennen will, kommen zu der gleichförmigen Gefühlsbetonung hinzu und geben jedem Affekt seine mehr oder weniger charakteristische sinnliche Färbung (Beklommenheit der Angst usf.). Was die James-Langesche Reperkussionstheorie zur Grundlage und zum Wesen der Affekte stempelt, ist also nur ein für unser Erleben sehr eindringliches, aber doch immer nur sekundäres Moment des Affekts.[1]

Die Grundzüge der Fusionstheorie sind damit entwickelt. Ihre Ausführung im einzelnen gehört nicht hierher. Nachdem sich die anderen Theorien als unzureichend erwiesen haben, möchte ich eine nochmalige Prüfung der Fusionstheorie anheimgeben.

Damit ist nun auch die in § 44 aufgeworfene Frage, ob die Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte als selbständige psychische Gebilde neben den Empfindungen und Vorstellungen zu gelten haben, in negativem Sinn entschieden.[2] So sehr sie sich von den übrigen Eigenschaften bzw. dem Inhalt der Empfindungen und Vorstellungen unterscheiden (vgl. Buch II, S. 78ff.), so eng sind sie doch

[1] Ich stimme also auch nicht mit Lloyd Morgan (Instinkt und Gewohnheit, Leipzig-Berlin 1909) überein, der das Unterscheidungsmerkmal zwischen Gefühlen und Affekten lediglich in dem „viszeralen Rückstoß" sucht.

[2] Bei allen diesen Erörterungen habe ich die phylogenetische Frage der Entwicklung der Gefühlstöne und Affekte vollständig beiseite gelassen. Da es, wie in § 23 auseinandergesetzt worden ist, ganz zweifelhaft bleibt, wie weit die Reflexe und reflexähnlichen Bewegungen der Tiere mit psychischen Vorgängen verbunden sind, würden solche phylogenetische Erörterungen ganz in der Luft schweben. Von einer Priorität des affektiven Lebens vor dem intellektuellen Leben (Ribot, Sergi) zu sprechen, scheint mir unzulässig, da ein isoliertes affektives Leben — ohne Empfindungen und ohne Vorstellungen — für den Menschen bestimmt nicht existiert und auch für die Tiere unwahrscheinlich ist. Dabei kann man wohl zugeben, daß die Gefühlstöne ein phylogenetisch sehr alter Erwerb sind und daß vielleicht auf niederen Entwicklungsstufen sogar die C_a-Prozesse gegenüber den C_q-Prozessen überwiegen.

an die Empfindung bzw. Vorstellung als Ganzes gebunden. Sie kommen isoliert nicht vor. Ihre charakteristische Übertragbarkeit und die mit ihr zusammenhängende Gleichförmigkeit und Kontinuierlichkeit der Stimmungen und Affekte täuscht uns eine Selbständigkeit nur vor.

Man muß nur stets drei Merkmale wohl unterscheiden: die genetische Unabhängigkeit, die Eigenartigkeit und das Isoliert-vorkommen-können. Alle drei Merkmale kommen nur den Empfindungen zu. Diese sind von keinem anderen psychischen Prozesse, sondern nur von den Reizen abhängig, sie sind eigenartig und kommen isoliert vor, insofern die psychischen Prozesse, welche sich durchweg an sie anschließen, erst zu ihnen hinzutreten, also sekundär sind. Die Vorstellungen sind nicht genetisch unabhängig, indem sie stets Grundempfindungen voraussetzen, wohl aber eigenartig, insofern sie von den Empfindungen spezifisch verschieden sind in dem Merkmal der sinnlichen Lebhaftigkeit, und auch selbständig, insofern sie auch isoliert, d. h. ohne Empfindungen vorkommen. Die Gefühlstöne, Stimmungen und Affekte sind weder genetisch unabhängig — denn sie ergeben sich erst aus der Qualität, Intensität usf. der Empfindungen —, noch selbständig — denn sie kommen niemals isoliert vor —, wohl aber eigenartig, insofern sie von der Qualität, Intensität usf. der Empfindung durchaus verschieden sind. Man kann daher die Vorstellungen auch als sekundäre Grundprozesse, die Gefühlsvorgänge als sekundäre Begleitprozesse oder als Eigenschaftsprozesse (Attributivprozesse) bezeichnen. Deshalb betrachten wir erstere nicht als Eigenschaften der Empfindungen, wohl aber — wenigstens im weiteren Sinn (vgl. oben S. 218) — letztere.

§ 58. Willensvorgänge. a) Allgemeine Übersicht. Auch die Willensvorgänge bedürfen noch einer eingehenden grundlegenden Betrachtung, da wir in § 44 auch

bezüglich der Willensvorgänge die Frage offen gelassen hatten, ob sie sich ohne Rest auf Empfindungen, Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen und ihre Gefühlstöne (einschließlich der Stimmungen und Affekte, wie wir jetzt sagen können) zurückführen lassen oder nicht.

Die Hauptfrage bezüglich des Wesens der Willensvorgänge (einschließlich der Begehrungen) kann heute kurz folgendermaßen formuliert werden: sind die Willensvorgänge einschließlich der Begehrungen *eigenartige* Grundprozesse, oder sind sie Kombinationen und Verschmelzungen anderweitiger psychischer Prozesse? Oder, anders ausgedrückt: erleben wir, wenn wir „wollen" (begehren, wünschen), nur Empfindungen und Vorstellungen mit ihren Gefühlsbetonungen (einschl. Stimmungen und Affekten) oder auch etwas Neues, was von Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlsbetonungen verschieden ist? Die Theorien, welche die letztere Frage bejahen, kann man als *voluntaristische*, diejenigen, welche sie verneinen, als *synkretistische*[1] bezeichnen. Dabei beachte man wohl, daß die voluntaristischen Theorien nicht etwa eine *Selbständigkeit* in dem Sinn behaupten müssen, daß Willensvorgänge auch *isoliert* ohne alle anderen psychischen Vorgänge vorkommen könnten. Der Voluntarismus kann auf dies Isoliert-vorkommen-können ganz verzichten, mithin die Selbständigkeit preisgeben und sich mit der *Eigenartigkeit* begnügen, also lediglich darauf bestehen, daß etwas Neues zu den anderen Vorgängen bei dem Wollen hinzukommt etwa im Sinn einer Begleiterscheinung oder Reaktion usf. Dieser gemäßigte Voluntarismus, der bei der offensichtlichen Unrichtigkeit des extremen Voluntarismus für uns vorzugsweise in Betracht kommt, verlangt also für die Willensvorgänge nur, was wir für die Gefühlsvorgänge zu-

[1] Die Unrichtigkeit der Bezeichnung „intellektualistische Theorien" wurde bereits Buch II, S. 79 u. 81 erörtert.

gestanden haben (vgl. Buch II, S. 79 u. 245): Eigenartigkeit. Ebenso ist der Voluntarismus auch nicht gezwungen, genetische[1] Unabhängigkeit für die Willensvorgänge zu behaupten. Er tut es oft und folgert dann aus der genetischen Unabhängigkeit die Eigenartigkeit der Willensvorgänge. Er kann aber diese Frage auch ganz offen lassen oder sogar eine genetische Abhängigkeit von den Empfindungen und Vorstellungen zugeben — etwa von derselben Art, wie sie zwischen Vorstellungen und Empfindungen oder zwischen den Gefühlen und diesen beiden besteht — und doch die Eigenartigkeit der Willensvorgänge behaupten, also am Voluntarismus festhalten. Umgekehrt muß der Synkretismus den Willensvorgängen selbstverständlich außer der Eigenartigkeit auch die genetische Unabhängigkeit[2] und das Isoliert-vorkommenkönnen absprechen. Er kann ihnen weder den Charakter eigenartiger sekundärer Grundprozesse noch den Cha-

[1] Hier wie oben handelt es sich um die ontogenetische Abhängigkeit.

[2] Man darf diese genetische Unabhängigkeit nicht mit dem phylogenetischen Alter verwechseln. Man kann auf dem synkretistischen Standpunkt stehen und behaupten, daß die Willensvorgänge genetisch aus Empfindungen und Vorstellungen samt ihren Gefühlsbetonungen hervorgegangen sind, und doch zugeben, daß sie schon sehr früh in der Phylogenese aufgetreten sind, vielleicht sogar schon unmittelbar im Anschluß an das erste Auftreten von Empfindungen und Vorstellungen. Einen solchen Standpunkt vertritt z. B. Ebbinghaus, Grundz. d. Psych. Leipzig 1905, 2. Aufl., Bd. 1, namentlich S. 586 u. 590. Ebenso kann der Synkretist sehr wohl annehmen, daß die phylogenetisch ältesten psychischen Prozesse und ebenso diejenigen tiefstehender Tiere überhaupt nicht in dem Sinn wie die unsrigen in Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle gesondert waren bzw. sind, und daß diese Differenzierungen erst auf späteren bzw. höheren Stufen erfolgen (vgl. Ziehen, Z. gegenw. Stand der Erk.theorie 1914, S. 47), und doch festhalten, daß mit den Erfolgen dieser Differenzierungen nur Empfindungen und Vorstellungen als eigenartige und selbständige psychische Prozesse, die Willensvorgänge aber nur als Kombinationen von solchen auftreten. Das Wort „Triebe" wird oft, allerdings meistens schwankend und unklar für solche undifferenzierte psychische Prozesse verwendet.

rakter eigenartiger sekundärer Begleitprozesse (vgl. § 57 Schluß) zugestehen.

Auch abgesehen von den eben erörterten Möglichkeiten der Auffassung hat der Voluntarismus sich in zahlreiche Einzeltheorien gespalten. Wie bei der Besprechung der Affekttheorien zähle ich nur die wichtigsten auf. Es sind dies: 1. Die egotistische Theorie[1], welche einem substanziellen Ich oder einer Seele das Wollen als eine besondere (spezifische) Tätigkeit zuschreibt, 2. die ältere Apperzeptionstheorie Wundts[2], welche den Willen als eine „fundamentale Tatsache" bezeichnet und auf die Tätigkeit einer hypothetischen Apperzeption zurückführt, 3. die Funktionstheorie Stumpfs[3], welche das Begehren und Wollen als eine besondere Klasse der Funktionen im Sinne Stumpfs (vgl. Buch II, S. 101ff. u. 229ff.) auffaßt.

Nicht weniger mannigfaltig sind die synkretistischen Theorien. Ich unterscheide solche, welche für das Wollen ein Zusammenwirken mehrerer anderer psychischer Grundprozesse, und solche, welche nur einen einzigen anderen psychischen Grundprozeß annehmen. Unter den letzteren nenne ich als besonders verbreitet folgende:

[1] Am klarsten haben die egotistische Theorie Lipps (z. B. Grundtatsachen des Seelenlebens, Bonn 1883, S. 594ff.) und Pfänder (Phänomenologie des Wollens, Leipzig 1900, nam. S. 13ff.) vertreten.

[2] Vgl. z. B. Grundz. d. phys. Psych. 3. Aufl. Leipzig 1887, Bd. 2, S. 463ff. In dieser älteren Darstellung Wundts erscheinen die Gefühlszustände noch als sekundär: sie werden von dem Willen „bedingt", die Gefühle mit ihren mannigfachen Unterschieden sind „abhängig" einerseits von den Vorstellungen, an die sie gebunden sind, anderseits von der ganzen Richtung der Apperzeptionstätigkeit samt den Bedingungen, aus denen sie hervorgeht, Gefühle und Affekte werden als „Reflexe der Willenstätigkeit" aufgefaßt usf. Der Wundtschen Theorie steht in vielen Beziehungen nahe H. Maier, Psych. d. emotionalen Denkens, Tübingen 1908, S. 556ff.

[3] Erscheinungen u. psych. Funktionen, Abh. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. v. J. 1906.

a) die sensualistische Theorie, welche das Wollen lediglich für eine Kombination von Empfindungen erklärt, welche die Willensvorgänge begleiten sollen (Spannungsempfindungen u. dgl.)[1]; b) die emotionale Theorie, welche Gefühlstöne und Affekte als einzigen oder wenigstens als wesentlichen Bestandteil der Willensvorgänge betrachtet; c) die ideative Theorie, nach welcher jeder Willensvorgang sich ausschließlich aus den Kombinationen von Vorstellungsinhalten zusammensetzt; d) die judiziale Theorie, welche Urteile, z. B. Werturteile, als den einzigen Bestandteil eines jeden Willensvorgangs nachweisen zu können glaubt. Dazu kommt e) die von mir vertretene konformative Theorie, welche das Zusammenwirken mehrerer psychischer Grundprozesse annimmt.

Außer diesen Haupttheorien existieren noch unzählige unklare oder abortive Theorien, endlich manche ausschließlich physiologisch-biologische Theorien. Von den letzteren muß hier, wo es sich um psychologische Untersuchungen handelt, abgesehen werden, obwohl sie zum Teil sicher wertvoll sind. Die ersteren sollen wegen ihrer Wertlosigkeit unbeachtet bleiben.

b) Kritik der voluntaristischen Theorien. Ich beginne die Kritik mit den voluntaristischen Theorien. Unter diesen bedürfen die egotistische Theorie und die Apperzeptionstheorie keiner weiteren Widerlegung. Die Einführung eines substanziellen Ichs hat sich bereits in § 12 ff., die Einführung der Apperzeption im Wundtschen Sinn in § 47 als unzulässig erwiesen. Um so mehr Beachtung bedarf die an dritter Stelle genannte Funktionstheorie. Ich habe sie mit Stumpfs Namen bezeichnet, weil dieser zuerst den Begriff der Funktionen in seiner

[1] Ich brauche also die Bezeichnung „sensualistische Theorie" in etwas engerem Sinn als Wundt (Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl. Bd. 3, Leipzig 1911, S. 276).

scharfen Trennung von den Erscheinungen, d. h. den Empfindungen und Erinnerungsbildern (samt ihren Gefühlstönen) klar fixiert hat. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die meisten Voluntaristen, soweit sie nicht das Ich oder eine Apperzeption einmengen, im wesentlichen auf dem Stumpfschen Standpunkt stehen, also annehmen, daß das Wollen ein eigenartiger psychischer Prozeß ist, der gar nicht notwendig auf ein Ich oder eine allgemeine fundamentale Apperzeptionstätigkeit bezogen werden muß, sondern ebenso spezifisch und selbständig ist wie das Beachten, das Zusammenfassen, das Urteilen, die Begriffsbildung, die Affekte usf., alles psychische Prozesse, die Stumpf und die meisten Voluntaristen eben auch als eigenartige „Funktionen" betrachten. Streng genommen behaupten also die Funktionsvoluntaristen zweierlei, erstens daß die Wollungen zu den Funktionen gehören, und zweitens, daß sie unter diesen eigenartig sind, d. h. sich nicht auf andere Funktionen zurückführen lassen. Uns interessiert hier wesentlich nur der zweite Satz von der Eigenartigkeit der Wollungen.[1] Dabei hebt Stumpf mit Recht ausdrücklich hervor[2], daß diese voluntaristische Auffassung der Willensvorgänge keineswegs mit logischer Notwendigkeit den Determinismus ausschließt. Es bleibt nämlich auch vom voluntaristischen Standpunkt die Möglichkeit offen, daß der Wille trotz seiner Eigenartigkeit doch von anderen Funktionen — „intellektuellen Prozessen und passiven Gemütsbewegungen[3]" — eindeutig bestimmt werde.

Welche Gründe bringt nun diese voluntaristische Funktionstheorie zugunsten der Eigenartigkeit der Wil-

[1] Stumpf hebt gemäß dem Hauptziel seiner Abhandlung vorzugsweise den ersten Satz hervor. Es scheint mir aber aus dem Zusammenhang hervorzugehen, daß Stumpf auch den zweiten Satz vertritt.

[2] a. a. O. S. 27.

[3] Der Begriff dieser „passiven Gemütsbewegungen" ist mir allerdings vom Stumpfschen Standpunkt aus nicht ganz klar. S. ob. S. 229.

lensvorgänge vor? Schlechterdings keine positiven. Sie beruft sich auf die Selbstbeobachtung und, wenn die Gegner des Voluntarismus sich auf entgegengesetzte Selbstbeobachtungen berufen, verlangt sie von ihnen einen Nachweis der anderen psychischen Prozesse, welche den Willensvorgang nach der synkretistischen Theorie zusammensetzen sollen. Versucht der Synkretist diesen Nachweis, so versucht der Funktionsvoluntarist ihn zu widerlegen.[1] Mit einem Wort, der Voluntarist schiebt bei der Unsicherheit der Selbstbeobachtung in der Frage der Eigenartigkeit oder Nicht-Eigenartigkeit dem Synkretisten das Onus probandi zu. Und auch — meines Erachtens — mit Recht. Nach der alltäglichen Beobachtung ist unzweifelhaft das Wollen wenigstens ein sehr charakteristisches und scheinbar einheitliches Erlebnis. Dazu kommt, daß alle einigermaßen entwickelten Sprachen[2] es mit einem speziellen Wort bezeichnet haben. Wenn daher der Synkretist diese Eigenartigkeit und Einheitlichkeit bezweifelt und die Zusammensetzung aus anderen psychischen Vorgängen behauptet, so muß er diese Zusammensetzung uns irgendwie nachweisen.

c) Analyse der Willensvorgänge im Sinn der konformativen Theorie. Eine solche Analyse soll im

[1] Vgl. z. B. Pfänder, Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1898, Bd. 17, S. 321.

[2] Eine monographische vergleichende Untersuchung der Etymologie und Entwicklungsgeschichte der Wörter für „wollen", „wünschen", „begehren" ist ein dringendes Desiderat. Sehr interessant scheint es mir z. B., daß „wunsch" ursprünglich eine außergewöhnliche Fähigkeit bezeichnet (noch im Mittelhochdeutschen), daß „envi" von „invidia" abzuleiten ist, daß die Sanskritwurzel var (wovon βούλεσθαι, velle, viljan sicher und ἐλπίς, voluptas, βελτίων vielleicht abzuleiten ist) das alternative Wollen, also das Lieberwollen oder Wählen bedeutet (varás Freier), daß θέλειν vielleicht auf die Wurzel dhar (halten) zurückgeht usf. Namentlich müßten zu einer solchen Untersuchung die Sprachen tiefstehender Kulturvölker herangezogen werden.

folgenden gegeben werden. Ich knüpfe zu diesem Zweck an ein einfaches Beispiel an, etwa den Satz: „ich will in den Wald gehen". Offenbar handelt es sich dabei um einen doppelten Tatbestand: erstens um mein psychisches Erlebnis und zweitens um meinen psychophysiologischen Gesamtzustand. Das erstere ist mir selbst unmittelbar gegeben. Es stellt den Willensvorgang in rein-psychologischem Sinn dar, der letztere umfaßt auch rein physiologische Tatsachen, z. B. die Konstellation meiner latenten Erinnerungsbilder, die in meinem psychischen Willenserlebnis gar nicht enthalten sind, sondern es nur latent beeinflussen. Die Willenstheorien haben es bei der Frage nach der Eigenartigkeit der Willensvorgänge offenbar nur mit dem psychischen Erlebnis zu tun. Der Voluntarismus behauptet die Eigenartigkeit der Willensvorgänge für das psychische Erlebnis, nicht für die physiologischen Bedingungen. Die Analyse hat sich also — wenigstens zunächst — nur auf das erstere zu richten. Was erlebe ich also bei mir selbst, wenn ich in den Wald gehen „will", was bedeutet es, wenn ich diesen Satz ausspreche?

Die zusammengesetzte Vorstellung eines Waldspaziergangs meiner Person ist offenbar mit dem „In den Wald gehen wollen" — ich will letzteres kurz als W bezeichnen — nicht identisch. Sie ist in dem Willensvorgang enthalten, aber der letztere bedeutet erheblich mehr. Ich füge deshalb jetzt noch die Zeitlage hinzu und vergleiche die Vorstellung eines künftigen Waldspaziergangs meiner Person mit W. Offenbar deckt sich auch diese Vorstellung noch nicht mit W; mein Erlebnis, wenn ich in den Wald gehen will, bedeutet mehr. Ich gebe nunmehr der Vorstellung meines künftigen Waldspaziergangs noch eine starke positive Gefühlsbetonung. Mit dieser Zufügung habe ich mich dem W erheblich genähert, aber es doch noch nicht erreicht. Ich kann mir einen künftigen Waldspaziergang

meiner Person als sehr angenehm vorstellen und will ihn doch nicht, wünsche ihn doch nicht einmal. Daher nehme ich jetzt noch die psychische Tatsache hinzu, daß bewußte Gegenvorstellungen (Hinderungsvorstellungen) entweder ganz fehlen oder, verglichen mit meiner lustbetonten Spaziergangsvorstellung, schwach sind, und daß bewußte konkurrierende Vorstellungen anderer Handlungen, z. B. des Zu-Hause-bleibens oder des In-die-Stadt-gehens, fehlen oder schwächer lustbetont sind. Es könnte scheinen, daß auch damit das Erlebnis W noch nicht vollständig zur Deckung gebracht ist. Ich kann — wird man einwenden — mir sagen: „ein Waldspaziergang wäre sehr schön, nichts hindert mich, alles andere wäre mir weniger angenehm" und brauche doch den Waldspaziergang nicht zu „wollen". Kommt dies nun aber wirklich vor? Hier liegt die Entscheidung. Ich bestreite ein solches Vorkommen entschieden und behaupte, daß, wenn die lustbetonte Vorstellung meines künftigen Waldspaziergangs ohne äquivalente Hinderungs- und Konkurrenzvorstellungen auftritt, ich auch regelmäßig „will", d. h. das Willenserlebnis habe, daß also diese Vorstellungssituation sich mit W deckt. Höchstens beobachte ich zuweilen noch die bestimmte und ausdrückliche Feststellung des eben erörterten psychischen Tatbestandes, eine Feststellung, die kurz in dem Gedanken oder in dem Satz „ich will in den Wald gehen" formuliert wird. Falls diese Feststellung in irgendeiner Form noch hinzukommt, sprechen wir gewöhnlich[1] von einem „Willensentschluß". Für das gewöhnliche Wollen kommt nicht einmal dieser

[1] Der populäre und der wissenschaftliche Gebrauch des Wortes Entschluß ist nicht eindeutig fixiert. — Die formulierte Feststellung, die ich hier im Auge habe, deckt sich zum Teil mit dem „aktuellen Moment", der aktuellen Betätigung „ich will wirklich", welches Ach in dem „primären" Willensakt findet (Über den Willensakt u. d. Temperament, Leipzig 1910, S. 241 ff.). Achs Deutung kann ich nicht beipflichten.

Entschluß in Betracht. Es beschränkt sich ganz auf die angegebene Vorstellungssituation.

Ich kann nun nur jeden bitten, selbst solche Beobachtungen bei sich und anderen zu wiederholen, und zwar sowohl mit Bezug auf die einfachste gewollte Greifbewegung wie mit Bezug auf den zusammengesetztesten „Plan". Es kommt dabei natürlich gar nicht darauf an, ob die Ausführung wirklich erfolgt. Manches, was ich will, unterbleibt — auch trotz bestimmter Erwartung der Ausführung und trotz Formulierung eines ausdrücklichen Entschlusses — schließlich doch, und zwar keineswegs immer aus äußeren Gründen, sondern oft auch aus inneren: unvorhergesehene stärkere Gegenvorstellungen oder Konkurrenzvorstellungen können auftreten, latente Vorstellungen können ihren Einfluß geltend machen usf. und die Ausführung hindern. Es ist sehr charakteristisch und beweisend für die dargelegte Auffassung, daß das Willenserlebnis mit dem Augenblick verschwindet, wo eine der oben angegebenen Komponenten verschwindet. Gerade solche gewissermaßen negative Beobachtungen sind so lehrreich, daß man sie zur Ergänzung stets heranziehen sollte.

Auch wird nur bei der soeben erörterten Deutung des Willenserlebnisses die fundamentale Tatsache verständlich, daß wir fortwährend „willkürliche" Handlungen ausführen, also doch auch wollen, ohne daß wir uns dieses Wollens fortlaufend irgendwie bewußt werden. Wir haben nach meiner Auffassung fortgesetzte Vorstellungssituationen von dem oben beschriebenen Charakter, haben aber meistens gar keine Zeit und kein Bedürfnis, diese Vorstellungssituationen in der komplexen Vorstellung des Wollens zusammenzufassen oder gar die Situation im Sinn eines Entschlusses ausdrücklich festzustellen.

Es bedarf nunmehr nur noch einer genaueren Charakterisierung und einer Verallgemeinerung der Spaziergangsvorstellung, welche unserem Beispiele zugrunde liegt. Wenn

wir uns vorläufig auf das Wollen von Bewegungen (im weitesten Sinn), also die sogenannten „äußeren" (eigentlichen) Willenshandlungen beschränken, so können wir die Spaziergangsvorstellung durch den allgemeinen Begriff einer „motorischen Vorstellung" ersetzen, müssen aber diesen motorischen Charakter noch näher bestimmen. Er bedeutet nämlich offenbar nur, daß in der soeben erörterten, für das Willenserlebnis charakteristischen Vorstellungssituation, die ich kurz als Z bezeichnen will, und speziell in dem lustbetonten dominierenden Vorstellungskomplex Z* derselben, der vorläufig kurz als Zielvorstellung bezeichnet werden mag, neben vielen sensoriellen Elementen (Vorstellung der Gesichtsempfindung des Waldes, der Kühleempfindung der Waldluft) stets auch die Vorstellung einer aktiven Bewegung meines Körpers, also ein motorisches Element enthalten ist. Ich lasse dabei den abseits stehenden und später speziell zur Erörterung kommenden Fall des imperativischen Wollens (siehe unten) beiseite. In der Tat läßt sich im übrigen bei jeder äußeren Willenshandlung dies motorische Element nachweisen. Aktiv stelle ich mir die Bewegung insofern vor, als ich mir irgendeinen Kausalzusammenhang zwischen meiner Vorstellungssituation Z und der vorgestellten Bewegung denke[1] und nicht etwa

[1] Diese Vorstellung, daß meine Bewegungsvorstellung V_{bew} kausal als Wirkung die Bewegung Bew hervorrufe, ist erkenntnistheoretisch natürlich unhaltbar. Sie würde bedeuten, daß ein Gebilde von der Form V ($V_{bew} \rightarrow$ Bew) vorkommt, in der die runden Klammern den Vorstellungsinhalt bezeichnen. Da, wie sich in § 37 ergeben hat, Vorstellungen von Vorstellungen nicht existieren, so führt diese Form zu absurden Konsequenzen. Erkenntnistheoretisch korrekt wird sie erst, wenn wir an Stelle der bewußten Vorstellung V_{bew} die ihr entsprechenden physiologischen Gehirnprozesse setzen. Unsere ganze Argumentation wird, soweit das psychische Willenserlebnis des naiven Menschen in Frage kommt, durch den Nachweis dieses erkenntnistheoretischen Irrtums ebensowenig beeinflußt wie durch den Nachweis einer irrigen Ich-Substitution usf.

annehme, daß meine Bewegung rein passiv, ohne Zusammenhang mit Z erfolgt. Ich stelle mir beispielsweise nicht vor, daß ich ganz ohne mein Zutun plötzlich abgeholt und in den Wald gefahren werde (das entspräche eventuell einem „Wünschen", aber keinem „Wollen" in dem uns jetzt beschäftigenden Sinn), sondern ich stelle mir vor, daß ich irgendwie, sei es auch nur durch einen Auftrag oder ein Zeichen, selbst handelnd mitwirke. Daß wir bei der Vorstellung dieser kausalen Beziehung oft an Stelle der Z-Situation ein hypothetisches Ich setzen, ist für diese Erörterung nebensächlich, da diese Substitution nicht bei jedem Willenserlebnis erfolgt, also kein obligatorisches Merkmal desselben ist.

Endlich muß noch hervorgehoben werden, daß die relative Lustbetonung der Zielvorstellung Z* in dem Sinn maßgebend ist, daß Z* stärker lustbetont sein muß als etwa vorhandene lustbetonte Vorstellungen anderer Handlungen und als die etwa gleichfalls lustbetonte Vorstellung des Unterlassens der Handlung oder, wenn nur unlustbetonte Konkurrenzvorstellungen in Frage kommen, wenigstens schwächer unlustbetont sein muß als diese. Man kann also sehr wohl auch eine unlustbetonte Bewegung „wollen", z. B. einen schweren Gang tun wollen usf.[1] Besonders ausgeprägt ist der Willenscharakter eines Erlebnisses namentlich dann, wenn, wie dies sehr häufig der Fall ist, die zu einem lustbetonten Z* konträren Vorstellungen (z. B. in unserem Beispiel des Zu-Hause-bleibens) stark unlustbetont sind. Solche

[1] Ich habe diesen Tatbestand früher etwas anders aufgefaßt und bin auch jetzt noch nicht ganz sicher, welche Auffassung für die meisten dieser Fälle zutrifft. Man kann sich nämlich auch vorstellen, daß, wenn die Unlustbetonung der Zielvorstellung schwächer ist als diejenige der konkurrierenden Vorstellungen, doch für die Zielvorstellung eine positive Gefühlsbetonung resultiert (vgl. Leitf. d. phys. Psych. 9. Aufl., S. 291 u. 10. Aufl., S. 446). Für die allgemeine Willenstheorie ist diese Frage von nebensächlicher Bedeutung.

begleitende kontrastierende, gewissermaßen reliefgebende Unlustgefühle — man denke an die Gefühle des Hungers, des Durstes, überhaupt des Entbehrens — bedingen ein eigentümliches Gepräge des Willenserlebnisses, ändern aber an seinem psychologischen Gesamtcharakter nichts. Anderseits kann durch die früher geschilderten Irradiationen eine gleichmäßige einsinnige Gefühlsbetonung aller psychischen Erlebnisse zur Zeit der Willenshandlung im Sinn einer Stimmung bzw. eines Affekts zustande kommen.[1] Zusammenfassend können wir also sagen: das psychische Willenserlebnis ist bei der äußeren Willenshandlung charakterisiert durch eine relativ lustbetonte Vorstellung eines künftigen Erlebniskomplexes, die als Ursache der zu diesem Komplex gehörigen Bewegungen betrachtet wird, und der stärkere oder gleich starke Gegenvorstellungen und gleich stark positive oder stärker positive Konkurrenzvorstellungen nicht gegenüberstehen. Die beiden Bestimmungen der beiden Relativsätze können abgekürzt durch die Adjektive „aktiv motorisch" und „dominierend" wiedergegeben werden. Dann kann das charakteristische Merkmal auch kurz als eine relativ lustbetonte, aktiv motorische, dominierende Vorstellung eines künftigen Erlebniskomplexes beschrieben werden.

Damit wird auch klar, wie sich das Wünschen vom Wollen unterscheidet. Bei dem Wunsch liegt gleichfalls eine lustbetonte Vorstellung eines künftigen Erlebnisses vor, aber erstens bezieht sich die Vorstellung hier nicht stets auf ein „Erlebnis", an dem ich im Sinn der letzten

[1] Mit diesen Bemerkungen ist die sowohl im täglichen Leben wie im Experiment sich ergebende Mannigfaltigkeit der in Betracht kommenden Konstellationen der Gefühlsbetonungen bei weitem nicht erschöpft. Insbesondere hat man noch zu beachten, daß sehr oft unlustbetonte Vorstellungen (z. B. „Feind") die Lustbetonung einer Handlung meiner Person (z. B. des Angriffs auf den Feind und seiner Schädigung) verstärken können.

Erörterung handelnd beteiligt bin, sondern oft auch auf ein „Ereignis", zuweilen sogar auf ein Ereignis, von dem ich nur höre, also gar nicht unmittelbar betroffen werde, während man Ereignisse niemals im eigentlichen Sinn „wollen" kann. Und zweitens sind bei dem Wunsch stärkere oder gleich starke Gegenvorstellungen und stärker oder gleich stark lustbetonte (bzw. weniger unlustbetonte) Konkurrenzvorstellungen nicht ausgeschlossen. Daher kann ich zwei entgegengesetzte Handlungen zu tun oder Ereignisse zu erleben wünschen, aber nicht zwei entgegengesetzte Handlungen meiner Person wollen.

Man wende hiergegen nicht etwa ein, daß auch Sätze bzw. Urteile vorkommen wie „ich will, daß dies getan wird (nämlich von anderen)", daß Josua sogar „will", daß die Sonne stillsteht. Es liegt auf der Hand, daß das Wort „Wollen" hier in einem ganz anderen Sinn gebraucht wird als sonst. Dieses „imperativische" „Wollen", wie ich es kurz nennen will, nimmt in manchenBeziehungen eine Zwischenstellung zwischen dem eigentlichen Wollen und dem Wünschen ein. Mit ersterem teilt es die Abwesenheit stärkerer oder gleich starker Gegen- und Konkurrenzvorstellungen, mit letzterem — wenigstens mit einer Kategorie des Wünschens — die Beziehung auf Ereignisse, bei denen Handlungen meiner Person ganz unbeteiligt oder auf ein Minimum (Befehle) beschränkt sind und die mich oft nicht einmal unmittelbar betreffen. Dazu kommt aber bei dem imperativischen Wollen als weiteres Merkmal die Vorstellung eines kausalen Einflusses meiner im imperativischen Wollen gegebenen und zum Ausdruck gebrachten Vorstellungssituation auf die Umgebung, meistens auf andere Menschen, in der Josuasage auf die Sonne. Auf die für die Ethik höchst interessanten Beziehungen dieses imperativischen Wollens mit seinen „Willensmeinungen" zu dem „Sollen", sowohl

meinem eigenen wie dem anderer, kann hier leider nicht eingegangen werden.

Etwas anders als mit dem rein-psychischen Erlebnis des Wollens verhält es sich mit dem psychophysiologischen Gesamtzustand des Wollens, den wir zuweilen gleichfalls durch den Satz: „ich will (er will) in den Wald gehen" ausdrücken. Obwohl dieser Tatbestand mit dem psychischen Willensvorgang nicht identisch ist und auch aus dem Rahmen einer rein-psychologischen Untersuchung heraustritt, soll er doch gleichfalls kurz geprüft werden, weil das Wesen des psychischen Willensvorgangs durch die Gegenüberstellung noch heller beleuchtet wird. Was bedeutet es also, wenn andere über mich urteilen: „er will in den Wald gehen" oder wenn ich — was allerdings seltener vorkommt — von mir selbst in psychophysiologischem Sinn urteile: „ich will in den Wald gehen"? Offenbar wird damit zunächst auch nur wieder die oben geschilderte Vorstellungssituation, die ich als Z bezeichnet habe, gemeint. Man urteilt, daß diese psychische Situation bei mir vorliegt, bzw. ich urteile, daß sie bei mir vorliegt, wie dies ja nach unseren Erörterungen bei dem „Entschluß" immer geschieht. Dazu kommt aber noch etwas Weiteres. Man meint nicht nur diesen rein psychischen (subjektiven) Tatbestand des Wollens, sondern begreift darunter auch die nicht psychisch gegebenen latenten Vorstellungen, die von mir sog. Konstellation. Man will sagen, daß auch diese — nicht nur die momentan im Sinn eines Willenserlebnisses mir zum Bewußtsein kommenden Vorstellungen — in ihrer Resultante dem Zustandekommen meines Waldspaziergangs günstig sind. Die Kausalbeziehung (s. o.) wird auch auf latente Vorstellungen ausgedehnt. Geht man rein-empirisch die vorkommenden Urteile vom Charakter des „ich will", „er will" usf. durch, so ergibt sich, daß die Bedeutung (Meinung) solcher Urteile bald nur auf den

psychischen Zustand in dem zuerst erörterten Sinn, bald auf den psychophysiologischen (subjektiv-objektiven) Gesamtzustand in dem jetzt eben besprochenen Sinn gerichtet ist, bald auch in unklarer Weise beide Bedeutungsrichtungen vereinigt sind.[1] Wissenschaftlich müssen wir jedenfalls beide Bedeutungen scharf unterscheiden: im ersten Fall drückt das Urteil nur ein aktuelles Erlebnis aus oder stellt es — bei dem Entschluß — ausdrücklich fest, im zweiten Fall betrifft das Urteil auch erschlossene Tatsachen, die mir aktuell gar nicht gegeben sind.[2]

Die Vorstellung einer kausalen Beziehung zwischen der Handlung und der psychophysiologischen Situation ist für das psychophysiologische Wollen — so will ich das Wollen in seiner zweiten Bedeutung kurz bezeichnen — ebenso wesentlich wie die Vorstellung eines Kausalverhältnisses zwischen der Handlung und der Z-Situation für das Wollen als rein-psychisches Erlebnis. Sie tritt meistens sogar noch mehr in den Vordergrund. Auch die Substitution eines irgendwie — naiv oder wissenschaftlich — gedachten Ich an Stelle der psychophysiologischen Gesamtsituation drängt sich hier noch viel öfter ein als dort.

Mit Hilfe aller dieser Feststellungen läßt sich nun auch der Unterschied des Will-Satzes von dem Wird-Satz, dem Futurum bestimmter angeben. Mit dem Satz: „ich werde (er wird) in den Wald gehen" entferne ich mich noch weiter von dem rein-psychischen (rein-subjektiven) Tatbestand als bei dem Will-Urteil in seiner zweiten Bedeutung. Ich meine, daß nicht nur die bewußte Vorstellungssituation und auch nicht nur die bis zum und im Augenblick meines Urteils vorhandene

[1] Beiläufig bemerkt hat, wie das Wollen, so auch der Entschluß und der Wunsch diese doppelte Bedeutung.

[2] Man kann daher auch sagen, daß das Urteil „ich will" im ersten Sinn stets auch ein völlig entsprechendes Erlebnis zum Inhalt hat, während das Urteil „ich will" im zweiten Sinn auch nicht erlebte Komponenten enthält.

latente Vorstellungskonstellation dem Spaziergang günstig sind, sondern auch die weiterhin auftretenden Reize (Ereignisse) an dieser Situation und Konstellation und an dem Zustandekommen meines Spaziergangs nichts ändern werden. Das Urteil bezieht sich also in noch viel höherem Maß auf objektive, außerhalb des Bewußtseins liegende Faktoren, und zwar auch auf solche, die ganz außerhalb meines Gehirns gelegen sind.

Weiterhin läßt sich zeigen, daß die jetzt durchgeführte Betrachtung nicht nur für die sog. „äußere", d. h. in Bewegungen sich äußernde Willenshandlung, sondern — allerdings in etwas abgeänderter Form — auch für die sog. innere im Aufmerken und Denken sich kundgebende Willenshandlung gültig ist. Für die äußere Willenshandlung ist charakteristisch, daß die Vorstellungssituation Z (siehe oben S. 255) in dem von mir festgelegten Sinn ein motorisches Element enthält. Z* läßt sich, wenn man diesen mißverständlichen Ausdruck gebrauchen will, als eine Bewegungsvorstellung[1] im allerweitesten Sinn auffassen. Bei der inneren Willenshandlung tritt an Stelle dieser motorischen Zielvorstellung irgendeine andere Zielvorstellung. Für die nähere Bestimmung dieser Zielvorstellung empfiehlt es sich, die zwei Hauptfälle der inneren Willenshandlung zuerst gesondert zu betrachten. Diese beiden Hauptfälle können durch die Urteile charakterisiert werden: 1. ich will auf eine bestimmte Empfindung (E) oder auch auf bestimmte Empfindungen (E's) aufmerken, 2. ich will eine bestimmte Vorstellung V, z. B. das x einer Gleichung, eines Rätsels, eines Problems oder auch nur eine vergessene Objekt- oder Wortvorstellung, bzw. solche bestimmte Vorstellungen (V's) assoziativ produzieren, entweder im Sinn der Neukombination oder im

[1] Es handelt sich also keineswegs immer um eine kinästhetische Vorstellung, sondern um eine beliebige Vorstellung, die in irgendeiner Weise eine Bewegung zum Inhalt hat.

Sinn der einfachen Reproduktion. Dabei kommt hier für uns nur das psychische Erlebnis als solches, das „ich will" in seiner ersten, rein psychologischen Bedeutung in Betracht. Die Übertragung auf das psychophysiologische Wollen bietet überdies keinerlei Schwierigkeit.

Ich beginne mit dem Aufmerkenwollen. Worin besteht bei einem solchen mein Willenserlebnis? Beobachtet man Fälle des Aufmerkens, so findet man viele, welche wir überhaupt nicht zu den Willensvorgängen rechnen. Hierher gehören vor allem alle diejenigen Fälle, in denen ein Reiz vermöge seiner Intensität oder seines Gefühlstons, wie wir gewöhnlich sagen, unsere „Aufmerksamkeit erregt", d. h. Anknüpfung von Vorstellungen bedingt.[1] Wir sprechen wohl davon, daß wir dann, nachdem unsere Aufmerksamkeit erregt worden ist, sie „willkürlich" dem Reiz auch weiterhin zuwenden, aber die erste Erregung der Aufmerksamkeit ist passiv. Von einem Aufmerkenwollen, einem aktiven Aufmerken, sprechen wir nur dann, wenn außer den objektiven Reizbedingungen auch bestimmte subjektive Umstände gegeben sind, welche die auswählende Anknüpfung von Vorstellungen an bestimmte Reize, d. h. eben das Aufmerken bestimmen. In diesen subjektiven Umständen besteht also das Aufmerkenwollen. Die Beobachtung ergibt auch ganz eindeutig, welches diese subjektiven Umstände sind. Sie bestehen lediglich in dem Vorhandensein einer relativ stark lustbetonten Vorstellung künftiger[2] Empfindungen

[1] Vgl. über diese Auffassung der Aufmerksamkeit als einer Auswahl namentlich Leitf. d. phys. Psych. 10. Aufl., Vorles. 13 (in älteren Auflagen Vorles. 12), Mon.schr. f. Psychiatrie u. Neurol., Bd. 24, S. 173 u. Psychiatrie, 4. Aufl., Leipzig 1911, S. 84ff.

[2] Dabei unterscheide man das Wollen, welches dem aktuellen Aufmerken unmittelbar vorausgeht und es dann fortlaufend begleitet, von dem Wollen, welches sich auf ein in fernerer Zukunft in Frage kommendes Aufmerken bezieht. Oben habe ich ersteres im Auge, die Erörterung läßt sich jedoch leicht auch auf letzteres übertragen

ohne gleich wirksame Gegen- und Konkurrenzvorstellungen. Offensichtlich stimmt diese Feststellung mit derjenigen, zu welcher wir oben für die äußere Willenshandlung gelangt waren, prinzipiell überein. Es ist nur an die Stelle der aktiven Bewegungsvorstellung meines Körpers (im weitesten Sinn) eine Vorstellung irgendwelcher Empfindung oder Empfindungsreihe[1] getreten. Dort auch irgendein motorisches Element in der Zielvorstellung Z*, hier nur sensorielle Elemente. Meine Aufmerksamkeit bedingt allerdings in der Regel motorische Innervationen, die sog. Intentionsbewegungen, wie z. B. Fixationsbewegungen der Augen usf., aber dieser Effekt des Aufmerkenwollens ist in dem Bewußtseinserlebnis des letzteren fast niemals enthalten. Sie begleiten das willkürliche Aufmerken sehr oft, werden auch nicht selten in irgendeiner Weise empfunden, sind aber meist im Inhalt der Zielvorstellung nicht enthalten; sie haben also mit den motorischen Elementen im Inhalt der Zielvorstellungen der äußeren Willenshandlung nichts zu tun.

Damit hängt ein weiterer Unterschied zwischen der äußeren Willenshandlung und dem willkürlichen Aufmerken zusammen. Bei jener haben wir, wie sich oben ergeben hat, stets auch die Vorstellung einer kausalen Beziehung zwischen der lustbetonten Zielvorstellung und den motorischen Innervationen. Bei diesem sind im Inhalt meiner lustbetonten Zielvorstellung motorische Innervationen meist überhaupt nicht enthalten, und daher fehlt auch oft jede Vorstellung einer solchen kausalen Beziehung. Insofern haftet jeder, auch der aktivsten Auf-

[1] Es bedarf kaum der ausdrücklichen Hervorhebung, daß die Lustbetonung der Vorstellung dieser erwarteten Empfindungen sehr oft nicht von den Empfindungen als solchen, sondern von den an die Empfindungen angeknüpften Vorstellungen stammt. Man denke z. B. an das Hören eines Vortrags. Die Gehörsempfindungen sind hier als solche (d. h. primär) oft gar nicht lustbetont, sondern lediglich die durch die gehörten Worte vermittelten Vorstellungen.

merksamkeit im Vergleich mit der äußeren Willenshandlung immer noch ein passives (rezeptives) Moment an. Ich erwarte etwas, stelle auch gewisse Muskeln der Erwartung entsprechend ein, beteilige mich aber oft nicht aktiv motorisch an der Erfüllung meiner Erwartung oder stelle mir wenigstens oft eine solche Beteiligung nicht vor. Wir denken uns nur insofern eine Kausalbeziehung, als wir annehmen, daß die lustbetonte Vorstellung der bez. Empfindungen mitsamt den begleitenden Vorstellungen auf die Vorstellungsauswahl, in der das Aufmerken besteht, einen wirksamen Einfluß ausübt.

Kein Unterschied besteht zwischen äußerer Willenshandlung und willkürlichem Aufmerken hinsichtlich der überwiegenden Lustbetonung der Zielvorstellung. Auch bei dem Aufmerken kommt es bei der Zielvorstellung nicht auf die absolute Stärke der positiven Gefühlsbetonung, ja nicht einmal auf eine positive Gefühlsbetonung überhaupt an, sondern lediglich auf das relative Überwiegen nach der positiven Seite hin (vgl. oben S. 256). Ich kann daher sehr wohl meine Aufmerksamkeit gelegentlich auch unlustbetonten Empfindungen zuwenden.

Dafür tritt bei dem willkürlichen Aufmerken ein anderes Moment oft sehr in den Vordergrund, welches zwar bei der äußeren Willenshandlung keineswegs fehlt, aber doch meistens mehr zurücktritt. Wenn ich eine Bewegung (im weitesten Sinn) „will", so ist die Vorstellung dieser Bewegung meistens in ziemlich weitgehendem Maße bestimmt. Ich will jetzt nach diesem bestimmten Bleistift greifen, heute abend in dies bestimmte Theater gehen usf. Bei dem willkürlichen Aufmerken ist die Vorstellung der zu erwartenden Empfindungen oft äußerst unbestimmt. Ich horche z. B. in der unbestimmten, ganz allgemeinen Erwartung, irgend etwas zu hören, ich schaue aus in der ebenso unbestimmten und allgemeinen Erwartung, überhaupt irgend etwas zu sehen usf. Aller-

dings ist dieser Unterschied graduell und auch nicht durchgängig. Ich kann einerseits den ganz allgemeinen und unbestimmten Willen haben, mir „viel Bewegung zu machen", und anderseits meine Aufmerksamkeit auf ein ganz bestimmtes, mir wohlbekanntes, in allen seinen Einzelheiten von mir erwartetes Signal richten. Wie wenig scharf dieser Unterschied ist, geht überdies aus der psychologischen Analyse des Suchens hervor, bei welchem äußere Willenshandlungen und willkürliches Aufmerken in einer kaum trennbaren Weise verschmelzen. Ich hebe ihn auch nur deshalb hier hervor, weil sich alsbald ergeben wird, daß er das Verständnis des Willenserlebnisses bei dem willkürlichen Denken — der willkürlichen Produktion oder Reproduktion einer Vorstellung — erheblich erleichtert. Daher halte ich es auch für zweckmäßig, die eigentümlichen hier in Frage kommenden Vorstellungen, die einen im allgemeinen Sinn bestimmten Inhalt haben, aber die spezielle Bestimmung noch offen lassen, mit einem besonderen Namen zu bezeichnen, und zwar will ich sie auf Grund eines naheliegenden Vergleichs mit kaufmännischen Fachausdrücken als Blankovorstellungen bezeichnen. Wenn ich ganz allgemein mir „Bewegung machen" oder ganz allgemein auf etwaige Geräusche horchen will, so ist die Vorstellung „Bewegung" bzw. „Geräusch" eine solche Blankovorstellung. Es kann sich bei dem wirklichen Ausführen bzw. bei dem wirklichen Erleben nur um bestimmte Bewegungen und bestimmte Gehörseindrücke handeln, aber welche bestimmte Bewegungen ich ausführen werde, welche bestimmte Geräusche mich treffen werden, lasse ich offen. Bestimmtheit im allgemeinen, im Grenzfall sogar eindeutige Bestimmtheit (etwa bei dem Erwarten eines einzigen bestimmten Signals) wird vorausgesetzt, aber die spezielle Bestimmung, die tatsächlich erfolgen wird, ist mir nicht bekannt, sie wird gewisser-

maßen wie die Blankostelle eines Wechsels erst nachträglich ausgefüllt oder suppliert. Jede Zielvorstellung hat mehr oder weniger die Eigenschaft einer solchen Blankovorstellung, und, wie ich eben zu zeigen versucht habe, ist die motorische Zielvorstellung der äußeren Willenshandlung im ganzen meistens schärfer bestimmt oder „enger" als die Zielvorstellung des willkürlichen Aufmerkens. Im Minimum ist bei dem willkürlichen Aufmerken die Blankonatur der Zielvorstellung, wenn ich nur eine bestimmte mir wohlbekannte Empfindung, z. B. ein bestimmtes Signal bei Versuchen zur Feststellung der einfachen Reaktion, erwarte. Hier bezieht sich das Blanko nur auf den Zeitpunkt des Eintritts des Signals. Etwas ausgeprägter wird der Blankocharakter, wenn ich eine von mehreren bestimmten, mir wohlbekannten Empfindungen erwarte, z. B. eines von mehreren bestimmten Signalen bei Wahlreaktionsversuchen. Noch deutlicher wird er, wenn ich eine mir unbekannte, aber doch durch meine Vorstellungssituation eindeutig bestimmte Empfindung erwarte, z. B. den noch nicht gehörten Gesang eines vor mir sitzenden Vogels. Endlich ist er im Maximum, wenn ich eine mir unbekannte, durch meine Vorstellungssituation nur ganz allgemein (mehr- oder vieldeutig) bestimmte Empfindung erwarte, also z. B., wie in dem Fall, von dem wir ausgingen, überhaupt auf irgendein Geräusch horche. Bekanntheit und eindeutige Bestimmtheit, Bekanntheit und mehrdeutige Bestimmtheit, Unbekanntheit und eindeutige Bestimmtheit, Unbekanntheit und mehr- bzw. vieldeutige Bestimmtheit stellen also eine Stufenleiter der Blankovorstellungen bei dem willkürlichen Aufmerken dar. Handelt es sich um eine Blankovorstellung einer unbekannten Empfindung, so haftet die Lustbetonung der für das Wollen charakteristischen Vorstellungssituation an der Blankovorstellung in ihrer — wenn ich so sagen darf — allgemeinen

Bestimmtheit. Ich erwarte irgendeine Ausfüllung im Sinn der Blankovorstellung, weiß aber die spezielle Ausfüllung nicht oder wenigstens nicht in vollem Umfang voraus. Gerade weil mir die spezielle Ausfüllung im Augenblick des Wollens noch nicht bekannt ist, kann die charakteristische Lustbetonung in einem solchen Fall gar nicht an der speziellen Ausfüllung haften. Wenn ich Pflanzen suchen will, haftet der positive Gefühlston an der Allgemeinvorstellung Pflanze (bzw. seltene Pflanze bzw. Orchidee usf.) und Pflanzensuchen; die Vorstellung der speziellen Gattung, der speziellen Art, des speziellen Exemplars und ihres Findens bleibt offen und wird erst nachträglich im Verlauf des Erlebnisses durch meine Empfindungen ergänzt.[1]

Ich gehe nunmehr zu dem zweiten Fall der inneren Willenshandlung (vgl. oben S. 261), der willkürlichen Produktion einer Vorstellung oder Vorstellungsreihe, dem sog. willkürlichen Denken (Sich-besinnen, Nachdenken, Überlegen) über. Am einfachsten stellt sich dieser zweite Fall dar, wenn es sich um die Reproduktion einer Vorstellung, z. B. eines vergessenen Objektes oder Wortes handelt. Ich habe z. B. das Erinnerungsbild einer vorgestern auf der Tafel gesehenen Figur oder das französische Wort für Drossel vergessen und „will" es nun durch „Besinnen" wieder finden, oder ich „will" mich auf „einen Berg" in den Seealpen besinnen. Was bedeutet hier das „Wollen"? Offenbar liegt auch hier eine relativ lustbetonte Vorstellung eines künftigen Erlebnisses ohne gleich wirksame Gegen- und Konkurrenzvorstellungen

[1] Ich darf wohl bemerken, daß solche Blankovorstellungen durchaus nicht etwa eine spezielle Eigentümlichkeit der Willensprozesse sind. Jede Allgemeinvorstellung hat, insofern sie auch erst künftig zur Beobachtung gelangende Individuen, Arten, ev. auch Gattungen umfaßt, die Bedeutung einer solchen Blankovorstellung. Vgl. meine Erk.theorie 1913, S. 284 u. 313. — Auch warne ich vor einer Verwechslung mit den determinierenden Vorstellungen Achs.

vor, also, wie wir kurz sagen wollten (vgl. oben S. 257), eine relativ lustbetonte dominierende Vorstellung Z* eines künftigen Erlebnisses, aber dies Erlebnis, welches allgemein gedacht den Inhalt der Vorstellung Z* bildet, ist weder eine Kombination von Empfindungen und Bewegungen (sensoriellen und motorischen Elementen) wie bei der äußeren Willenshandlung noch eine Kombination von Empfindungen mit angeknüpften Vorstellungen wie bei dem willkürlichen Aufmerken, sondern es ist selbst eine Vorstellung oder ein Vorstellungskomplex. Ich kann natürlich oft an die Reproduktion auch eine Bewegung anknüpfen, z. B. die Figur zeichnen, das Wort „grive" oder „Monte Viso" aussprechen, und kann bei dem Wollen der Reproduktion auch diese Bewegung mitwollen, so daß sich innere und äußere Willenshandlung kombinieren; aber diese Kombination ist nicht notwendig, in vielen Fällen denke ich nur an die innere Willenshandlung und in keiner Weise auch an die äußere.

Wie hat man sich nun hier — in einem Fall rein innerer Willenshandlung — das Verhältnis der für das Willenserlebnis charakteristischen Vorstellung Z*, in unserem Beispiel der Vorstellung „französisches Wort für Drossel" oder „vorgestern gesehene Figur" oder „Berg in den Seealpen", und der gesuchten Vorstellung selbst, die ich als z* bezeichne, also der Vorstellung „grive" oder der Vorstellung der Figur selbst oder der Vorstellung Monte Viso, zu denken? Offenbar ist, wie man es gelegentlich ausdrückt, z* „implicite" in Z* gegeben, z* ist „explicite", was Z* „implicite" ist. Noch klarer kann man sagen, daß durch den Komplex Z* die Vorstellung z* irgendwie, eindeutig oder vieldeutig[1] bestimmt ist. Am klarsten aber können wir den Tatbestand mit Hilfe des Begriffs der Blankovorstellung ausdrücken. Z* ist eine Blanko-

[1] Diese Einschränkung ist notwendig, weil zuweilen mehrere z* bei gegebenem Z* zutreffend sind.

vorstellung, insofern sie z* ein- oder mehrdeutig bestimmt, aber die spezielle Bestimmung — im einen Fall die eindeutige, im anderen eine der mehrdeutigen — offen läßt.[1] Durch die Vorstellungssituation „französisches Wort für Drossel" ist grive eindeutig bestimmt, aber das Wort grive fehlt mir momentan. Ebenso ist die vorgestern auf der Tafel gesehene Figur durch die Zeit- und Ortangabe eindeutig[2] festgelegt, aber die Vorstellung der Figur ist zurzeit nicht vorhanden, so daß ich mich besinnen „will". Endlich ist im dritten Beispiel durch Z*=Berg der Seealpen z* mehr- bzw. vieldeutig bestimmt (Monte Viso, Col di Tenda usf.). Der Blankocharakter ist hier im Maximum, insofern nicht nur die spezielle Bestimmung offen gelassen wird, sondern auch tatsächlich mehrere bzw. viele spezielle Bestimmungen in Frage kommen. Die Analogie zur Stufenleitung der Blankovorstellungen bei dem willkürlichen Aufmerken liegt auf der Hand. Es sind nur die beiden untersten Stufen, welche der Erwartung einer ein- oder mehrdeutig bestimmten bekannten Empfindung entsprechen, weggefallen, da, wenn Vorstellungen bekannt[3] sind, ein Reproduzierenwollen nicht in Frage kommt.

Man könnte nur die Frage aufwerfen, ob die für das Willenserlebnis charakteristische Lustbetonung wirklich an Z* haftet und nicht vielmehr an der Ergänzung (Supplierung) von Z*. Meines Erachtens ist diese Frage unbedingt im letzteren Sinn zu bejahen.[4] Es gehört gerade-

[1] Bei dieser Unterscheidung von Z* und z* werden auch die Einwände, welche Pfänder, Ztschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinn. 1898, Bd. 17, S. 321 (nam. S. 325), gegen einigermaßen verwandte Ausführungen Münsterbergs erhoben hat, hinfällig.

[2] Bzw., wenn mehrere Figuren vorgestern auf der Tafel von mir gesehen wurden, mehrdeutig.

[3] Man beachte, daß es sich hier immer um die aktuelle Bekanntschaft im Sinn des Gegenwärtigseins der bewußten Vorstellung handelt.

[4] Mutatis mutandis gilt dies auch für das willkürliche Aufmerken und für die äußere Willenshandlung. — Die Unterscheidung von

zu zum Wesen dieser Blankovorstellungen, daß ihre Ergänzung erwartet wird, etwa ebenso wie die Ausfüllung der Summe in einem Blankoakzept im Bankwesen erwartet wird. Zum Komplex Z* bzw. zu der ganzen Vorstellungssituation Z gehört also die allgemeine Vorstellung der Ergänzung hinzu, und Z* verdankt seine Lustbetonung vorzugsweise dieser Vorstellung der Ergänzung. Man hüte sich nur wieder davor, diese allgemeine unbestimmte Vorstellung einer bestimmten Ergänzung mit der ergänzenden, speziell bestimmten Vorstellung z* zu verwechseln (vgl. oben S. 268).

Ganz zutreffend wird unsere Beschreibung des Willenserlebnisses für den jetzt in Rede stehenden Fall erst dann, wenn wir nun noch im Anschluß an die letzte Erwägung hinzufügen, daß wir uns zwischen der Ergänzung der Blankovorstellung Z* und der Blankovorstellung Z* selbst eine kausale Beziehung denken. Wir denken uns Z* wirksam mit Bezug auf die Ergänzung. Wenn ich mich auf das Wort grive besinnen „will", so erwarte ich nicht, daß ein anderer mir das Wort sagt oder es mir ohne mein Zutun geschrieben oder gedruckt begegnet (wie etwa bei dem Aufmerken, vgl. aber S. 264 oben), sondern daß Z* bzw. Z die Ergänzung herbeiführt. Die Analogie mit der äußeren Willenshandlung tritt klar zutage (oben S. 255). Auch ist es hier wie dort für unsere Willensfrage nebensächlich, ob der Einzelne nun weiterhin zu diesem kausal wirkenden Z* bzw. Z auch noch die latenten Vorstellungen im Sinn des psychophysiologischen Willensvorgangs hinzufügt oder ein empirisches oder substanzielles Ich dem Z* bzw. Z substituiert. Prinzipiell ändert sich

„Zielvorstellung" und „Bezugsvorstellung" bei Ach (Über die Willenstätigkeit u. das Denken, Göttingen 1905, namentl. S. 155, 174, 187, 191, 224 ff.) fällt mit der von mir oben angegebenen Trennung nicht zusammen. Ich bezweifle auch, daß sie sich für den Willensvorgang im allgemeinen aufrecht erhalten läßt, wenn sie auch für manche spezielle Versuche Achs zutrifft.

dabei für die allgemeine Analyse des Willenserlebnisses nichts.

Die komplizierteren Fälle des willkürlichen Denkens lassen sich größtenteils — mit einer alsbald noch speziell zu erörternden Ausnahme — auf das Schema einer Gleichung $x + 5 = 12$ oder $x^2 + x = 17$ usf. zurückführen und bieten prinzipiell keine neuen Momente gegenüber dem soeben erörterten einfachsten Fall. Es tritt nur an die Stelle der Reproduktion die Produktion, wir suchen an Stelle einer früher einmal bekannt gewesenen und nur momentan nicht gegenwärtigen Vorstellung (Monte Viso) eine — wenigstens in diesem Zusammenhang — noch nicht bekannt gewesene Vorstellung x. x entspricht der ergänzenden Vorstellung z*, die wir suchen, die gesamte Gleichung $x + 5 = 12$ oder $x^2 + x = 17$ der lustbetonten Blankovorstellung, deren Lustbetonung wiederum vorzugsweise an der allgemeinen Vorstellung ihrer Ergänzung, d. h. hier an der Lösung der Gleichung haftet. Bei der ersten Gleichung ist durch Z* (d. h. eben die Gleichung) z* d. h. x eindeutig bestimmt, bei der zweiten, da eine quadratische Gleichung zwei Wurzeln hat, zweideutig usf. Auch hier haben wir es also teils mit eindeutig, teils mit mehrdeutig bestimmenden Blankovorstellungen zu tun. Alle Probleme von dem einfachsten Rätsel bis zum schwierigsten philosophischen Problem lassen sich in derselben Weise auffassen: allenthalben bedeutet mein „ich will das Problem lösen" als Willenserlebnis eine ganz analoge Z-Situation wie bei der willkürlichen Reproduktion, d. h. ich habe eine relativ lustbetonte dominierende Vorstellung Z* eines künftigen Erlebnisses z*, und das künftige Erlebnis z* ist — im Gegensatz zur äußeren Willenshandlung und zum Aufmerken — eine Vorstellung bzw. ein Vorstellungskomplex, und die dominierende Vorstellung Z* hat den Charakter einer Blankovorstellung, die von der allgemeinen Vorstellung einer durch Z*

bzw. Z kausal bedingten Ergänzung begleitet ist. Dabei darf man sich Z* nicht etwa als eine Vorstellung der Vorstellung z* denken.[1] Solche Vorstellungsvorstellungen gibt es überhaupt nicht (vgl. § 37b) und wären hier erst recht sinnlos, da z* uns nicht bekannt ist. Vielmehr ist die Beziehung zwischen Z* und z* die charakteristische, die wir durch den Ausdruck „Blankovorstellung" bezeichnet und näher erläutert haben. z* liefert die spezielle Bestimmung von Z*, verhält sich also ähnlich (nicht etwa ganz ebenso) wie eine spezielle Vorstellung zu einer Allgemeinvorstellung (vgl. oben S. 266).

Nicht unerwähnt kann ich lassen, daß in der Terminologie bezüglich des willkürlichen Denkens eine erhebliche Verwirrung eingerissen ist, und zwar speziell im Gebrauch des Wortes „Zielvorstellung". Bei der äußeren Willenshandlung und dem willkürlichen Aufmerken ist ein Mißbrauch und ein Mißverständnis kaum möglich, da sich Z* hier nicht auf eine z*-Vorstellung, sondern einen Bewegungs- bzw. Empfindungskomplex bezieht und sonach der Terminus „Zielvorstellung" nur für Z* in Betracht kommt. Anders bei dem willkürlichen Denken. Hier bezieht sich Z* auf eine z*-Vorstellung, und damit ist die Gelegenheit zu Verwechslungen gegeben. In der Tat hat man hier bald Z*, bald z* als Zielvorstellung bezeichnet. Nun wäre ja, isoliert betrachtet, offenbar sprachlich beides gleichberechtigt. Z* ist Zielvorstellung, insofern es implicite das Ziel enthält, z* ist das gesuchte Ziel explicite selbst. Man darf nur nicht beides zusammenwerfen und von z* als der „vorschwebenden Zielvorstellung" sprechen; denn z* ist im Augenblick des Denkenwollens gesucht,

[1] Hierzu verleitet namentlich der Genitiv „Vorstellung eines künftigen Erlebnisses", indes hat ein solcher Genitiv sehr viele Bedeutungen, und hier bedeutet er nur so viel als: „in Beziehung auf ein künftiges Erlebnis". Vgl. auch Buch II, S. 24.

also noch gar nicht bekannt und kann daher gar nicht „vorschweben". Die Terminologie hört aber auf gleichgültig zu sein, wenn wir die isolierte Betrachtung des willkürlichen Denkens aufgeben und seine Analogien zu dem willkürlichen Aufmerken und zu der äußeren Willenshandlung mit in Betracht ziehen. Die Tatsache, daß Z* in allen drei Fällen homolog ist, nötigt uns alsdann, wenn wir bei der äußeren Willenshandlung und dem willkürlichen Aufmerken Z* als Zielvorstellung bezeichnet haben, auch bei dem willkürlichen Denken Z* und nicht z* als Zielvorstellung zu bezeichnen. Wir müssen von diesem Standpunkt also z. B. die Vorstellung „Berg der Seealpen" oder die das unbestimmte x enthaltende Gleichung usf. als die bei dem Wollen vorschwebende Zielvorstellung auffassen und so benennen. In der Tat scheint mir, wenn man überhaupt das Wort „Zielvorstellung" auch bei dem willkürlichen Denken gebrauchen will, nur dieser Gebrauch zulässig. Monte Viso, der bestimmte Wert von x (z. B. in der ersten der oben angeführten Gleichungen die Zahl 7) usf. sind dann die Vorstellungen, welche das Ziel sind, aber nicht Zielvorstellungen, welche das Ziel enthalten oder angeben, nicht Vorstellungen des Ziels. Dabei ist jedoch zu beachten, daß, wie oben S. 270 ausdrücklich hervorgehoben wurde, zu der Zielvorstellung Z* stets auch die allgemeine Vorstellung der Ergänzung von Z* hinzugehört und daß die Lustbetonung des Willenserlebnisses gerade an dieser haftet. Wir dürfen also nicht schlechthin die Vorstellung „Berg in den Seealpen" als Zielvorstellung bezeichnen, sondern diese Vorstellung im Sinn einer Blankovorstellung d. h. begleitet von der Allgemeinvorstellung einer bestimmten Ergänzung. Man könnte sogar daran denken, nur diese Vorstellung der Ergänzung als Zielvorstellung zu bezeichnen. Damit würde man aber dem psychischen Tatbestand erst recht nicht Genüge leisten; denn diese allgemeine

Ergänzungsvorstellung, isoliert betrachtet, macht das Wesentliche in der Regel nicht aus, sondern nur in Verbindung mit dem Inhalt der Blankovorstellung selbst. Immerhin scheint es mir in Anbetracht aller dieser Mißverständnisse, zumal unser Sprachgefühl uns immer wieder dazu verführt, auch die z*-Vorstellungen als Zielvorstellungen zu bezeichnen, viel zweckmäßiger, den Terminus Zielvorstellung als zweideutig bei dem willkürlichen Denken ganz aufzugeben und entweder nur von Z* und z* zu sprechen oder Z* als Blankovorstellung und z* als Ausfüllungsvorstellung zu bezeichnen. Mein hauptsächlichster Beweggrund, als ich oben die erstere Bezeichnung einführte, war auch bereits die Vermeidung der jetzt erörterten Zweideutigkeit.[1]

Den Einfluß, den Z bzw. Z* auf den weiteren Vorstellungsablauf hat, zu analysieren und den Weg zu untersuchen, auf dem wir von Z zu z* gelangen, liegt um so weniger hier Veranlassung vor, als dabei nicht nur das bewußte Willenserlebnis, sondern auch die latente d. h. physiologische Konstellation eine erhebliche Rolle spielt. Vor allem aber ist es unzulässig, mit Ach diesen Einfluß der psychophysiologischen Konstellation, die von ihm sog. „determinierenden Tendenzen", als „Grundlage derjenigen psychischen Phänomene" anzusehen, „welche in ihrem Ablauf unter den Begriff der Willensbetätigung von altersher zusammengefaßt werden".[2] Damit würden

[1] Die Willenstheorie Münsterbergs in seiner ersten Schrift (Die Willenshandlung, Freiburg 1888) ist an dieser Zweideutigkeit gescheitert.

[2] Ach, a. a. O. namentlich S. 187, 209, 223 u. 228. Leider bringt Ach seine Ergebnisse, wie schon früher bemerkt (Buch II, S. 194, Anm. 2) in einen ganz künstlichen Gegensatz zur Assoziationspsychologie. Ich betrachte sie als einen zum großen Teil sehr wertvollen Beitrag zu derselben. Insbesondere ist auch die Bewußtheit Achs in dem a. a. O. S. 217 besprochenen Fall nichts anderes als das von der Assoziationpsychologie schon längst gelehrte „Mitschwingen" der Vor-

wir wieder das Willenserlebnis, den bewußten Willensvorgang, und den psychophysiologischen Willensvorgang zusammenwerfen. Die Schilderung Achs trifft für den letzteren in vielen Punkten zu, dagegen sind die determinierenden Tendenzen gerade, weil sie im Unbewußten wirken, für die Charakteristik des Willenserlebnisses als bewußten (psychischen) Prozesses nicht zu verwerten.

Schließlich bleibt noch ein Spezial- und zugleich Grenzfall des willkürlichen Denkens zu erwägen, auf den ich oben bereits hingedeutet habe (S. 270) und der sich nicht unmittelbar auf das Gleichungsschema zurückführen läßt. Der Dichter kann sagen: ich „will" ein Gedicht dichten, der Maler: ich will ein Gemälde komponieren usf. Auch bei diesem Wollen kann man von den sekundären äußeren Willenshandlungen, dem Niederschreiben des Gedichtes, dem Malen des Bildes usf. ganz absehen und lediglich die vorausgehende primäre innere Willenshandlung, also den Denkprozeß der Komposition ins Auge fassen und fragen, was das Wollen bezüglich des Denkprozesses bei dem Künstler bedeutet. Auch ist ohne weiteres ersichtlich, daß dieser letzte Fall des Denkenwollens nicht auf die künstlerische Tätigkeit beschränkt ist. Das Entwerfen irgendeines Planes, eine philosophische Spekulation, die über das Lösenwollen bestimmter ge-

stellungen. Ach nennt es auch „Bereitschaftsetzung" oder „Anregung von Reproduktionstendenzen". Das Wesentliche ist jedenfalls die physiologische Miterregung von Vorstellungselementen und das nicht-isolierte Auftreten der entsprechenden Vorstellungen. Mit der Abgrenzung des Anschaulichen und Unanschaulichen hat aber diese Bewußtheit nichts direkt zu tun. Es ist nur sehr begreiflich, fast selbstverständlich, daß individuelle Vorstellungen, eben weil sie individuell sind, viel weniger Gelegenheit zu solchem „Mitschwingen" geben. Gegen die anderen „Bewußtheiten" („Bewußtheit einer Tendenz", „Bewußtheit der Beziehung") habe ich allerdings die stärksten Bedenken, doch gehört deren Erörterung nicht hierher. Vgl. auch Buch II, S. 165, Anm. 2.

gebener Probleme hinausgeht, gehört hierher. In allen diesen Fällen ist charakteristisch, daß Z* äußerst vieldeutig, geradezu unbegrenzt vieldeutig ist und daß z* nicht nur eine aktuell unbekannte Vorstellung bzw. aktuell unbekannter Vorstellungskomplex ist — das war auch x in unserem Gleichungsbeispiel —, sondern auch in seiner bestimmten Zusammensetzung uns überhaupt noch niemals, auch in keinem anderen Zusammenhang gegeben war. Die Zahl 7 in dem Gleichungsbeispiel ist eine Vorstellung, die uns in anderem Zusammenhang oft begegnet ist, sie ist uns nur im Zusammenhang der zu lösenden Gleichung unbekannt und neu (vgl. oben S. 271). Das Gedicht, das Bild, der Plan, das metaphysische System ist dem Dichter, Maler usf. überhaupt noch in keinem Zusammenhang begegnet; es ist eine Neuschöpfung, wenn auch aus bekannten Elementen.[1]

Ich will den Denkprozeß, der unabhängig von der Kontiguität, d. h. der Gleichzeitigkeit und zeitlichen Nachbarschaft des Gegebenen Vorstellungen durch Synthese zusammenfaßt, als Kombination bezeichnen (vgl. Buch II, S. 172). Die Kombination kann also als eine besondere Form der Komplexion aufgefaßt werden. Wie durch solche Kombination neue Vorstellungen gebildet werden, ist bereits untersucht worden (§ 53). Dieselbe Kombination ist nun auch bei der fortschreitenden Ideenassoziation wirksam, indem sie Vorstellungen nicht einfach in den zeitlichen Verhältnissen, in welchen sie früher bereits aufgetreten sind, reproduziert, sondern in eine neue synthetische Verknüpfung bringt. Die Kombination ist also im Gegensatz zur Retention stets produktiv. Je nach dem Charakter dieser Produktion kann man zwei Formen der Kombination unterscheiden, eine ergänzende oder supplie-

[1] In sehr vielen Fällen sind übrigens diese Neuschöpfungen eng verflochten mit einfachen Reproduktionen und mit Problemlösungen im Sinn der zuvor betrachteten Beispiele.

rende und eine schöpferische oder kreative (vgl. Buch II, S. 172, Anm. 1). Die erstere füllt gewissermaßen nur die Lücken eines gegebenen Komplexes aus, die letztere schafft selbst einen neuen Komplex. Oder ohne jeden Vergleich: Bei der ersteren ist der Vorstellungszusammenhang Z* gegeben, und es wird eine Vorstellung z*, die mir als Glied dieses Zusammenhanges nicht bekannt ist, sonst aber schon mehr oder weniger geläufig ist, gesucht; die Neuschöpfung besteht also nur in dem Hineindenken einer bekannten Vorstellung in einen bekannten Zusammenhang, durch welchen die Auswahl von vornherein auf eine begrenzte[1] Zahl von Vorstellungen beschränkt ist. Bei der letzteren — der kreativen Kombination — ist mir höchstens eine Ausgangsvorstellung oder ein Ausgangsvorstellungskomplex Z* (ein Thema, Leitmotiv usf.) gegeben, und es wird eine Vorstellungsverknüpfung z* gesucht, die zwar aus bekannten Elementarvorstellungen zusammengesetzt ist, deren Zusammensetzung aber weder früher schon bei mir aufgetreten ist (Gegensatz zur Reproduktion) noch in Z* gegeben ist (Gegensatz zur supplierenden Kombination); die Ausgangsvorstellung läßt die Auswahl der Vorstellungen für z* fast unbeschränkt.

Die bisher besprochenen Fälle des willkürlichen Denkens, welche auf das Schema einer Gleichung reduziert werden konnten, entsprechen sämtlich der supplierenden Kombination. Die jetzt zur Erörterung gestellten Fälle des Dichtens, Malens, Planens usf. gehören zur kreativen Kombination. Es ist übrigens leicht ersichtlich, daß dieser Unterschied zwischen supplierender und kreativer Kombination graduell ist. Je vieldeutiger die Blankovorstellung Z* eines Problems wird, je weniger also die Auswahl der Vorstellungen für z* beschränkt ist, je zahlreicher und

[1] Bei Beispielen, Silbenrätseln usf., sind sogar alle Teilvorstellungen gegeben, und nur die Reihenfolge (Lage) muß ergänzt werden.

größer die Lücken von Z* sind usf., um so mehr nähert sich die supplierende Kombination der kreativen.

Nach diesen Vorbemerkungen ist auch die Bedeutung des Wollens für die kreative Kombination klargestellt. Sie ist prinzipiell ganz dieselbe wie für die supplierende Kombination (die Gleichungsfälle). Charakteristisch ist für das Willenserlebnis auch hier eine relativ lustbetonte, dominierende Blankovorstellung Z* mitsamt der Vorstellung einer kausalen Wirksamkeit des Z* bzw. Z mit Bezug auf die Herbeiführung von z*. Wir werden diese kausale Wirksamkeit nur nicht mehr als Ergänzung bezeichnen können, sondern als Erweiterung oder Ausgestaltung (Komposition), um den kreativen Charakter der Kombination zum Ausdruck zu bringen. Wenn der Dichter ein Gedicht über eine bestimmte Schlacht schreiben will[1], so ist die Vorstellung der Schlacht in ganz allgemeinen Umrissen die dominierende Blanko- oder, wie wir hier sagen können, Ausgangsvorstellung Z*. Dazu kommt die allgemeine Vorstellung der Ausgestaltung dieser Vorstellung im Sinn eines Gedichts. Die Lustbetonung haftet vorzugsweise an dieser Vorstellung der Ausgestaltung. Der ganze Komplex bildet die Vorstellungssituation Z.

Sehr charakteristisch, aber auch leicht verständlich ist, daß bei dem kreativen Denken ganz besonders oft dem Z* bzw. dem Z, also der Ausgangssituation der bewußten Vorstellungen in ihrer kausalen Wirksamkeit die psychophysiologische Gesamtsituation substituiert wird, d. h. auch die unbewußten (latenten) Vorstellungen zur Erklärung der Kausalwirkung herbeige-

[1] Es ist übrigens sehr charakteristisch, daß bei großen Künstlern die kreative Kombination unverhältnismäßig weit ohne jeden Willensvorgang, zuweilen sogar im Bereich der latenten Vorstellungen fortschreitet und das Dichten-wollen sich erst nachträglich einstellt und auf die letzte Ausgestaltung beschränkt bleibt, mit anderen Worten: schon unabhängig von jedem Wollen, zuweilen sogar unabhängig vom bewußten Denken findet eine weitgehende Kombination statt.

zogen werden, oder daß — und dies ist noch häufiger — irgendein hypothetisches Ich mit dieser Kausalwirkung betraut wird. Bei der willkürlichen Reproduktion und bei der ergänzenden Kombination bestimmt Z* meistens eindeutig oder wenigdeutig die zu ergänzende Vorstellung z*, daher ist unser Bedürfnis, außer Z* noch latente Vorstellungen oder ein Ich zur Erklärung des Zustandekommens der Ergänzung heranzuziehen, relativ gering. Anders bei der schöpferischen Kombination. Z* läßt hier, wie wir gesehen haben, der Ausgestaltung den weitesten Spielraum. Es gibt gewissermaßen nur die Anregung. Hier glauben wir uns das Zustandekommen von z* kausal nicht genügend erklären zu können, und daher rufen wir die latenten Vorstellungen oder ein Ich zu Hilfe.

Mit der kreativen Kombination ist der Kreis der inneren Willenshandlungen abgeschlossen. Es hat sich ergeben, daß das Willenserlebnis dieser inneren Willenshandlungen in allen Hauptpunkten mit demjenigen der äußeren Willenshandlungen übereinstimmt. Drückt man die Vorstellung einer kausalen Wirksamkeit von Z* mit Bezug auf die Herbeiführung von z* kurz durch das Eigenschaftswort „aktiv" aus (vgl. oben S. 255)[1] — selbstverständlich ohne jede andere Nebenbedeutung —, so kann man kurz sagen, daß das Willenserlebnis allgemein durch eine relativ lustbetonte, dominierende, aktive Vorstellung eines künftigen Erlebnisses charakterisiert ist. Als konformativ[2] bezeichne ich diese Willenstheorie, weil sie im Gegensatz zu den anderen synkretistischen Theorien das Wesentliche des Willenserlebnisses in einer aus

[1] Das Wort „Motiv" drückt ursprünglich etwas Ähnliches aus wie die Bezeichnung „aktive" Vorstellung.

[2] Man spricht im Altertum von einer conformatio doctrinae, sententiarum, lineamentorum, animi usf. Der an sich auch sehr wohl brauchbare Terminus der Konstellation konnte nicht verwendet werden, da ich ihn bereits für einen anderen Tatbestand vorgeschlagen habe.

sehr verschiedenartigen psychischen Faktoren gebildeten charakteristischen allgemeinen Zusammensetzung erblickt, die an die „Formen" erinnert, insofern sie jede einseitige Spezialisierung oder Ausfüllung des Gesamtkomplexes — z. B. durch Spannungsempfindungen oder Werturteile usf. — ablehnt.

Ich kann an dieser Stelle auf die Einwände, die man gegen diese Analyse des Willenserlebnisses vorbringen könnte, nicht einzeln eingehen. Ich müßte dazu zahlreiche Versuchsprotokolle heranziehen und ausführlich erörtern, wozu hier der geeignete Platz nicht ist. Nur ein prinzipieller Einwand soll kurz widerlegt werden. Man könnte nämlich sagen, daß sich hinter der „aktiven" Eigenschaft der Vorstellung Z* bzw. der Vorstellungssituation Z doch ein eigenartiger psychischer Prozeß im Sinn des Wollens der Voluntaristen verstecke und daß die Deutung dieser „Aktivität" als einer gedachten kausalen Wirksamkeit, wenn überhaupt, so doch im Kindesalter nicht zulässig sei. Ja mancher wird vielleicht noch weiter gehen und behaupten, daß alle Vorstellungen von Kausalität, Wirksamkeit usf. erst nach Analogie unserer eigenartigen Willensvorgänge gebildet seien. Demgegenüber ist folgendes zu bemerken:

Erstens: diese Aktivität ist, wie ausdrücklich hervorgehoben, ein kurzer Ausdruck für die Vorstellung einer kausalen Wirksamkeit von Z* bzw. Z, und diese Vorstellung einer kausalen Wirksamkeit bedeutet schlechthin nur, daß der Wollende an den Tatbestand Z* bzw. Z die bedingte Erwartung des Eintritts von z* knüpft. Wir haben uns oft überzeugt, daß auf ein Z* bzw. Z das zugehörige z* folgt, und erwarten daher diese Sukzession auch jetzt. Wir erwarten sie, im Gegensatz zu futuralen Sätzen, nur bedingt oder vorbehaltlich, weil wir uns durch die Erfahrung überzeugt haben, daß durch neue Reize, Stimmungsschwankungen usf. die in Rede stehende

Sukzession doch gelegentlich gestört wird. Irgendeine erkenntnistheoretische Auffassung der Kausalität kommt dabei gar nicht in Frage.

Zweitens: eine sorgfältige Beobachtung im Kindesalter führt zu einem ganz anderen Ergebnis, als der Einwand behauptet. Die ersten Willensvorgänge (im weiteren Sinn) gehören dem Wünschen und dem imperativischen Wollen (vgl. oben S. 258) an. Die Vorstellung des eigenen Zutuns (der Aktivität, der kausalen Wirksamkeit von Z* bzw. Z oder eines Ich) ist noch ganz unbeteiligt. Das Kind will — wenn ich es etwas paradox ausdrücken soll — das Milchfläschchen, aber es will noch nicht das Trinken; es will das Spielzeug, aber will noch nicht das Spielen usf. Stark positiv gefühlsbetonte Objektempfindungen und begleitende kontrastierend negativ betonte Empfindungen des Durstes usf. und Vorstellungen des Entbehrens (vgl. oben S. 257) bilden das primitive Willenserlebnis. Aus diesen Vorläufererscheinungen werden eigentliche Willensvorgänge (im engeren Sinn) dadurch, daß das Kind die Erfahrung macht, daß Bewegungen seines Körpers das gewünschte z* herbeiführen, so z. B. die Greifbewegung ihm das Spielzeug verschafft oder auch sein Weinen die Darreichung des Fläschchens herbeiführt. Etwa zu derselben Zeit tritt an Stelle der Vorstellung des Fläschchens bzw. neben sie die Vorstellung des Trinkens, an die Stelle der Vorstellung des Spielzeugs bzw. neben sie die Vorstellung des Spielens. Damit haben sich Vorstellungsketten gebildet wie: Vorstellung des Spielens, Greifen, Spielen u. a. m. Mit der Vorstellung des Spielens verbindet sich jetzt die Erwartung des Spielens. Die Vorstellung des Spielens wird aktiv. Ist sie zugleich relativ lustbetont und dominierend in dem oben festgestellten Sinn, so ist damit das erste eigentliche Willenserlebnis gegeben. Von irgendwelchen eigenartigen Willensvorgängen kann ich auch im Kin-

desalter nichts entdecken. Allenthalben finde ich auch bei dem Kind nur den von mir formulierten charakteristischen Tatbestand einschließlich einfacher kausaler Erwartungsvorstellungen, die ganz der von mir geforderten „Aktivität" entsprechen und auch im Bereich des kindlichen Denkens schon in großer Zahl — auch außerhalb der Willensvorgänge — auftreten.

Man könnte auch gerade im Anschluß an solche Beobachtungen bei Kindern die Frage aufwerfen, wie weit an Stelle der Vorstellung Z* etwa auch Empfindungen treten können. Darauf ist zu antworten, daß eine solche Substitution bei dem ausgebildeten Willensvorgang überhaupt nicht vorkommt. Nur bei den eben besprochenen primitivsten Vorstufen der Willensvorgänge, z. B. bei dem Wollen eines Spielzeugs usf., spielt eine lustbetonte Objektempfindung — übrigens meist doch wenigstens auch begleitet von einigen assoziierten Vorstellungen — eine analoge Rolle wie später bei den eigentlichen Willensvorgängen die Z*-Vorstellung. Für jeden ausgebildeten Willensvorgang ist die Vorstellung eines künftigen Erlebnisses unerläßlich, und dies „künftig" schließt jede totale Substitution durch Empfindungen aus. Wohl aber kann die Z*-Vorstellung unmittelbar von einer aktuellen Empfindung angeregt werden und auch ihre Gefühlsbetonung vorzugsweise unmittelbar aus einer solchen entlehnen. Die Mitwirkung von Vorstellungen bei dem Auftreten der Z*-Vorstellung kann also auf ein Minimum herabsinken. Solche Willenshandlungen bezeichnet man auch als Triebhandlungen.[1] Sie stellen sicher die unterste

[1] Vgl. meine Ausführungen über den Begriff der Triebhandlung Charité-Annalen, Bd. 33 u. Leitf. phys. Psych. 10. Aufl. S. 431. Ich habe mich dort auch gegen die Wundtschen Definitionen der Triebhandlung ausgesprochen, wie sie noch in der 5. Auflage seiner Grundz. der phys. Psych. von ihm gegeben worden sind. Inzwischen hat Wundt in der 6. Auflage (1911, Bd. 3, S. 226, 233, 284) wenigstens die übliche Definition der Triebhandlung korrekter wiedergegeben.

Stufe der Willensvorgänge dar und können bei gewissen Geisteskrankheiten die höher entwickelten Willensvorgänge wieder ganz zurückdrängen. Die Reduktion der zu Z* führenden Ideenassoziation auf ein Minimum und auch die Dürftigkeit des Inhalts der Z*-Vorstellung selbst und der sich zwischen Z* und die Handlung einschiebenden weiteren Ideenassoziation bedingt eine gewisse Ähnlichkeit mit den Reflexen.

Ich glaube damit die Analyse der Willensvorgänge vom Standpunkt der autochthonen Psychologie wenigstens in den wesentlichen Punkten durchgeführt und abgeschlossen zu haben. Nur in einem akzessorischen Punkt bedarf die Analyse noch einer Ergänzung. Wie nämlich die Affekte oft durch „reperkutierte" Empfindungen (vgl. Buch II, S. 244) sekundär ein eigenartiges Gepräge bekommen, so auch das Willenserlebnis. Die spezielle Psychologie lehrt, daß sowohl die innere wie die äußere Willenshandlung oft von Bewegungsinnervationen begleitet ist, die teils — bei der äußeren Willenshandlung — die initialen Bewegungen der gewollten Gesamtbewegung darstellen, teils — bei der äußeren und bei der inneren Willenshandlung — gar nicht zum Willensinhalt gehören. Zu den letzteren gehören namentlich die sog. Akkommodations- und Intentionsinnervationen. Wir stellen durch unsere Akkommodationsmuskeln bei dem willkürlichen Aufmerken das in Betracht kommende Sinnesorgan auf den erwarteten Reiz ein und kontrahieren bei dem willkürlichen Denken den Musculus frontalis usf. Von diesen Muskelkontraktionen haben wir allerhand

Er sagt, man „pflege Willenshandlungen, die ohne Beimischung intellektueller Beweggründe aus einem einzigen das Bewußtsein beherrschenden Motiv hervorgehen, Triebhandlungen zu nennen". Es leuchtet ein, daß diese Definition der meinigen sehr nahe kommt. Die beiden anderen von Wundt selbst aufgestellten Definitionen (S. 233 u. 284) stimmen mit den früheren wörtlich überein und scheinen mir nach wie vor den entscheidenden Punkt zu verfehlen.

direkte und indirekte Empfindungen (sog. Spannungsempfindungen), und diese „reperkutierten" Empfindungen kommen sekundär zu dem Willenserlebnis hinzu. Sie sind nicht immer vorhanden und nicht primär, also kein wesentliches Merkmal des Willenserlebnisses. Wenn sie aber vorhanden sind, verleihen sie dem Willenserlebnis eine sinnliche Lebhaftigkeit, die viel dazu beiträgt, uns eine Eigenartigkeit des Wollens im Sinn der Voluntaristen, ein „Willensgefühl" oder ein „Tätigkeitsgefühl" vorzutäuschen.

d) Andere synkretistische Analysen und Theorien. Ein Vergleich der soeben von mir gegebenen Analyse des Willenserlebnisses mit den anderweitigen synkretistischen Theorien, die in der Literatur aufgetreten sind, vor allem mit den oben S. 249 aufgezählten (der sensualistischen, emotionalen, ideativen und judizialen), ergibt als Hauptunterschied, daß meine Analyse in dem Willenserlebnis einen mannigfach zusammengesetzten Komplex von Vorstellungsinhalten und Gefühlsbetonungen, oft auch von Empfindungen (vgl. oben S. 283) gefunden hat, während nach den meisten anderen synkretistischen Theorien die Willensprozesse lediglich durch bestimmte Vorstellungsinhalte oder lediglich durch Gefühlsbetonungen oder lediglich durch bestimmte Urteile oder lediglich durch bestimmte Empfindungen charakterisiert sein sollen. Ich fürchte, daß gerade diese exklusive Tendenz der synkretistischen Theorien die synkretistische Auffassung gegenüber der voluntaristischen in eine ungünstige Stellung gedrängt hat. Alle Versuche einer ausreichenden Analyse des Willenserlebnisses mußten bei dieser exklusiven Tendenz scheitern, oft sind sie — obwohl bei ihnen die Entscheidung liegt (vgl. oben S. 251) — offenbar in Anbetracht ihrer Aussichtslosigkeit unter der Herrschaft dieser Tendenz ganz unterblieben. Der folgende kurze Überblick wird dies bestätigen.

Die sensualistische Theorie, welche das Willenserlebnis als einen Empfindungskomplex auffaßt, also etwa der Jamesschen Theorie der Affekte analog ist, hat überhaupt nur wenig konsequente Vertreter gefunden. Meist nimmt sie an, daß das Willenserlebnis ein Komplex kinästhetischer Empfindungen ist. James selbst hat mehrfach seine Affekttheorie auch auf den Willen übertragen und behauptet, das Willensgefühl (oft heißt es auch feeling of effort) sei für das Wollen charakteristisch und mit kinästhetischen Empfindungen identisch, ist aber dieser Auffassung — offenbar wegen ihrer offensichtlichen Insuffizienz — nicht treu geblieben und hat anderwärts wieder auch ein besonderes eigenartiges Wollen im Sinn des Voluntarismus zugelassen.[1] Neuerdings reduziert James das Wollen in erst recht unklarer Weise auf das Aufmerken: „effort of attention is thus the essential phenomenon of will".[2] Bei diesen Widersprüchen und Unklarheiten lohnt es sich nicht, auf die Jamessche Ansicht im einzelnen näher einzugehen. Die Tatsache, daß Kranke die Bewegungen gelähmter Teile ganz ebenso wollen können wie die Bewegungen normaler Teile, genügt zur Widerlegung jeder sensualistischen Theorie, welche in leichten kinästhetischen Empfindungen das Wesen des Willenserlebnisses erblickt. James hat bekanntlich diesem Einwand durch die Annahme zu begegnen versucht, daß leichte Kontraktionen des korrespondierenden gesunden Gliedes (der anderen Körperhälfte) in solchen Fällen die kinästhetischen Empfindungen liefern. Diese Annahme reicht jedoch in keiner Weise aus, unseren Einwand zu widerlegen. Der Tetra-

[1] Diese unerquicklichen Schwankungen und Widersprüche sind auch schon Pfänder aufgefallen a. a. O. S. 342ff. Auch die nahe verwandte Lehre von Ribot (Les maladies de la volonté, Paris 1882, auch übers. v. Pabst, Berlin 1893) leidet an denselben Unklarheiten.

[2] Principles of psychology, London 1901, Bd. 2, S. 562.

plegiker, der an allen vier Extremitäten völlig gelähmt, ist, will seine Extremitäten noch bewegen. Sollen wir in solchen Fällen etwa annehmen, daß bei dem Wollen einer Beinbewegung das Willensgefühl von kinästhetischen Empfindungen der Nackenmuskeln und des Masseter herrührt, die der Kranke bei seinem Bewegungsversuch kontrahiert (übrigens nicht einmal immer, wenigstens nicht immer in nachweisbarer Weise)? Und wo bleiben die kinästhetischen Empfindungen bei dem willkürlichen Denken? Genügen wirklich die durch die intentionale Spannung des Musculus frontalis und der Nackenmuskeln (vgl. oben S. 283) hervorgerufenen kinästhetischen Empfindungen, um z. B. das Willenserlebnis bei dem Lösenwollen eines Problems zu erklären? Wie kommt es denn, daß dies Wollen bei Facialislähmungen, Lähmungen der Nackenmuskeln usf. nicht nur nicht verschwindet, sondern nicht einmal irgendwelche Einbuße erleidet? Wie kommt es ferner, daß Kontraktionen derselben Muskeln, wenn wir sie durch den elektrischen Strom in beliebigen Intensitätsabstufungen erzeugen, keine Spur irgendeines dem Willenserlebnis auch nur entfernt ähnlichen Zustandes herbeiführen, und zwar auch dann nicht, wenn ich mir gleichzeitig die Bewegung sehr lebhaft vorstelle? Allen diesen Fragen gegenüber versagt die kinästhetische Theorie vollkommen. Die von ihr in das Zentrum des Willenserlebnisses gestellten reperkutierten Empfindungen liefern eben immer nur das, was am Willenserlebnis Empfindung ist, und dies ist ein untergeordneter, sekundärer, nicht-obligatorischer Bruchteil desselben.

Noch weniger leisten die sog. „Innervationsempfindungen" für die sensualistische Theorie. Es kann heute als sichergestellt gelten, daß solche Innervationsempfindungen überhaupt gar nicht existieren.

Zuweilen hat man der sensualistischen Theorie da-

durch auszuhelfen versucht, daß man für das Willenserlebnis auch zentral erregte Spannungsempfindungen zu Hilfe nahm. Eine solche Anschauung hat z. B. Külpe früher in seinem Grundriß der Psychologie[1] vertreten. Da er aber unter „zentral erregten Empfindungen" Erinnerungsbilder, also Vorstellungen in meinem Sinn versteht, so ist damit die rein sensualistische Theorie schon preisgegeben. Man müßte also geradezu zu kinästhetischen Halluzinationen seine Zuflucht nehmen, um die sensualistische Theorie aufrecht zu erhalten.[2] Von der extremen Unwahrscheinlichkeit solcher Halluzinationen ganz abgesehen, scheitert jede solche Variante der sensualistischen Theorie daran, daß sie für die inneren Willenshandlungen ganz versagt. Für diese fehlt das motorische Element oft vollständig. Der allgemeine Charakter des Willenserlebnisses kann also nicht kinästhetisch sein.

Die emotionale Theorie des Willens hat den Vorzug, daß sie ein viel wesentlicheres Moment[3] aus dem Willenserlebnis herausgreift. Am ansprechendsten ist sie von

[1] Leipzig 1893, S. 273ff. (vgl. auch S. 219). Über Külpes spätere Ansicht vgl. Gött. Gel. Anz. 1907 (Ref.).

[2] An solche scheint z. B. Ach zu denken, wenn er von „intentionalen Bewegungsempfindungen" spricht, die rein zentralen Ursprungs zu sein und peripher projiziert zu werden scheinen (Über die Willenstätigkeit und das Denken, Göttingen 1905, S. 155).

[3] Ach behauptet allerdings in seinem letzten Werk (Über den Willensakt u. das Temperament, Leipzig 1910, S. 246), daß „Ansichten, nach denen die Gefühle oder auch die Affekte in irgendeiner Form das wesentliche phänomenologische Kennzeichen des Willensaktes darstellen sollen, nicht zu recht bestehen", und stützt sich darauf, daß keine seiner Versuchspersonen bei der Beschreibung des primären Willensaktes Gefühle der Lust oder Unlust angeführt habe. Ich halte diesen Schluß für unrichtig und glaube, daß er eine Unterschätzung des emotionalen Moments involviert. Ach hätte seine Schlußfolgerung auf seine Versuchsanordnung einschränken müssen. Diese Versuche nämlich mit dem befohlenen Wollen sind natürlich für das Auftreten von Gefühlsbetonungen sehr ungünstig. Zudem

Wundt in den beiden letzten Auflagen seiner Grundzüge der physiologischen Psychologie[1] vertreten worden. Wundt bezeichnet hier als emotional diejenige — auch von ihm selbst vertretene — Theorie, welche „als wesentliche Bestandteile eines Willensvorganges die in ihm nachzuweisenden Gefühle betrachtet und ihn daher mit dem Affekte, der gleich ihm einen zusammenhängenden Gefühlsverlauf darstellt, in nächste Verbindung bringt." Gefühl, Affekt und Willensvorgang werden also als „sukzessive Stufen zusammengehöriger Prozesse" betrachtet, „das Gefühl als der einem gegebenen Zeitmoment entsprechende subjektive Zustand, der Affekt als ein Verlauf solcher Zustände und endlich der Willensvorgang als die in sich abgeschlossene letzte dieser Verlaufsformen". Auf die Versuche Wundts, diese seine neuere Auffassung mit seiner alten Apperzeptionslehre in Verbindung und in Einklang zu bringen und das den Willensakt begleitende Tätigkeitsgefühl auf Spannungs-, Lösungs- und Erregungsgefühle sowie ein „Gefühl der Entscheidung" und „der Entschließung" usf. zurückzuführen, soll hier nicht eingegangen werden. Die Apperzeption ist bereits besprochen, das Tätigkeitsgefühl betrachtet Wundt selbst nur als ein „Symptom". Ich bleibe also bei dem wesentlichen Satz der neuen Lehre Wundts stehen, dem emotionalen Charakter des Willens. Genügt nun dieser emotionale Charakter, um Willensvorgänge von anderen zu unterscheiden? Ich muß diese Frage verneinen. Ich

halte ich den „energischen Entschluß", wie ihn Ach vorzugsweise untersucht hat (vgl. a. a. O. S. 238), durchaus nicht für das charakteristischste Willenserlebnis. Die Energie der Vorstellung Z* kann ein sehr energisches Wollen bedingen, bei dem doch der Gesamtcharakter des Willenserlebnisses sehr ungleichmäßig ausgeprägt ist.

[1] 6. Aufl., Bd. 3, Leipzig 1911, S. 277 (5. Aufl., Bd. 3, 1903, S. 303). Die 4. Aufl (Bd. 2, 1893, S. 560) zeigt den Übergang zu der neuen Anschauung Wundts übrigens schon ganz deutlich (man vgl. z. B. S. 564 mit S. 467 der 3. Auflage). Siehe auch oben S. 248, Anm 2.

kann mir zahllose Gefühle und Affekte, auch solche von längerem Verlauf denken und erlebe sie allenthalben, welche von keinerlei Willensvorgang begleitet sind und auch zu keinem Willensvorgang führen. Nur wenn man ex definitione Affekte als solche Gefühlsprozesse auffaßt, welche das Handeln beeinflussen, also von Willensvorgängen begleitet sind oder zu solchen führen, werden Affekte ohne Willensvorgänge unmöglich. Sieht man aber von solchen logischen Spielereien ab, so handelt es sich einfach um die Frage, ob alle Gefühlsprozesse oder auch nur eine durch ein bestimmtes Merkmal charakterisierte Klasse derselben stets mit Willensvorgängen vergesellschaftet[1] ist, und diese Frage ist nach der alltäglichen Erfahrung sicher mit Nein zu beantworten. Weder die Intensität noch die Qualität eines Gefühls noch auch eine Kombination von Gefühlen mannigfaltiger Intensität und Qualität bedingt mit Notwendigkeit, d. h. stets einen Willensvorgang. Man bedenke, um dies einzusehen, nur die eine Tatsache, daß irgendwelche Gefühle und Gefühlskombinationen sich z. B. auch auf solche vergangene Erlebnisse beziehen können, für welche irgendein Wollen gar nicht mehr in Frage kommt. Wenn Wundt also den Willensvorgang als die letzte, in sich abgeschlossene Verlaufsform von Gefühlszuständen deutet, so muß außer dem emotionalen Element noch etwas hinzukommen[2], was aus dem Affekt eben gerade einen Willensvorgang macht. Dies charakteristische Hinzukommende ist nun weder eine Empfindung (Tätigkeitsgefühl usw.) noch ein neuer Ich-Akt noch eine Apperzeptionsleistung noch auch, wie die streng emotionale Theorie behaupten müßte, irgendein neues emotionales Element, sondern eine charakteristische Vorstellungssituation (Z meiner

[1] Mit diesem Wort soll das „Begleitetsein von" und das „Führen zu" zusammengefaßt werden.

[2] Das Hinzukommen ist natürlich nicht zeitlich zu verstehen.

oben gegebenen Analyse). Insofern die emotionale Theorie diese letztere nicht berücksichtigt, bleibt sie schließlich doch ebenso einseitig wie die sensualistische Theorie.

Ich kann sogar als Zeugen für die Unhaltbarkeit der rein emotionalen Theorie Wundt selbst anführen. Während Wundt in der 5. Auflage seines Hauptwerkes das emotionale Element ganz in den Vordergrund stellt, kommt in der 6. Auflage folgender bemerkenswerte Satz neu hinzu (S. 277): „Wie schon in den Gefühlen und Affekten, so sind aber nach der hier vertretenen Auffassung auch in den Willensvorgängen stets zugleich Vorstellungen als wesentliche Bestandteile enthalten, wie das deutlich in dem mit dem des Willens eng verbundenen Begriff des Motives hervortritt, das sich stets aus Gefühls- und Vorstellungselementen zusammensetzt." Damit ist meines Erachtens zugegeben, daß die einseitig und ausschließlich emotionale Theorie zur Charakteristik des Willensvorgangs nicht ausreicht und daß ein intellektuelles Moment für letztere unentbehrlich ist. Auch der Terminus „emotionale" Theorie wird dadurch natürlich unbrauchbar.[1] Wieviel näher diese neueste Wundtsche Theorie meiner konformativen Theorie steht, ergibt sich auch aus der folgenden Gegenüberstellung. In der 5. Auflage bezeichnet Wundt seine Theorie im Gegensatz zu den „heterogenetischen" Theorien, d. h. der von ihm sogenannten „transzendenten" und „intellektualistischen" Theorie als „autogenetisch" und fährt dann fort: „Der Wille ist nach ihr eine ursprüngliche Energie des Bewußtseins, die psychischen Elemente, aus denen ihn die vorige Hypothese[2] erst entstehen läßt, sind selbst teils Begleit-, teils

[1] Man könnte vom Standpunkt Wundts vielleicht sagen: „a potiori fit denominatio", indes kann ich nicht zugeben, daß in der Situation Z die Konformation der Gefühlsbetonungen wesentlicher ist als die Konformation der Vorstellungsinhalte; beide sind koordiniert.

[2] Gemeint ist die heterogenetische Theorie. Der etwas befremdende Singular ist offenbar aus der 4. Aufl. S. 570 stehen geblieben, woselbst

Folgeerscheinungen desselben" (S. 310). Demgegenüber heißt es in der 6. Auflage (S. 286): „der Wille ist nach ihr" (nämlich nach der autogenetischen Theorie) „keine spezifische, aber eine ursprüngliche Energie des Bewußtseins. Er ist keine spezifische, denn er besteht aus den gleichen Gefühls- und Vorstellungselementen wie die anderen Bewußtseinsinhalte. Aber er ist eine ursprüngliche, denn die Willensverbindungen dieser Elemente sind so ursprünglich wie das Bewußtsein selbst, und sie sind nicht aus andern Bewußtseinsvorgängen abzuleiten." Damit scheint mir der emotionale Charakter der Wundtschen Willenstheorie so wesentlich eingeschränkt, daß man wohl vermuten darf, Wundt selbst habe die Unzulänglichkeit der emotionalen Theorie eingesehen.

Daß ich im übrigen auch die neue Fassung der Wundtschen Theorie noch nicht akzeptieren kann, bedarf keiner Hervorhebung. Die „Energie des Bewußtseins" steht und fällt mit der Apperzeptionslehre. Die Ursprünglichkeit der „Willensverbindungen" der Gefühls- und Vorstellungselemente kann höchstens als eine ansprechende Hypothese gelten. Vor allem aber vermisse ich eine analytische Nachweisung derjenigen Gefühls- und Vorstellungselemente, welche in ihrer Kombination gerade das Willenserlebnis ausmachen. Hierin meine ich einen Vorzug der Konformationstheorie auch vor der neuesten Wundtschen Theorie erblicken zu können.

Die ideative Theorie verfällt dem Fehler, die Willenserlebnisse ausschließlich aus der Kombination von Vorstellungsinhalten erklären zu wollen. Bekanntlich hat Herbart eine solche Willenstheorie zu begründen versucht. Nachdem er die Gefühle und Affekte aus dem Mechanismus der als Inhalte gedachten Vorstellungen hergeleitet hatte, war ihm der Weg zu einer richtigen Auffassung der Willens-

noch nicht von zwei heterogenetischen Theorien, sondern nur von einer die Rede war.

vorgänge schon versperrt. Auch diese mußten auf die Mechanik der Vorstellungen zurückgeführt werden. Daß diese Zurückführung gescheitert ist, bedarf heute keiner weiteren Begründung mehr, wohl aber möchte ich ausdrücklich hervorheben, daß Herbart die von mir als Z bezeichnete charakteristische Vorstellungssituation in einzelnen Zügen bereits ganz richtig, wenn auch eingekleidet in unhaltbare mechanistische Auffassungen geschildert hat, jedenfalls richtiger als manche sehr moderne psychologische Arbeit.[1]

Noch kürzer kann die judiziale Theorie erledigt werden, welche ein Urteil, im besonderen ein Werturteil als das wesentliche des Willenserlebnisses betrachtet. Richtig an derselben ist nur, daß die oben S. 253 erwähnte ausdrückliche Formulierung meistens Urteilsform trägt. Aber diese Formulierung fehlt sehr oft. Sowohl die alltägliche wie die experimentelle Beobachtung läßt darüber keinen Zweifel. Wenn ich freilich die letztere so anstelle, daß ich mit Hilfe der viel mißbrauchten Ausfragemethode künstlich Reflexionen über das Willenserlebnis provoziere, so werde ich selbstverständlich solche Formulierungen fast immer bekommen. Durch das Ausfragen wird bei den meisten Versuchspersonen, und zwar gerade auch bei psychologisch geschulten, die Erzielung einer einfachen Beschreibung des Erlebnisses illusorisch. Solche Versuche dürfen also nur mit der allergrößten Vorsicht verwertet werden. Wesentlich geringer ist die Gefahr bei der fortlaufenden, durch Fragen nicht beeinflußten Selbstbeobachtung. Eine solche aber ergibt, wie schon bemerkt, einwandfrei, daß Urteile für den Willensvorgang nicht unerläßlich sind, und weiter, daß durch Urteile allein das Charakteristische eines Willensvorgangs niemals bezeichnet werden kann.

e) Endergebnis. Das Endergebnis aller dieser langen

[1] Eine ausführlichere kritische Darstellung der Herbartschen Willenslehre findet man in meiner Schrift „Das Verhältnis der Herbartschen Psychologie zur phys. exp. Psych." 2. Aufl. Berlin 1911.

Erörterungen über die Willensvorgänge scheint mir nicht zweifelhaft zu sein. Da die voluntaristische Theorie selbst in ihrer vollkommensten Form sich als unzureichend erwiesen hat und zudem eine restlose Analyse des Willenserlebnisses in Empfindungen und Vorstellungen samt ihren Gefühlsbetonungen, nämlich eine Zurückführung auf eine bestimmte Kombination gefühlsbetonter Empfindungen und Vorstellungen gelungen ist, so werden wir zwar die Eigenartigkeit dieser Kombination anerkennen und wegen ihrer enormen Häufigkeit dieser Kombination auch eine bevorzugte Stelle im Forschungsgebiet der Psychologie zuerkennen, können aber nicht zugeben, daß die Willensvorgänge im Sinn der Frage des § 44 neben den Empfindungen und Vorstellungen einschließlich ihrer Verknüpfungen und Gefühlsbetonungen eine dritte selbständige Hauptklasse der psychischen Prozesse bilden.

§ 59. Rückblick. Damit ist zugleich die autochthone Grundlegung der Psychologie zum Abschluß gelangt. Jeder weitere Schritt würde in das Gebiet der Psychophysik oder der Psychophysiologie oder der speziellen Psychologie führen. Es sei daher zum Schluß nur ein kurzer zurückschauender Überblick über das gelegte Fundament gestattet.

Wir hatten das Gegebene, das an sich weder psychisch noch materiell ist, in Reduktionsbestandteile zerlegt, die gleichfalls jenseits dieses Gegensatzes liegen. Innerhalb dieser Reduktionsbestandteile hatten sich zwei wesentlich verschiedene Gesetzmäßigkeiten gefunden, die Kausalgesetze und die Parallelgesetze. Unter den Wissenschaften fiel der Psychologie die Aufgabe zu, das Gegebene mit Rücksicht auf die Parallelkomponenten zu untersuchen. Diese Untersuchung selbst ergab, soweit sie autochthon, d. h. ohne Hilfe der Physik und Physiologie, durchzuführen ist, einen genetischen Aufbau der psychischen Prozesse und als einzige Grundlage dieses Aufbaues Empfindungen. Durch spezifische Prozesse oder

Funktionen werden die Empfindungen zu Vorstellungen transformiert. Die erste Transformation ist in der Retention gegeben und führt zur Bildung der sog. Erinnerungsbilder. Die weiteren Transformationen erfolgen durch drei Grundprozesse, welche den Differenzierungsfunktionen der Erkenntnistheorie entsprechen. Alle diese transformatorischen Prozesse sind als spezifische Parallelwirkungen (Energien) aufzufassen nach Analogie der spezifischen Sinnesenergien. Der kausal-bestimmte Weg des im Gehirn ablaufenden Erregungsprozesses bestimmt die Auswahl der in Verknüpfung tretenden Vorstellungen, der Inhalt und die Bedeutung der Verknüpfungen hängt von diesen spezifischen Parallelwirkungen ab. So entstehen im Sinn von Simultanverknüpfungen die zusammengesetzten und isolierten, die Allgemein- und die Vergleichungsvorstellungen, die Phantasie- und Spekulationsvorstellungen und im Sinn von Sukzessivverknüpfungen die Urteile und Schlüsse. Die Gefühlsbetonungen erwiesen sich als Sekundärprozesse der Empfindungen und Vorstellungen. Dank ihrer Übertragbarkeit entwickeln sich aus ihnen die Stimmungen und Affekte. In den letzteren lernten wir bereits zusammengesetzte Erlebnisse kennen, in denen Vorstellungen und zum Teil auch Urteile mit ihren Gefühlsbetonungen und sog. reperkutierte Empfindungen in eigenartiger Weise zusammenwirken. Zu diesen komplexen psychischen Prozessen gehören schließlich auch die sog. Willenserlebnisse, insbesondere das Wollen s. str. und das Wünschen. Mit dem Handeln als Ausführung einer Bewegung überschreitet der psychische Prozeß bereits seine Grenze. Die Parallelwirkungen — die psychischen Komponenten — bleiben hier schon aus. Der Kreislauf, der von den Reizen ausging, kehrt zu den Reizen zurück, und neue Reizeinwirkungen erneuern ihn nur immer wieder nach Maßgabe derselben Gesetze und in Gestalt derselben Prozesse.

Autorenregister.

Die mit einem * versehenen Ziffern beziehen sich auf das zweite Buch.

Ach 201, 272; 165*, 166*, 194*, 253*, 269*, 274*, 287*.
Achelis 145, 184.
Albertus Magnus 75.
Alexander von Aphrodisias 82.
v. Allesch 251.
d'Allonnes 227*.
Alrutz 206*, 212*.
Ameseder 142*.
Ampère 70.
Andreae, Antonius 75.
Anschütz 85.
Anselm von Canterbury 128*.
Aristoteles 13, 32, 41, 83, 84, 105, 106; 11*, 97*, 127*, 128*, 156*.
Arndt 225*.
Atwater 157.
Auerbach 160.
Aureolus, Petrus 75.
Avenarius 19, 89, 90; 62*.
Avicenna 75.

Baade 13*.
Bacon 24, 69.
Bain 91, 95.
Baldwin 199*.
Ballin 151*.
Baumgarten 251; 179*.
Becker 193.
Beneke 80.
Bentham 53, 70.
Berger, H. 157, 159.
Berkeley 9, 213; 157*.
Boethius 125.
du Bois-Reymond 155*.
Boltzmann 160, 163.
Bolzano 216.
Bon, Le 143.
Bradley 92.
Brentano 48, 71ff., 91, 95, 96, 115; 77*, 97*, 188*, 189*, 202*, 204*.
Browne, Petry 129*.
Bühler 179*.
Bütschli 182.
Busse 157, 190.
Biran, Maine de 123.

Calkins 87.
Campanella 175.
Capella, Martianus 113.
Cartesius 85, 106ff., 110, 116, 117, 153, 155ff., 164, 173ff., 181; 98*, 107*.
Carus, C. G. 33*.
Castel 37*.
Charcot 52*.
Chladen 36*.
Claparède 84*.
Cohn 251.
Comte 16, 53, 70.
Condillac 34*, 84*.
Cornelius 134*, 135*, 137*, 140*, 225*, 228*.
Cousin 187.

Demokrit 183.
Descartes s. Cartesius.
Dessoir 250.
Destutt de Tracy 34*, 225*.
Dilthey 64, 91; 28*.
Dodge 26*.
Driesch 68*.
Drobisch 33*, 37*.
Dürr 196*.
Duns Scotus 75, 76.
Durand v. Pourçain 75.

Ebbinghaus 96, 191; 6*, 210*, 244*.
v. Ehrenfels 139*.
Epikur 128*.
Erdmann 23, 53, 76, 134, 230, 234; 21*, 22*, 59*, 73*, 75*, 87*, 134*, 147*, 168*, 177*, 178*, 180*, 182*, 183*.
Erhardt 191, 193.
Eschenmayer 33*.
Eucken 19.

Fabritius 180; 212*.
Fechner 172, 175ff., 189ff., 191, 192, 251; 37*, 42*, 86*

Fichte 10, 11, 99.
Flint 69.
Flourens 108*.
Fortlage 33*.
Freudenthal 97*.
v. Frey 206*ff.

Galen 98*.
Galilei 126.
Galton 52*.
Gassendi 128*.
Gelb 141*.
Geulincx 154, 173.
Goclenius 76, 85.
Goldscheider 212*.
Gregor von Nyssa 105, 106.
de Grot 158.

Haberlandt 182.
Haeckel 159, 185.
Hamilton 51, 253; 76*, 84*, 155*.
v. Hartmann 196.
Head 180.
Hegel 52; 86*.
Helm 158.
Helmholtz 62*, 86*, 87*.
Henle 225*.
Heraklit 32.
Herbart 107ff., 110ff., 144, 247, 258, 12*, 28*, 34*, 36*, 41*, 65*, 80*, 85*, 118*, 136*, 137*, 158*ff., 219*, 225*, 227*, 291*ff.
Hervaeus Natalis 75.
Heymans 189; 52*.
Hobbes 66*.
Höffding 189.
Höfler 85*.
Holmes 180.
Hume 144, 343.
Husserl 18, 77, 79, 82, 85, 95ff., 109, 216, 217, 222ff., 231, 233ff., 239, 244ff.; 2*, 36*, 85*, 87*, 140*, 167*.
Huxley 158.

James 224*ff., 244*, 284*ff.
Janet 70.
Jastrow 151*.
Jean de la Rochelle 84.
Jevons 155*.
Jodl 118*.
Johnston 241*.
Irons 226*.

Kafka 122.
Kahlbaum 70.
Kant 11, 19, 52, 80ff., 84, 86, 87, 93, 98, 99, 110ff., 127, 189, 216, 251; 5*, 11*, 20*, 21*, 36*, 85*, 99*, 100*, 109*, 166*, 183*, 189*.
Kauffmann 11ff., 15.
Keith 241*.
Kern 253.
Kiesewetter 189*.
Kleanthes 166.
Kleinpeter 165*.
Koch, A. 99*.
Koffka 108*, 123*ff.; 126*, 192*, 196*.
Korsakoff 116*.
Kosog 94*.
Kräpelin 50*ff.
Krüger, Joh. Gottlieb 36*.
Külpe 183ff.; 108*, 123*, 200*, 216*ff., 240*, 286*.

Laas 17ff., 32, 123; 62*.
Lagerborg 203*.
Lange, C. 224*ff., 244*.
Lange, Fr. A. 197*.
Laßwitz 158, 189, 190.
Le Bon 143.
Lehmann 158.
Leibnitz 10, 85, 106ff., 110, 118, 172, 176, 185, 186ff., 200, 251; 99*, 113*.
Lévy 52.
Lewes 180.
Liebmann, O. 4, 251.
Lipps 111, 123, 222; 134*, 141*, 155*, 225*, 226*ff., 248*.
Lloyd Morgan 244*.
Locke 9, 26ff., 84ff., 99ff., 111, 118; 5*, 11*, 84*.
Löwenstein 52.
Lotze 14, 107ff., 122, 153ff., 185; 21*, 62*, 86*.
Lukrez 166, 183.
Lullus 75.

Mach 160, 163; 63*, 66*, 139*, 165*.
Maier, H. 248*.
Maine de Biran 123.
Malebranche 173ff., 181.
Mally 134*.

Marbe 178*ff., 187*.
Martianus Capella 113.
Mayer, A. 179*.
Mellin 20*.
Meinong 87*, 134*, 141*.
Menzel 60.
Messer 108*, 123*ff., 176*, 179*, 192*, 196*.
Meumann 252.
Meynert 180; 202*.
Mill, J. St. 64, 129, 216; 21*, 41*, 50*, 155*, 188*.
Morgan Lloyd 244*.
Moskiewicz 178*.
Müller, G. E. 6*, 16*, 25*, 40*, 52*, 134*ff., 137*, 167*, 195*, 196*.
Müller, Joh. 35; 42*, 193*.
Münsterberg 88, 122; 269*, 274*.

Natalis, Hervaeus 75.
Natorp 88, 121, 143, 199, 201.
Naville 69, 83.
Nemesius 166.
Nichols 203*.

Occam 75.
Odon de Cambray 138*.
Orth 179*, 242*.
Ostwald 158, 163ff., 184.

de Pamphilis 86.
Paul 58.
Paulhan 52*.
Paulsen 175.
Petrus Aureolus 75.
Petzoldt 8, 67.
Pfänder 248*, 251*, 268*, 285*.
Pfeffer 182.
Pflüger 180.
v. d. Pfordten 70*, 124*, 125*.
Plato 17, 32, 106, 143, 233; 17*, 18*, 127*.
Plotin 82, 125.
Ploucquet 154*.
Prantl 75, 235.
Protagoras 32.

Ramsay 70.
Rehmke 7, 9, 15, 19, 40, 107ff., 111, 153, 155ff., 165ff.; 28*, 120*, 122*, 123*.
Remi d'Auxerre 138*.
Renouvier 21.
Ribot 50*, 52*, 156*, 225*, 244*, 285*.
Rickert 54, 58, 60, 68, 222; 147*.
Riehl 18; 140*.
Rosmini 24, 78.
Rothmann 179.
Rousseau 84*.

Scaliger 215*.
Schelling 11, 193.
Schleiermacher 185*.
Schneider 98*.
Schopenhauer 80*.
Schubert 33*.
Schumann 134*.
Schuppe 100, 120ff.; 62*.
Schwedler 185.
Sergi 225*, 244*.
Sherrington 226*.
Siebeck 17*.
Sigwart 216, 230, 233ff.
Simmel 143.
Sollier 227*, 242*.
Spencer 65, 74, 189, 242.
Spinoza 92, 192, 193; 119*, 120*.
Steffens 33*.
Steinthal 153*.
Stern, L. W. 51*, 52*.
Sticker 160.
Stöhr 165*.
Störring 154*, 162*, 189*, 197*.
Stumpf 52, 57, 64, 82, 95ff., 127, 129, 158; 70*, 101*—117*, 120*, 126*, 141*, 192*, 200—205*, 226*ff., 249*ff.
Swoboda 179*.

Taine 144.
Tarde 144.
Tetens 122; 86*ff., 169*, 170*.
Thomas von Aquino 84, 106; 128*, 131*.
Thunberg 209*ff.
Tiedemann 156*.
Titchener 26*, 241*.
Toland 185.
Tracy, Destutt de 34*, 225*.

Ueberweg 189*.
Uphues 14; 17*.

Vannérus 105, 138.
Vierordt 37*, 42*.
Virchow 45.

Volkelt 85*.
Volkmann 160; 37*.

Waitz 13*, 28*, 32*ff.
Ward 87.
Watt 178*.
Waxweiler 143.
Weber, E. H. 37*.
Weinmann 40.
Wentscher 190.
Wiersma 52*.
Windelband 215; 33*.
Wolff, Chr. 70, 84ff., 114, 119, 171ff.; 27*, 30*, 99*, 111*, 119*.
Woolley 230*.
Worcester 226*.
Wreschner 196*.
Wundt 13, 22ff., 57, 63ff., 95, 105, 111, 127ff., 143ff., 158ff., 175, 200, 255; 8*, 37*, 42*, 47*ff., 74*, 81*, 85*, 120*, 122*, 153*ff., 162*, 178*ff., 183*, 195*, 226*, 248*ff., 282*, 287*ff.

Zeller 127*.
Zend Avesta 190.

Sachregister.

Abstraktion 73*ff., 131*, 133*ff.
Ähnlichkeit, frustale und propinquale 144*, 147*, 157*.
Ästhetik und Psychologie 249ff.
Affekte 127, 134; 72*, 76*, 224*ff., 243*ff.
Aktivität bei Willensvorgängen 280*ff.
Aktcharakter 70*, 108*ff., 280*.
Akte, psychische 77ff.; 69*ff., 109*ff., 125*, 237*.
Akthypothese 77, 197ff., 200.
Aktualitätstheorien 105ff.; 69*.
Akzentuation 16*, 133*ff., 137*, 142*.
Algedonisch 199*.
Allgemeine Psychologie 28*, 43*.
Allgemeinpsychologie 59.
Allgemeinvorstellungen, erkenntnistheoretisch 47, 127.
Allgemeinvorstellungen, psychologisch 22*ff., 72*, 74*, 146*ff.
Analytische Funktion 48, 126, 133, 141, 243; 133*ff., 170*.
Analytische Urteile 21*.
Analyse 133*ff., 192*.
Angeborene Vorstellungen 10.
Angewandte Psychologie 49*ff.
Animismus 151, 175ff.
Anschaulichkeit 134*.
Anschauung 85*.
Anthropologische Psychologie 46*ff.
Apperzeption 103, 119, 127; 120*ff., 219*ff. 248*, 288*; synthet. Einheit d. 110ff.; bewußte psychologische 16*, 26*.
Apriorität 242.
Archetypes 27.
Assoziationsgesetze 64.
Assoziationspsychologie 193*ff, 274*.
Aufmerksamkeit 12*, 15*, 137*, 261*ff.
Ausdehnungslosigkeit des Psychischen 80ff.
Ausdrucksmethoden 8*.
Ausfüllungsvorstellung 274*.
Autochthone Grundlegung 3, 63, 101; 1*.
Autochthone Methode 1*
Begehrungen 80*.
Begriff 85*, 166*.
Begriffsbildung 131*ff.
Begriffsgefühl 154*.
Bemerken 102*ff.
Bewegungsvorstellung 255*.
Bewußtheit 88, 201ff.; 166*, 179*, 274*.
Bewußtsein, Bedeutungen 196ff.
Bewußtseinslagen 179*, 242*.
Bewußtseinsmonismus 213.
Beziehungsvorstellungen 19*, 72*, 76*, 131*.
Bezugsvorstellung 269*.
Binomie 39ff., 95ff., 186, 211.
Biopsychismus 151, 174ff.
Blankovorstellung 265*ff., 274*.

Chemie, psychische 129.

Deduktive Methoden 27*ff., 43*.
Denken, willkürliches 267*ff.
Denkgesetze 216ff., 223ff., 240ff., 244ff.
Deskription 2*.

Deskriptionsbegriffe 123*ff.
Dieselbigkeit, Vorstellung der 142*ff., 147*ff.
Differenzialpsychologie 50*ff.
Differenzierungsfunktionen 49, 126, 141, 243; 133*, 189*ff., 294*.
Dominantvorstellungen 198*.
Dualismus, psychophysischer 150ff., 169.
Durchschnittstheorie der Allgemeinvorst. 150*.

Egotismus 112.
Egotistische Theorie der Affekte 225*, 228*.
Egotistische Willenstheorie 248*ff.
Eigenschaften der Empf. 216*ff., 245*.
Einheitsfunktion, logische 111, 127.
Einheitsmoment 140*.
Einheitstheorie, logistische 192.
Einstellung, assoziative 14*ff., 26*.
Elimination 31, 97ff.
Emotionale Willenstheorie 249*, 287*ff.
Empfindungen 22ff.; 71*ff., 84*ff.
Empfindungsgignomene 22ff.; 71*ff.
Empirische Psychologie 28*ff.
Empirismus 19ff.
Energie, psychische 158ff.
Entschluß 253*ff., 259*, 287*, 288*.
Epigenetische Gefühlstheorie 201*, 215*ff.
Erfahrung 19.
Erinnerungsbilder 43ff.; 72*ff., 101*ff. 145*.
Erinnerungstäuschungen 95*.
Erkenntnistheoretische Grundlegung 2, 4ff.
Erkenntnisvermögen, oberes und unteres 99*ff.
Erscheinungen 18.
Erscheinungen, Stumpfsche 70*, 101*ff.
Ethik und Psychologie 255ff.
Ethologie 41*.
Existenz 119, 214.
Existenz, wirkliche des Psychischen 73, 119.
Exkretion 73*ff., 136*ff., 166*.
Experimentelle Methode 35*ff.
Exzerptionstheorieder Allgemeinvorst. 156*.

Falschheit 218ff.
Fernkräfte 38.
Fragebogenmethode 41*.
Frustale Ähnlichkeit 144*, 147*.
Funktionen, psychische, Stumpfs 95; 70*, 101*ff., 120*, 192*, 226*, 229*ff.
Funktionsbegriffe 123*ff., 192*.
Funktionsparallelismus 151, 170.
Funktionspsychologie 126*.
Funktionstheorie d. Allgemeinvorstell. 165*; des Wollens 248*ff.
Fusionstheorie d. Affekte 225*ff., 226*, 234*ff.

Gebilde 107*, 112*.
Gefühle, sinnliche 199*ff.
Gefühlsempfindung 200*ff., 250*.
Gefühlstheorien 200*ff.
Gefühlstöne 72*, 76*, 198*ff.; intellektuelle 222*ff.
Gefühlsvorgänge 78*ff.
Gegebenes 4ff.
Gegenstand, intentioneller 95.
Gegenwirkung 29.
Gehirn 30ff.; 53*ff., 202*, 220*.
Generalisation 146*ff.
Generelle Psychologie 43*.

Genetische Methode 31*ff.
Gestaltqualität 226*, 228*.
Gignomenaltheorie 69*.
Gignomene 6ff.
Gignomenologie 51 Anm. 2.
Gignomenologische Vorbereitung 61; 2*.
Grundbestimmtheiten, psychische, Rehmkes 122*.
Grundprozesse 191*.

Halluzinationen 88*.
Harmonismus 151, 171.
Hirnphysiologie und Psychologie 56, 60, 64.
Historische Wissenschaften 53ff.
Hylopsychismus 151, 174ff.
Hylozoismus 151, 175.

Ich 87, 102ff., 112ff., 140ff.
Ich-charakter, spezifischer 113, 117ff.
Ich-einheit 115ff., 125ff.
Ich-gefühl 122ff.
Ich-intuition 118ff., 201.
Idealismus 187ff.
Ideation 49; 193*.
Ideative Willenstheorie 249*.
Ideenassoziation 114*ff., 189*ff.; disparate 174*ff.
Identismus 152, 188ff.
Illusionen 89*ff.
Immanenz, logische 177*.
Immanenz, mittelbare und unmittelbare 13.
Immanenzprinzip 7ff.
Imperativisches Wollen 258*.
Inbegriffe 75*.
Individualismus 19.
Individualkoeffizienten 157*ff.
Individualpsychologie 59; 43*ff., 49*ff.
Individualvorstellungen 72*ff., 136*ff., 142*ff.
Induktive Methoden 27*ff.
Inexistenz der Reduktionsbestandteile 39ff., 49ff.
Inhalt v. Empfindungen u. Vorstellungen 77 f.
Innerer Sinn 73, 79ff., 83ff., 92, 201; 11*.
Innere Wahrnehmung s. innerer Sinn.
Innervationsempfindungen 286*.
Integrale Erinnerungsbilder 72*ff., 136*ff.
Intellektualismus 79*, 81*, 199*, 246*.
Intentio 75.
Intentionale Inexistenz 74ff.
Intentionsempfindungen 15*, 283*.
Introjektion 62*.
Introspektion 5*ff., 10*ff.; der Empfindungen 12*ff.; der Vorstellungen 16*ff.
Intuition 118.
Irradiation 235*ff.
Isolation 16*, 23*, 73*ff., 133*ff., 137*, 171*.
Isolationsvorstellungen 72*, 74*, 138*.
Iudiziale Willenstheorie 249*, 292*.

Kategorialfunktion 48, 126, 133, 141, 226, 241, 243; 19*, 133*, 168*ff.
Kausalgesetze 29ff.; 44*, 53*ff.
Kausalismus, psychophysischer 40, 47, 150, 153ff.
Kausalprozesse 36ff.
Kausalveränderungen 29ff.
Kausalwissenschaften 56ff.; 3*.
Kinderpsychologie 35*.
Kinästhetische Empfindungen 94*.
Klassifikation des Psychischen 71*ff., 96*ff.
Koinaden 126.
Koinzidenztheorie des Urteils 180*.
Kollektivpsychologie 47*ff.

Kollektivseelen 143.
Kollektivvorstellungen 75*, 140*, 148*.
Kombination 126; 91*, 172*, 276*.
Kombinationsvorstellungen 72*, 75*, 172*.
Komparation 133*, 139*, 147*, 167*ff., 192*.
Komplexion 126; 138*ff., 171*.
Komplexionsvorstellungen 72*, 75*, 138*ff.
Komposition 278*.
Konformative Willenstheorie 249*, 251*ff., 279*.
Konkret 133*ff.
Konkretion 153*.
Konstellation 27*, 194*, 198*, 257*, 259*, 274*.
Kontraktion 142*ff., 147*.
Kontraktionsvorstellungen 142*ff., 173*.
Korrelativismus 32.
Korrelativität 17.
Kreative Kombination 276*ff.
Kulturwissenschaften 57 Anm. 2.

Lebhaftigkeit, sinnliche 22; 71*, 88*ff., 130*.
Logik und Psychologie 216ff.
Logische Gefühle 242*.
Logizismus 15, 68, 95.
Lokalität 61*ff.
Lust — Unlust 203*ff., 216*.

Massenpsychologie 48*ff.
Materialismus 151, 183ff., 188.
Materiell, Begriff 8, 67ff.
Merkmalvorstellungen 143*ff.
Methoden, psychologische 5*ff.
Mitempfinden 92*, 95*.
Mitempfindungen, zentrale 213*.
Mit-ich 145ff., 180; 7*.
Moment, figurales 140*.
Monaden 106, 172, 176, 186ff.
Monismus 14.

Naturwissenschaften 53ff.
Normalbegriffe 229ff., 233; 159*, 162*, 167*.
Normen 217.

Objektivation 40.
Objektive Gültigkeit 238.
Objektive Methode 7*ff.
Okkasionalismus 151, 153, 173.

Pampsychismus 213.
Parallelbestandteile 24ff.
Parallelfunktionen 48.
Parallelgesetze 29ff.; 44*ff., 53*ff.
Parallelismus, psychophysischer 40, 48, 150, 170ff.
Parallelprozesse 38ff.
Parallelveränderungen 29ff.
Parallelwirkungen 30ff., 38ff., 49ff 190*ff.
Phänomenalismus 18 187.
Phänomenologische Wissenschaften 51ff.; 2*.
Phänomenologismus 18.
Phantasie 91*, 98*.
Phantasievorstellungen 172*.
Phénoménisme 19.
Phyletische Psychologie 46*ff.
Physiologische Psychologie 42*.
Positivismus 16ff.
Positivistisches Prinzip 14.
Präsent 87*.
Präsentation 118*.
Pragmatismus 17.
Prinzipielle Grundlegung 2.
Produktion, willkürliche 267*ff.
Propinqualkomponenten 144*, 147*.
Protästhetisches Prinzip 23; 31*ff., 127*ff.
Protonoëtisches Prinzip 127*.

Psychidisch 206.
Psychisch, Begriff 8, 67ff.; Abgrenzung bei Brentano 71ff.
Psychologie, Stellung im Wissenschaftssystem 51ff.; vierfache Grundlegung 60ff.
Psychomonismus 213.
Psychophysiologisches Prinzip 62, 101.
Psychophysisches Prinzip 62, 101.

Qualitäten, primäre und sekundäre 26, 99.
Qualitativisch 98.

Radikalbeziehung 132; 21*, 24*.
Rationale Psychologie 28*ff.
Raumanschauung 61*ff.
Reduktion 31ff., 97ff.; 3*ff.
Reduktionsbestandteile 24ff.; transgressive 43; Erkennbarkeit 98ff.
Reflektion, reflexio 84, 99, 118; 11*.
Reflexe 178.
Reflexionen 31.
Reflexion Jodls 118*.
Reflexion der Gefühlstöne 235*.
Reine Erfahrung 19.
Reizungsveränderungen 38ff.; residuale 45.
Reizwirkungen 31, 37ff.
Relation 133*, 139*ff.
Relativismus 17.
Reperkussionstheorie 224*ff., 244*.
ReperkutierteEmpfindungen 244*, 283*.
Repräsent 87*.
Repräsentation 87*, 118*, 153*.
Repräsentationstheorie der Allgemeinvorst. 153*.
Reproduktion, willkürliche 267*ff.
Reproduktionstendenzen 13*, 165*, 194*.
Retention 48, 132; 132*, 137*, 191*, 193*, 235*.
Richtigkeit 218ff.
Rückbeziehung, erkenntnistheoretische 127, 131ff.
Rückwirkungen 31.

Schmerz 203*ff.
Schlüsse 72*, 76*ff., 197*ff.
Seelentheorien 102f.; Kritik der S. 112ff.
Seelenvermögen 118*ff.
Sein 43.
Selbstbeobachtung 6*.
Selbstbewußtsein 119, 201.
Selbsterhaltungen (Herbarts) 108.
Selbstwahrnehmung 5*ff.
Sensualismus 17, 23; 33*ff., 127*ff.
Sensualistische Willenstheorie 249*, 284*ff.
Sinnesenergien, spezifische 35; 193*.
Sollen 215.
Spekulationsvorstellungen 172*.
Spiritualismus 152, 186ff., 188.
Sprechen und Denken 155*, 181*ff.
Stichempfindung 210*.
Stimmungen 127, 134; 72*, 76*, 224*ff., 239*.
Strebungen 80*.
Subjekt als Ich 113ff.
Subjektive Methode 5*ff., 10*.
Subjektivismus 19.
Subjekt — Objekt 86ff.
Subjekt-Objektivismus 32.
Substanz 113.
Substanzialitätstheorien 104ff.
Summentheorie der Allgemeinvorst. 150*.
Supplierende Kombination 276*ff.
Syllektion 139*.
Synkretistische Willenstheorien 246*, 284*ff.
Synthese 133*ff., 137*ff., 147*, 192*.

Synthetische Funktion 48, 126, 128, 141, 243; 23*, 133*, 170*, 239*.
Synthetische Urteile 21*.
System C 89f.

Tätigkeitsgefühl 288*.
Tätigkeitscharakter 70*, 108*, 280*.
Temporalität 59*ff.
Tendenzen, psychische 125*, 194*, 274*.
Tierseele, Tierpsychologie 147, 180ff.; 9*, 35*, 46*.
Transformistisches Prinzip 33*, 128*ff.
Transgressiv 146, 214.
Transsubstanziationslehre 62*.
Transzendenz 15, 146.
Triebe 247*.
Triebhandlung 282*.
Typenpsychologie 51*ff.

Unbewußtes 204ff.
Unbewußtes Psychisches 206ff.
Undeutlichkeitstheorie d. Allgemeinvorst. 160*.
Unitarismus 152.
Unräumlichkeit, psychische 72, 90ff.
Urteil 127; 19*ff., 72*, 76*, 162*ff., 174*ff.
Urteil und Affekt 230*ff.
Urteile, rudimentäre 163*, 170*, 185*ff.
Urteilstheorie d. Allgemeinvorst. 162*ff.
Urteilstheorie der Vorstellungen 180*, 183*ff.

Veränderungen, Einteilung der 27ff.
Vergleichen 19*, 133*, 139*ff.
Vergleichungsfunktion s. Kategorialfunktion.
Vergleichungsvorstellungen 72*, 76*, 131*, 167*ff.
Verschmelzung, psychische 127ff.; 141*, 157*ff.
Völkerpsychologie 47*ff.
Verschmelzungstheorie der Allgemeinvorst. 157*ff.
Volksseele 143.
Voluntarismus 80*, 246*ff.
Voluntaristische Willenstheorie 246*ff.
Vorstellungen 22ff.; 71*ff., 84*ff., 166*ff., 184*ff.; allgemeine Vorst. s. Allgemeinvorstellung; zusammengesetzte Vorstellungen 22*ff.
Vorstellungen von Vorstellungen 17*ff., 20*ff., 24*.
Vorstellungsbildung 131*ff., 178*ff., 184*ff.
Vorstellungsgignomene 22ff., 43ff.; 71*ff.
Vorstellungstheorie des Urteils 180*ff.

Wahrnehmung 85*.
Wechselwirkung, psychophysische 153ff., 165ff.
Wertunterschiede 217ff.
Wiedererkennen 163*.
Willensfreiheit 259.
Willenstheorien 246*ff.
Willensvorgänge s. Wollungen.
Wissenschaften, Einteilung der 23ff., 51ff., 69ff.
Willenshandlung, innere u. äußere 261*f.
Wollungen 72*, 76*, 80*ff., 245*ff.
Worttheorie der Allgemeinvorst. 155*.
Wünschen 80*, 253*, 256*, 257*ff.

Zentraltheorie der Allgemeinvorst. 154*ff.
Zerlegung 133*, 171*.
Zielvorstellung 255*, 261*ff., 272*ff.
Zusammenfassung 113*ff., 130*, 133*, 137*ff., 171*.
Zweifel 243*.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

MAR 2 1 1916

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

Teil I, Abt. 6:

Systematische Philosophie

2., durchgesehene Auflage. [X u. 425 S.] Lex.-8. 1908.
Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Naturphilosophie: W. Ostwald. IV. Psychologie: H. Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. VI. Ethik: Fr. Paulsen. VII. Pädagogik: W. Münch. VIII. Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen.

„... Die Art der Durchführung, die Behandlung des Gegenstandes, die Hervorhebung des Wichtigen und Wesentlichen, die Nüchternheit und Reife des Urteils, das Fernhalten alles Gelehrten, Schulmäßigen und Pedantischen, die Klarheit und selbst in den untergeordneten Satzteilen sich gleichmäßig kundtuende Sorgfalt des sprachlichen Ausdrucks: dies alles drückt den einzelnen Abhandlungen den Stempel des Klassizismus auf." (Jahrbuch der Philosophie.)

Teil III, Abt. VII, Bd. 1:

Naturphilosophie

Unter Redaktion von C. Stumpf. Bearbeitet von E. Becher.

[X u. 427 S.] Lex.-8. 1914.
Geh. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—, in Halbfranz geb. M. 16.—

Inhalt: Einleitung. Aufgabe der Naturphilosophie. Naturerkenntnistheorie. Gesamtbild der Natur.

Der Autor skizziert zunächst kurz die Geschichte der Naturphilosophie und zeigt daran die hohen Aufgaben dieser Wissenschaft im Kulturleben der Gegenwart. Es folgt eine Untersuchung des Begriffes „Natur", dann die Naturerkenntnistheorie: eine Prüfung der Voraussetzungen der Naturforschung. Den Hauptteil bildet ein großzügiger Entwurf der eigentlichen Naturphilosophie, der ein modernes Gesamtbild der Natur liefert.

Teil I, Abt. 5:

Allgem. Geschichte der Philosophie

2., vermehrte und verbesserte Auflage. [X u. 620 S.] Lex.-8. 1913.
Geh. M. 14.—, in Leinwand geb. M. 16.—, in Halbfranz geb. M. 18.—

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. A. Die orientalische (ostasiatische) Philosophie. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die chinesische Philosophie: W. Grube. III. Die japanische Philosophie: T. Inouye. — B. Die europäische Philosophie (und die islam.-jüd. Philosophie des Mittelalters). I. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. II. Die patristische Philosophie: C. Baeumker. III. Die islamische und die jüdische Philosophie des Mittelalters: I. Goldziher. IV. Die christliche Philosophie des Mittelalters: C. Baeumker. V. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

„Einer der ausgezeichnetsten Teile der ‚Kultur der Gegenwart'. ... Für die Gediegenheit des Inhalts bürgen schon die Namen der Autoren; zu der Trefflichkeit des Inhalts aber tritt eine so mustergültige Form, daß man das Bekannteste mit Genuß liest." (Das humanistische Gymnasium.)

Probeheft über das Gesamtwerk auf Wunsch kostenfrei vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

DIE KULTUR DER GEGENWART
IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

Teil III, Abt. IV, Bd. 2:

Zellen- und Gewebelehre Morphologie u. Entwicklungeschichte

Unter Redaktion von †E. Strasburger und O. Hertwig.

1. Botanischer Teil
Unter Redaktion von †E. Strasburger.
Mit 135 Abb. [VIII u. 338 S.] Lex.-8. 1913.
Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—

2. Zoologischer Teil
Unter Redaktion von O. Hertwig.
Mit 413 Abb. [VIII u. 538 S.] Lex.-8. 1913.
Geh. M. 16.—, in Leinwand geb. M. 18.—, in Halbfranz geb. M. 20.—

Inhalt des botanischen Teiles: Pflanzliche Zellen- und Gewebelehre: †E. Strasburger. — Morphologie u. Entwicklungsgeschichte der Pflanzen: W. Benecke.

Inhalt des zoologischen Teiles: Die einzelligen Organismen: R. Hertwig. — Zellen und Gewebe des Tierkörpers: H. Poll. — Allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere: O. Hertwig. — Entwicklungsgeschichte und Morphologie der Wirbellosen: K. Heider. — Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere: F. Keibel. — Morphologie der Wirbeltiere: E. Gaupp.

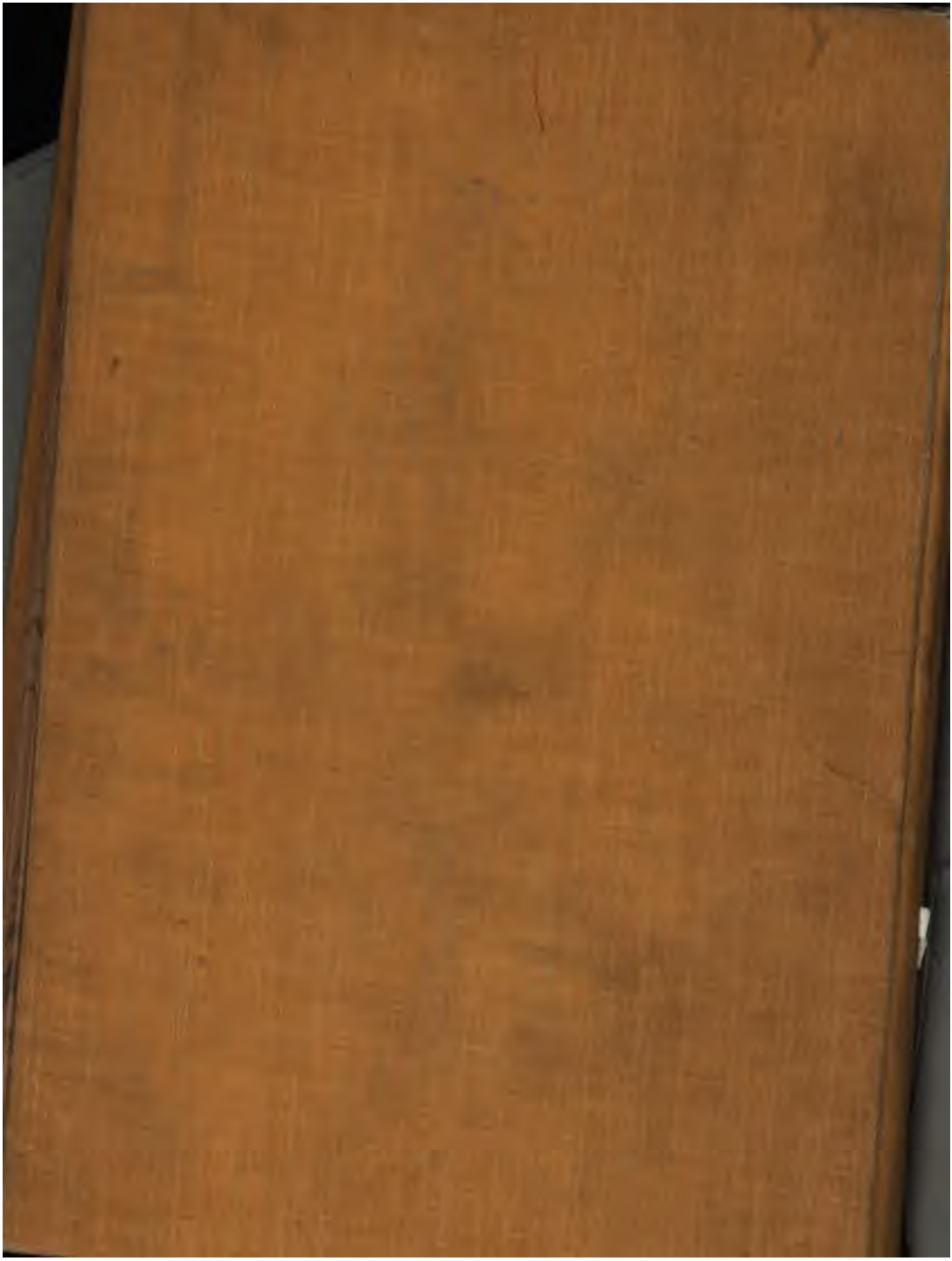
„Eine der großartigsten Unternehmungen ist diese ‚Kultur der Gegenwart', und der Herausgeber, die Abteilungsleiter und Bandredakteure wie der Verleger verdienen Dank und Anerkennung. Gerade für die beiden vorliegenden Bände, die die Lehre von den organischen Formen und ihre Entwicklung behandeln, war es besonders schwer, allgemeinverständlich und dabei doch gründlich zu sein. Um so mehr darf man sich freuen, die Lösung der Aufgabe als gelungen bezeichnen zu können. Mitten in den speziellen Auseinandersetzungen merkt man das auf die allgemeine Aufgabe gerichtete Auge, das Bestreben, auch den entlegensten Teil der Wissenschaft der großen Kultur der Gegenwart einzuordnen." (Dtsch. Lit.-Ztg.)

Teil III, Abt. IV, Bd. 4:

Abstammungslehre, Systematik Paläontologie, Biogeographie

Unter Redaktion von R. Hertwig und R. v. Wettstein.

Mit 112 Abbildungen. [X u. 612 S.] Lex.-8. 1913.
Geh. M. 20.—, in Leinwand geb. M. 22.—, in Halbfranz geb. M. 24.—

Inhalt: Die Abstammungslehre: R. Hertwig. — Prinzipien der Systematik mit besonderer Berücksichtigung des Systems der Tiere: L. Plate. — Das System der Pflanzen: R. v. Wettstein. — Biogeographie: A. Brauer. — Pflanzengeographie: A. Engler. — Tiergeographie: A. Brauer. — Paläontologie und Paläozoologie: O. Abel. — Paläobotanik: W. J. Jongmans. — Phylogenie der Pflanzen: R. v. Wettstein. — Phylogenie der Wirbellosen: K. Heider. — Phylogenie der Wirbeltiere: J. E. V. Boas.

„Die Aufgabe, das gewaltige, für den einzelnen schier unübersehbare Tatsachenmaterial kritisch zu sichten und unter Hervorhebung des Wichtigsten und Vermeidung aller Einzelheiten auf einem nur eng begrenzten Raume in allgemeinverständlicher Form und doch strenger Sachlichkeit darzustellen, ist hier glänzend gelöst worden. Unter den Bearbeitern finden wir ausnahmslos klangvolle Namen, die in den von ihnen bearbeiteten Fächern unbedingte Autoritäten sind.... Ein Werk, das alle die Fragen in sachlich unanfechtbarer, darstellerisch vollendeter Art behandelt, darf daher auf eingehendste Beobachtung Anspruch erheben." (Hamburger Nachrichten.)